

Neue Jahrbücher für deutsche Wissenschaft

Unter Mitwirkung von Heinrich Jilek und Reinhold Schirmer
und in Gemeinschaft mit Ernst Wilmanns und Hermann Unger
herausgegeben von
Friedrich Knorr

Inhalt:

F. Knorr, Dichtungsgeschichte als nationale Aufgabe / R. Herbig, Spätantike Bildniskunst / R. Scholz, Krisis und Wandlungen des Reichsgedankens am Ausgange des Mittelalters / A. Meyer, Das Theater der Nachkriegszeit in Frankreich in seinen Hauptvertretern / F. Grosse, Um die Toleranz Thomas Mores (1478–1535) / E. Hönncher, Ganzheit und Struktur / F. K., Hans Naumann und Wolfram von Eschenbach – Wissenschaftliche Fachberichte: R. Schirmer, Vorgeschichte und germanische Altertumskunde / B. Schier, Deutsche Volkskunde / E. Schön, Französisch / R. Sennewald, Pädagogik



13. Jahrgang

1937

Heft 1

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Neue Jahrbücher für deutsche Wissenschaft

unter Mitwirkung von

Universitätsbibliothekar Dr. H. Fietz, Leipzig S3, Schenkdorffstraße 1

Universitätsbibliothekar Dr. Reinhold Schirmer, Leipzig C1, Flossplatz 35

und in Gemeinschaft mit

Oberstudiendirektor Dr. E. Wilmanns, Wuppertal-Barmen, Am Nordpark 13

Oberstudiendirektor Hermann Unger, Schleiz/Th., Reformrealgymnasium

herausgegeben von

Universitätsbibliothekar Dr. Friedrich Knorr, Leipzig C1, Flossplatz 35

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

1937. 6 Hefte zu je 6 Bogen. — Preis für das Halbjahr *RM* 9.—, für den Jahrgang *RM* 18.—. Einzelhefte können nur, soweit überzählig, geliefert werden.

Manuskripte sind an den Verlag B. G. Teubner, Leipzig C1, Postschließfach 380, zu richten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung „eingeschrieben“ erfolgt nur, wenn entsprechendes Rückporto beigelegt ist. Besprechungs-exemplare sind nur an die Verlagsbuchhandlung zu senden.

Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr. Franz Groffe, Berlin SO 16, Schmidstr. 11 · Professor Dr. Reinhard Herbig, Würzburg, Domorschulstr. 16 · Dr. Ellen Hönncher, Leipzig, Kurprinzstr. 20 · Univ.-Bibliothekar Dr. Friedrich Knorr, Leipzig Flossplatz 35 · Professor André Meyer, Paris XI. 10 Rue Oberkampf · Professor Dr. Bruno Schier, Leipzig C1, Schichtstr. 2 · Dr. Reinhold Schirmer, Leipzig C1, Mozartstr. 13 · Univ.-Professor Dr. Richard Scholz, Leipzig S3, Hardenbergstr. 33 · Professor Dr. Eduard Schön, Hamburg 30, Eidelstedter Weg 21 · Studienrat Richard Sennewald, Schleiz, Kammergutsweg

Seit mehr als hundert Jahren haben sich die „Jahrbücher“ bemüht, der inneren Besinnung und der sachgemäßen Klärung der geistigen Aufgaben zu dienen, die sich aus dem vielfältigen Leben unseres Volkes ergaben. In dieser Zielsetzung wollen sie auch heute in einem vertieften Sinne festhalten. Denn der durch den Nationalsozialismus bewirkte Wiederaufstieg unseres Volkes stellt auch an die geistige Arbeit neue Ansprüche. Zumal die Wissenschaft hat sich mehr als früher ihrer Abhängigkeit vom völkischen Schicksal und ihrer dienenden Funktion im Leben des Volkes bewusst zu sein. Das verpflichtet sie zu neuen Fragestellungen und fordert neue methodische Mittel. Hier sehen die Jahrbücher ihren Aufgabenbereich. Sie hoffen gerade auch im Blick auf Universität und höhere Schule zum Ort einer wahrhaft lebendigen Begegnung aller derer zu werden, in deren Arbeiten, mögen sie auch auf den verschiedensten Gebieten liegen, der Quellpunkt sichtbar wird, von dem sie ausgehen müssen und dem sie immer wieder dienstbar bleiben: der lebendige deutsche Mensch auf seinem Weg zu Volk und Reich.

Anzeigengrundpreis: $\frac{1}{2}$ Seite *RM* 75.—, für Verleger und Unterrichtsanstalten ermäßigter Grundpreis: $\frac{1}{2}$ Seite *RM* 67.50. Seitenteile entsprechend. — Anzeigenannahme: Anzeigenverwaltung Berthold Giesel, S. m. b. H., Berlin W 57, Potsdamer Straße 76b, Fernsprecher: Palast B 7, 4588. Postfachkonto: Berlin Nr. 6018.

Die „Neuen Jahrbücher“ treten in das Jahr 1937 mit einem veränderten Untertitel. Das bedeutet keineswegs eine Änderung ihres Programmes. Die Heraushebung der deutschen Wissenschaft will nur das mit stärkerem Nachdruck zusammenfassend kennzeichnen, was die Zeitschrift seit Jahren als ihr eigentliches Aufgabengebiet und als das Ziel aller ihrer Bemühungen versteht. Die deutsche Wissenschaft ist im weitesten Sinne im Aufbruch. Die „Neuen Jahrbücher“ wollen ihr gerade in dieser entscheidenden Zeit dienen. Sie wollen der Ort derer sein, die sich nicht nur zum neuen Reich bekennen, sondern dieses Bekenntnis gerade im Bereich der Wissenschaft als die Verpflichtung zu höchster Leistung verstehen. Ihr Glaube an die neue deutsche Wissenschaft ist ihr Glaube an den geistigen Auftrag der Jugend des neuen Reiches.

Der Einleitungsaufsatz von **Knorr**-Leipzig stellt die Grundlinien einer nationalen Dichtungsgeschichte heraus — die Gesichtspunkte, die für die Bemühungen der letzten Jahre in den „Jahrbüchern“ maßgebend waren und für die künftige Arbeit an diesem Kerngebiet der deutschen Geistesgeschichte bestimmend sein werden. Der Aufsatz ist ebensowohl ein Rechenschaftsbericht wie ein Programm, das den Ausblick auf eine Fülle neuer Aufgaben eröffnet.

Herbig-Würzburg beleuchtet in seiner Darlegung spätantiker Bildniskunst ein Stück Geistesgeschichte der ausgehenden Antike in einer neuen Weise und zeigt die Notwendigkeit, die landläufige Beurteilung dieser Epoche in mancher Hinsicht zu berichtigen.

Die Verfolgung der geschichtlichen Entwicklung der Reichsidee wird auch im neuen Jahrgang eine besondere Aufgabe der „Jahrbücher“ bleiben. **Scholz**-Leipzig leitet mit der Untersuchung ihrer Wandlungen im Spätmittelalter eine ganze Reihe weiterer Arbeiten ein, die der geistigen Besitzergreifung der Reichsgeschichte dienen wollen.

Meyer-Paris legt die inneren Kräfte des französischen Theaters der Nachkriegszeit dar. Ein weiterer Aufsatz dazu vom gleichen Verfasser wird folgen.

Der Erhellung des Toleranzgedankens bei Thomas More ist der Aufsatz von **Grosse**-Berlin gewidmet.

Hönninger-Leipzig gibt an Hand der Kruegerfestschrift einen Überblick über die Arbeiten und Ziele der Leipziger Psychologen-Schule, in deren Mittelpunkt die Probleme der Ganzheit und der Struktur stehen.

Die Glosse über Hans Naumann von **F. R.**-Leipzig will der Klärung der neuen Ansätze in der Dichtungsgeschichte des deutschen Mittelalters dienen.

Das Heft schließt mit den Fachberichten über Vorgeschichte und germanische Altertumskunde, Deutsche Volkskunde, Französisch und Pädagogik.

be.

r Fragen, die
 aserer großen
 en, eine ab/
 Nichts ist uns
 hungen sein
 ickelt werden
 blick über die
 und über die
 aus ergeben.
 beitsabschnitt
 uns eine verz
 weil aus noch
 ein das einz
 e Frage nach
 esultate und
 unkte. Diese
 als das aus
 nde Bedürf/
 verbindet mit
 en Schaffens
 geschichtlichen
 überkommene
 ung nicht zu
 sondere Auf/
 : zumal heute
 : greifung der
 : heute keine
 Dichtung zu
 aus möglich,
 zur Klarheit
 blematik der
 r ist, und zur
 r Mittel des
 enen Wissen/
 Es empfiehlt
 e Auslegung

Ne für de

Universitätsbibliothek
Universitätsbibliothek

Oberstudiendirektor
Oberstudiendirektor

Universitätsbibliothek
Verlag

1937. 6 Hefte zu je 6
R.M. 18.—. &
Manuskripte sind ab
zu richten. Für unver
Rücksendung „eingeschr
Besprechungszei

Dr. Franz Groffe,
Würzburg, Domerschul
Bibliothekar Dr. Fried
Paris XI. 10 Rue Ober
Dr. Reinhold Schir
Scholz, Leipzig S 3, S
Eidelstedter Weg 21

Seit mehr als hund
sinnung und der s
dem vielfältigen Leben
in einem vertieften Sin
Wiederaufstieg unseres
Wissenschaft hat sich me
dienenden Funktion im
Fragestellungen und for
gabenreich. Sie hoffen
wahrhaft lebendigen Be
auf den verschiedensten
gehen müssen und dem
Men

Anzeigengrundpreis: 1/2 S
1/2 Seite R.M. 67.50. Seitenteile
S. m. b. H., Berlin W 57, Potsd

Dichtungsgeschichte als nationale Aufgabe.

Von

Friedrich Knorr.

Die Grundlinien einer neuen Betrachtung dichtungsgeschichtlicher Fragen, die wir hier darlegen und in ihrer Bedeutung für die Auslegung unserer großen Dichtung untersuchen wollen, können nicht den Anspruch erheben, eine abgeschlossene Lehre der Poesie und ihrer Geschichte zu umreißen. Nichts ist uns vielmehr klarer, als daß dies nur die Frucht eindringlicher Bemühungen sein kann, die in ihrem ganzen Umfang an dieser Stelle nicht entwickelt werden können. Was hier gegeben werden soll, ist vielmehr nur ein Überblick über die Gesichtspunkte, die uns bei unserer Arbeit bisher geleitet haben, und über die Folgerungen, die sich für ein neues Verständnis der Dichtung daraus ergeben. Eine solche zusammenfassende Umschau ist nach einem größeren Arbeitsabschnitt schon deshalb nötig, weil wir heute mehr denn je empfinden, daß uns eine verbindliche Anschauung vom Wesen der Dichtung völlig fehlt und weil aus noch näher darzulegenden Gründen der Ansatz neuer Bemühungen allein das einzelne dichterische Werk sein kann. Es entsteht hier ganz von selbst die Frage nach dem Zusammenhang der an verschiedenen Stellen erarbeiteten Resultate und nach der inneren Einheitlichkeit der diese Arbeit leitenden Gesichtspunkte. Diese Frage aufzuwerfen und zu beantworten ist heute um so wichtiger, als das aus den großen Erschütterungen des Menschen unserer Lage sich erhebende Bedürfnis nach einer neuen Auseinandersetzung mit der Dichtung sich verbindet mit einer tiefen Ahnung des inneren Zusammenhanges des dichterischen Schaffens selbst und seiner Untrennbarkeit von dem ehernen Gang des geschichtlichen Schicksals des Menschen überhaupt. Gerade ihn aber hat uns die überkommene Wissenschaft von der Dichtung und ihrer geschichtlichen Entwicklung nicht zu vermitteln vermocht, und es scheint, daß diese Erkenntnis eine besondere Aufgabe unserer Lage ist. Aber die Lösung dieser Frage kann wiederum zumal heute nicht anders gegeben werden, als aus einer unmittelbaren Besitzergreifung der großen Zeugnisse des dichterischen Geistes heraus. Nicht daß wir heute keine Möglichkeit hätten, uns eigene, ursprüngliche Gedanken über die Dichtung zu machen! Im Gegenteil, es wird sich zeigen lassen, daß dies durchaus möglich, ja notwendig ist. Aber diese Anschauungen aus sich selbst heraus zur Klarheit zu bringen, ist unendlich schwer. Denn in sie strömt die ganze Problematik der menschlichen Existenz ein, von der die Dichtung nicht mehr abzulösen ist, und zur Entfaltung dieser Zusammenhänge bedarf es der Ausbildung neuer Mittel des Denkens, nachdem der Niedergang, ja die Auflösung der überkommenen Wissenschaft gerade im Versagen vor dieser Aufgabe offenbar geworden ist. Es empfiehlt sich also, die grundsätzliche Besinnung im engen Anschluß an eine neue Auslegung



der großen Dichtung zu betreiben, denn in ihr muß sichtbar werden, welcher neue Zugang zur Dichtung selbst sich eröffnet. Dieser Weg schließt freilich die Möglichkeit aus, mit dem Anspruch der Endgültigkeit auftretende Theorien zu formulieren. Aber damit tragen wir ja nur der Tatsache Rechnung, daß wir heute erst am Anfang eines neuen Verständnisses der Dichtung stehen, das sich uns als eine um so größere Aufgabe zu erkennen gibt, je tiefer wir in diese wiederum einzudringen vermögen. Andererseits wird sich zeigen, daß sich doch eine ganze Reihe wertvoller Einsichten ergibt, die nicht nur die geschichtliche Betrachtung neu beleben, sondern sich als die Fundamente einer Poetik erweisen, die sich als die Aufgabe der Zukunft darstellt und in der nicht nur der Geist unserer Zeit lebendig ist.

Wir knüpfen unsere Betrachtungen also an die Auslegungen großer Dichtungen an, die wir an dieser Stelle zu geben versucht haben. Und zwar wählen wir dazu mit Bedacht drei mächtige Erscheinungen aus ganz verschiedenen Epochen unserer Dichtungsgeschichte, nämlich die Dichtung Wolframs v. Eschenbach, Grimmelshausens und Jean Pauls.¹⁾ Übersteht man unsere Deutungsversuche der Hauptwerke dieser drei Großen einmal im Zusammenhang, so ergibt sich zunächst, daß sie vermieden haben, von irgendwelchen Einordnungen im überlieferten Sinne auszugehen. Ausgangspunkt war vielmehr jeweils das Werk selbst in seiner Eigenart und der Zugang die schlichte Aufnahme seiner Gesamtgestalt als einer unteilbaren Einheit. Diese Betrachtungsweise, die jede Seite des dichterischen Werkes gleich wichtig nimmt, führte uns zunächst zu der Einsicht, daß es den bisherigen Auslegungsversuchen nicht gelungen ist, die lebendige Ganzheit des jeweiligen Werkes wirklich zu verstehen, daß sie sich vielmehr gerade im Blick darauf in eigenartige Widersprüche verwickeln, die immer wieder dem Werk selbst zur Last gelegt werden. Man denke hier etwa an die Behandlung der Gawanhandlung im „Parzival“, die man immer wieder als einen merkwürdigen Fremdkörper in diesem großen Epos angesehen hat, statt sie als einen höchst bedeutsamen Bestandteil der Dichtung aus ihrer Gesamtstruktur zu verstehen. Oder man denke an die immer wieder mißlungenen Versuche eines wirklichen Verständnisses der Gralsfrage in ihrer eigenartigen Verstrickung in den Ablauf der Handlung dieses Werkes oder an die Einordnung des Gralskönigtums in das Ganze der ritterlichen Welt. Oder aber man erinnere sich im Blick auf Grimmelshausens großen Roman an die unbefriedigenden Erklärungen des utopischen Schlusses, der doch irgendwie zum Ganzen dieser Dichtung gehören muß. Oder man denke im Hinblick auf Jean Pauls dichterisches Werk an die ungenügende Erklärung der Absage des Dichters an den titanischen Geist des Genies, ohne die eine Schöpfung wie der „Titan“ überhaupt nicht zu verstehen ist, oder an die Behandlung der scheinbar so widerspruchsvollen Auslegung des Menschen in seinen Schriften, der bald als vereinsamtes Ich, bald

1) Einzelnachweise zu den folgenden Ausführungen siehe in meinen Aufsätzen über Wolframs „Parzival“, N. Fb. '34, 509 ff., über „Jean Paul“, N. Fb. '36, 533 ff. und in dem Aufsatz von N. Fink über „Grimmelshausen“, N. Fb. '36, 306 ff.

09497

als Wesen der lebendigen Gemeinschaft uns entgegentritt. Das Unvermögen, diese wichtigen Zusammenhänge sinnvoll zu klären, bedeutet in jedem der drei Fälle einen Verzicht auf ein wirkliches Verständnis des künstlerischen Gesamtwillens unserer Dichter, wie er in ihren wichtigsten Werken zum Ausdruck kommen muß. Indem wir uns nun bemühten, gerade ihn zu enthüllen, wurde uns zum einzigen Kriterium gerade diese jeweilige Gesamtgestalt des Werkes selbst, und es ergab sich, daß von ihr her eine in die Tiefe dringende Auslegung durchaus möglich war, ohne sich in solche Widersprüche verlieren zu müssen.

Überblicken wir nun ihre Ergebnisse im Zusammenhang, so findet sich zunächst bei unseren drei Dichtern eine eigenartige Übereinstimmung in der wesentlichen Problemstellung. Es zeigt sich, daß es ihnen im letzten nicht um die Schilderung der Lebenswege eines einzelnen Helden ging, auch nicht um die Enthüllung des existenziellen Charakters des einzelnen Menschen, sondern um die Aufdeckung eines umfassenderen Tatbestandes, den wir als Menschenwelt bezeichnet haben. Diese Menschenwelt fiel mit dem jeweils geschilderten äußeren Bild der Welt — also bei Wolfram etwa dem Rittertum, bei Grimmelshausen den Soldaten, Bauern und Adligen oder bei Jean Paul den bürgerlich höfischen Lebensformen der kleinen Residenzstädte — nicht zusammen, sondern erwies sich als ein Tieferes, das der Dichter erst sichtbar zu machen hatte. Es stellte sich heraus als das schicksalhafte Miteinander der Menschen, das sie hinter allen äußeren Formen des Zusammenlebens unlösbar bindet. In ihm erst entscheidet sich das Schicksal des Einzelnen wahrhaft, und weder Parzival noch Simplicius noch Albano sind in der Eigenart ihres Seins und ihrer Schicksale ohne diese Einbettung in das Miteinander zu verstehen. Die tiefe Not, die Parzival erleidet, entspringt seinem Verhältnis zu Anderen, mit denen er leben muß, der traurige Lebensweg des Simplicius wird immer wieder entscheidend bestimmt durch die, denen er begegnet, die er flieht und ohne die er doch nicht sein kann, und Albanos einsamer, stolzer, genialischer Geist beugt sich zuletzt willig der Notwendigkeit, für andere zu wirken und zu schaffen. So erweist sich also bei allen drei Dichtern als das Entscheidende, daß hinter den äußeren Formen der Gemeinschaft dieses Miteinanders sein gesehen wurde als der eigentliche Urgrund des Daseins. Das bedeutete nun aber bei keinem, daß etwa die Verfolgung des Einzelschicksals unwichtig geworden wäre. Im Gegenteil. Gerade der Mensch in seiner Vereinzelung wird mit so großartiger Plastik herausgearbeitet, wie es heute auch die Existenzialphilosophie nicht eindringlicher vermöchte. Sie erscheint durchaus als unabwendbares Schicksal des Menschen, dem er um keinen Preis enttrinnen kann, so wenig wie dem Miteinander. Aber die Vereinzelung ist nicht seine letzte Bestimmung. Es ist dem Einzelnen mit nicht minder schicksalhafter Schwere aufgegeben, mit den Anderen zu leben und sie über alle Abgründe hinweg immer von neuem zu suchen und sich für sie zu entscheiden. Erst damit, ob er diese Entscheidung wagt, fällt das letzte Wort über sein Schicksal. Und erst aus dieser Verstrickung des Einzelnen in das größere Ganze der Menschenwelt entfalten sich die entscheidenden Ansätze, aus denen die Dichtungen herauswachsen und von denen aus sie allein gerade

in ihrer Gesamtgestalt verstanden werden. Parzival ist ein Mensch mit allen großen Tugenden seines Standes, und er hat alles Leid des Daseins durchgekämpft, schon lange bevor er seine wesentliche Aufgabe, kaiserlicher Herr und Ordner der Welt zu werden, durch die rettende Tat an Amfortas vollzieht, und alle geistige und menschliche Größe Albanos umschreibt ihn als Gestalt des „Titan“ nicht so bestimmt, wie die schlichte Entscheidung für die Welt der Gemeinschaft. Umgekehrt kann alles durchgekämpfte Leid, das alle Tiefen der einsamen Existenz in ihm aufreißt, Simplicius nicht erlösen, weil er diese Entscheidung für die Anderen nicht zu fällen vermag. Diese Entscheidung aber liegt bei allen drei Dichtern in einer metaphysischen Schicht und ist mit psychologischen Mitteln nicht zu erklären. Das wird am schönsten deutlich in der Behandlung der Freundschaft in den genannten großen Dichtungen. Parzival, Simplicius und Albano pflegen die Freundschaft in einem tiefen und schönen Sinn. Aber die Freundschaft zu Gawan oder Artus hilft Parzival nichts, wo es um die Rettung des Amfortas und damit um die endgültige Gewinnung des Anderen geht. Auch die Freundschaft zu Herzbruder befreit Simplicius nicht aus der Verlorenheit der Vereinzelung, so wenig sie Albanos letzte Entscheidung für ein Leben der Tat in der lebendigen Gemeinschaft zu bestimmen vermag.

Wir haben also bei allen drei Dichtern insofern eine gleichartige Auffassung des Miteinanderseins angetroffen, als die Zugehörigkeit zu ihm die Vereinzelung des Menschen nicht etwa aufhebt, vielmehr den Einzelnen erst in ganzer Tiefe heraustreten läßt, als dem einzelnen Menschen immer wieder die Entscheidung für oder gegen das Miteinander als seine höchste Bestimmung zugehoben und diese Entscheidung doch nicht im Willen oder in bestimmten seelischen Kräften des Einzelnen gesucht, sondern als ein metaphysischer Vorgang von großer Bedeutung verstanden wird. Aus dem scheinbar so selbstverständlichen Tatbestand der Gemeinschaft der Menschen wird also bei unseren Dichtern ein schwerwiegender und dunkler Problemzusammenhang, der in seinen Grundzügen bei ihnen allen übereinstimmt und für die Grundstruktur und das Ganze ihrer Dichtung bestimmend ist.

Nun treten aber entscheidende Unterschiede zutage im Hinblick auf die Art, wie diese Problematik gelöst werden soll, die von allen dreien als das eigentliche Anliegen ihres Dichtens verstanden wird. Bei Wolfram finden wir einen umfassenden und tiefdringenden Versuch, jene metaphysische Entscheidung wirklich zu deuten, zu begründen und auszulegen — in Grimmelshausens Dichtung wird sie überhaupt nicht vollzogen, und wir müssen ihre Notwendigkeit nur aus den schweren Folgen dieser Tatsache erschließen, bei Jean Paul wird sie zwar gefällt, aber ohne in ihrer inneren Begründung sichtbar zu werden. Daraus entwickeln sich nun verschiedene Bilder der konkreten Menschenwelt bei den einzelnen Dichtern, die für das Verständnis des inneren Zusammenhanges ihres Schaffens von entscheidender Bedeutung sind, und die wir deshalb kurz zu umreißen haben.

Im „Parzival“ geht es, wie wir seinerzeit darzulegen suchten, im letzten um die Erlösung des Amfortas. Sie ist nur möglich, indem Parzival sich aus

seiner Vereinzelung für den Anderen hingibt. Diese Entscheidung ist hier an die Kraft einer bestimmten Erkenntnis geknüpft, die außerhalb der Reichweite des individuellen Willens liegt. Es ist die Erkenntnis, daß der einzelne Mensch den Anderen braucht aus einer tiefen existenziellen Not, wie sie in der Gralsfrage zum Ausdruck kommt. Diese Erkenntnis erwächst allein aus dem Erlebnis der eigenen notvollen Hilfsbedürftigkeit, wie sie in der Sünde erfahren wird, die das unentrinnbare Schicksal des vereinzelt Menschen ist. In der Durchkämpfung dieses Schicksals erwacht in Parzival die Erkenntnis der Hilfsbedürftigkeit der Kreatur. Sie ist die Voraussetzung für die in ihm aufbrechende Kraft der wahren Hingabe. Aber der Weg durch die Verzweiflung der Sündhaftigkeit konnte nicht gegangen werden ohne das Wissen, daß diese die Bestimmung der Welt und doch zugleich die Voraussetzung ihrer Erlösung ist. Dieses Wissen bringt die christliche Lehre, wie sie Trevrizent verkündet. Von ihm geht die Kraft des Durchhaltens in einem dunklen Dasein aus, ohne die es auch keine Kraft der Hingabe gäbe. Wenn der Dichter also am Ende selbst sagt, daß Parzivals Berufung vor den Gral ein Akt der göttlichen Gnade sei, so stellt sich diese Gnade doch als ein sehr konkreter Vorgang im Menschen selber dar. Es ist im letzten die Entscheidung des Einzelnen für das Miteinandersein aus einer tiefen und gläubigen Erkenntnis der Fragwürdigkeit des Menschen. Gäbe es diese Entscheidung nicht, so versänke die Gemeinschaft in die Sündhaftigkeit der Vereinzelung, deren Ende die gegenseitige Vernichtung aller wäre. Nun ist für Wolframs Bild der Menschenwelt allerdings noch eine Tatsache von grundlegender Bedeutung. Diese Entscheidung kann im wahren Sinn immer nur einer fallen. Die übrigen bleiben trotz ihrer Bindung durch das Rittertum in der dauernden Gefahr dieser Sündhaftigkeit stehen, die sie zwar mildern können durch die Größe des Herzens, die sie aber nicht wirklich zu überwinden vermögen. Wie so hinter den äußeren Formen des Rittertums eine ständig drohende Gefährdung der Menschenwelt sichtbar wird, so erhält jener eine nun noch ganz besondere Aufgabe gerade im Hinblick darauf. Er wird Träger und Garant einer Ordnung des Miteinanders, die diese Gefahr bannt. Diese Ordnung hebt die Formen der ritterlichen Welt nicht auf, sondern sie wirkt durch sie hindurch und gibt ihnen, die von sich allein aus die Gefährdung der Welt nicht überwinden könnten, erst ihren eigentlichen Sinn. So findet nicht nur Gawain seinen natürlichen Ort im Ganzen dieser Welt, sondern das ritterliche Gralsreich mit seiner hierarchischen Spitze erweist sich als ihr tiefster Ausdruck selbst. Es tritt uns also hier die Gesamtstruktur der Welt als eine aus ihren tiefsten Kräften selbst groß gefügte Ordnung entgegen auf dem Hintergrund des aus der sündhaften Vereinzelung des Menschen drohenden Chaos.

Blicken wir nunmehr auf Grimms Hausens großen Roman, so zeigt sich uns ein durchaus anderes Bild. Der Held vermag hier die Entscheidung für die Anderen nicht zu treffen. Er steht in der völligen Vereinzelung und verbleibt in ihr. Die Welt aber, die uns der Dichter gestaltet, steht nun im Zeichen des vollendeten Chaos. Es ist die Welt, die im Parzival schon als bloße Möglichkeit

überwunden wird. Auch die Reste überkommener Formen, das Bauerntum, der Adel sind im Zerfall und in Auflösung. In dieser Welt gibt es keine Ordnung mehr, sondern nichts als die blinde Fortuna, die den Einzelnen beschenkt oder vernichtet. Dieser Einzelne aber kennt keine andere Haltung als die der Selbstbehauptung oder der Verzweiflung. Auch Simplicius als der Held des Ganzen erhält vom Dichter keine eigentliche Aufgabe mehr in dieser Welt. Sein einziges Ziel ist, ihr möglichst mit heiler Haut zu entinnen. Wir treffen nun also auch jenes tiefe Bedürfnis einer Erkenntnis der Welt nicht mehr an, wie es das Leben Parzivals bestimmte. Auch die christliche Unterweisung durch den Einsiedler mit ihren drei Grundsätzen: sich selbst erkennen, böse Gesellschaft meiden und beständig bleiben, weist ihn nur auf sich selbst zurück. So bleibt am Ende nur der verzweifelte Versuch der Flucht aus der zerfallenen Gemeinschaft, die er nicht mehr versteht. Aber diese Flucht kann nicht gelingen, denn der Andere steht immer wieder da, wenn nicht als Aufgabe, so als Bedrohung. Dem Miteinandersein kann der Mensch auch hier nicht entfliehen — es sei denn in eine utopische Einsamkeit, aber nicht einmal hier ist er wirklich allein. Die Welt wird also nicht mehr bewältigt — aber die Schlußutopie deutet zugleich an, daß ihr auch nicht entflohen werden kann. Der Mensch bleibt also auch hier im Miteinandersein stehen, und die Dichtung ist als Ganzes ohne den Blick darauf nicht zu verstehen. Aber das Miteinandersein enthüllt nun seine andere Seite. Es wird zur Hölle der Anarchie, wenn der Einzelne die Kraft verliert, sich wirklich dafür zu entscheiden, und das Leben des Menschen zerschellt mit dem Ganzen trotz aller Versuche einer Einkehr zu Gott.

Ein wiederum anderes Bild treffen wir in der Dichtung Jean Pauls an. Sie scheint sich zunächst durchaus aus dem Erlebnis der Einsamkeit des Menschen zu entfalten. Der Einzelne wird hier in einer Tiefe gesehen wie bei kaum einem anderen Dichter unserer Geistesgeschichte. Aber trotz allem wird ihm, der schicksalhaft ein Abgrund des Alleinseins ist, die Entscheidung für den Anderen auferlegt. Der Schluß des „Titan“ ist ohne diese Tatsache nicht zu verstehen, und es bliebe nur das völlig unzulängliche Urteil der Literaturhistorie, daß er ein Ausdruck künstlerischen Versagens ist. Der Dichter hat ihn aber selbst als seine letzte Absicht mehrfach bezeugt und sich ausdrücklich zu ihm bekannt. Sieht man ihn aber als innersten Abschluß des ganzen Dichtwerkes, so stellt er sich dar als ein letztes Gericht über den Menschen von der Gemeinschaft her, das Jean Pauls Dichtung erst ihre ganze Größe gibt. Es zeigt sich dann, daß es auch hier darum geht, ob der Einzelne sich für die Welt der Anderen aufzuopfern vermag oder nicht. Albano hat diese Kraft, er wird ein deutscher Fürst und erhält ein Amt in der lebendigen Gemeinschaft, das dem Parzivals nicht gleichkommt, aber das ihm ähnlich ist. Er soll ein wahrer Vater seines Landes werden. Gaspard, Raquairol und Schoppe haben diese Kraft nicht. Ihnen bleibt am Ende nichts als Untergang oder Flucht aus der Welt. Fragt man aber nun, was Albano diese Kraft gibt, so läßt einen der Dichter unbefriedigt. Sein ganzes Werk ist durchzogen von dem Mühen, den Menschen trotz seiner Isolation als Glied des Miteinanders,

dem er zugehört, zu begreifen. Jean Paul hat diese Aufgabe nicht gelöst. Es bleibt bei der Anerkennung der Gemeinschaft als einer Grundtatsache des Daseins, aber sie wird aus der Eigenart der menschlichen Existenz nicht entfaltet und in ihrer inneren Notwendigkeit begründet. So geht von den entscheidenden Menschen Jean Pauls auch nicht die Kraft einer neuen Gemeinschaftsgestaltung aus, die der Mächtigkeit und Größe ihrer Innerlichkeit entspräche. Aber die von Männern wie Gaspard, Schoppe und vor allem Roquairol, von dem nur Leid ausgeht, drohende Verwirrung der Gemeinschaft wird überwunden durch den Mut der Entscheidung für eine bestehende Ordnung, die aus dem metaphysischen Miteinander wenigstens eine teilweise Rechtfertigung findet. Das Tiefste und Letzte bleibt Hoffnung und Versprechen — an uns weitergegebene Aufgabe.

Überschaut man also das Schaffen unserer drei Dichter im Zusammenhang, so zeigt sich ein im letzten bei allen gleiches Grundproblem, der Mensch im Miteinandersein. Dem in ihm jeweils aufgeworfenen Horizont fügt sich der ganze Reichtum ihres schöpferischen Gestaltens ein. Die Fülle der Gesichte erhält von dorthin Ordnung und Gestalt. Zugleich aber fanden wir sehr unterschiedliche Lösungen dieser entscheidenden und ihr gesamtes Schaffen beherrschenden Frage. Dabei ergibt sich zunächst, daß Wolframs Dichtung das Problem in seinem weitesten Umfang absteckt und es am tiefsten durchdringt und am weitestgehenden zu lösen versucht. Das ganze Geheimnis der Menschenwelt wird hier nicht nur enthüllt, Leid und Not des Menschen nicht nur in eigenartiger Weise gesehen und in seiner existenziellen Verwurzelung aufgedeckt, sondern zugleich aus der Kraft des Menschen eine Lösung gegeben, die in der Dichtung unübertroffen ist. In dieser größten Weltanschauung sind der inneren Möglichkeit nach die Weltbilder der beiden späteren Dichter bereits enthalten. Trotzdem bleiben diese selbständig wichtige Offenbarungen späterer Epochen. Denn sie enthüllen nicht nur neue Züge, zeigen auch nicht nur, wie etwa Grimms Hausens Werk, daß das Chaos, das Wolfram zu überwinden sucht, nicht nur dichterische Möglichkeit, sondern härteste Wirklichkeit ist, oder wie Jean Pauls Schaffen, daß das Streben nach einer letzten Ordnung der Gemeinschaft auch in einer äußerlich beruhigten Welt lebendig bleibt, sondern sie sind die beredtesten Zeugnisse dafür, daß das von Wolfram gesehene Problem die großen späteren Dichter in gleicher Weise bewegt und in notvoller Unruhe erhält, aber daß jeder versuchen muß, es mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu lösen.

Diese Zusammenhänge erhalten ihre ganze Bedeutung aber erst, wenn man sie in enger innerer Verbindung mit den großen geschichtlichen Epochen sieht. Denn hier erst enthüllt sich ihr wahres Schwergewicht in der in ihnen zum Ausdruck kommenden geschichtlichen Notwendigkeit. Wolframs Werk entsteht im XII. Jahrh., der Zeit der großgefügteten kaiserlichen Ordnung der germanischen Welt. Es stellt sich dar als der einzigartige dichterische Ausdruck des Reiches der großen Kaiser, als der umfassendsten Ausformung des deutschen Schicksals. Grimms Hausens Roman wächst aus der Epoche hervor, in der in den Wirren des 30jährigen Krieges diese Reichsordnung zerstört und ein Jahr:

zehntelanges Chaos der Anarchie hinterließ, in dem dem Dichter nichts blieb als von der hoffnungslosen Not des Menschen schmerzvoll zu zeugen, der sich aus der Vereinzelnung nicht zu erheben vermag und der doch das Schicksal des Ganzen zu tragen hat. Jean Pauls Schaffen aber kommt aus einer Zeit, in der die ganze Tiefe der deutschen Seele wieder aufzubrechen begann und nicht nur das deutsche Leben mit einem ungeheuren inneren Reichtum erfüllte, sondern in der sie zugleich zu ahnen anfang, daß die Gemeinschaft des kleinstaatlichen Daseins, in das sie hineingezwungen war, ihren inneren Kräften nicht gemäß war und wo sie voll Sehnsucht nach den tieferen Mächten des Miteinanderseins wieder eine große ihr gemäße Ordnung ihrer Welt erstrebte. So ist es kein Zufall, daß das Letzte, von dem Jean Pauls Schaffen kündete, das Ideal eines neuen deutschen Fürsten war.

Unsere drei Dichter sind also gerade im Entscheidenden ihres Schaffens von dem großen Fortgang unseres völkischen Werdens nicht loszulösen, ja, wenn man sie so sieht, geben sie gerade die tiefste und umfassendste Kunde von den Schicksalen, den Nöten und den seelischen Möglichkeiten der Epochen, denen sie zugehören. Sie erweisen sich selbst als ein Stück der lebendigen Gesamtgeschichte unseres Volkes, von der sie an entscheidenden Punkten ihrer Entwicklung in einem unvergänglichen Sinne Zeugnis geben — tiefer und eindringlicher, als es die Geschichtsschreibung jemals selber vermöchte. Denn das Problem, das sie immer wieder aufgreifen, ist nicht nur ein genialer dichterischer Vorwurf, sondern es ist das große, stets wiederkehrende Anliegen unserer lebendigen Geschichte selbst.

Keiner Zeit konnte das mächtiger zum Bewußtsein kommen als der unsrigen. Denn die gewaltigen Erschütterungen des großen Krieges haben uns ebenso den Menschen in seiner existenziellen Not unvergeßlich ins Bewußtsein gerufen wie die Revolution in der Neubegründung des Reiches die Ordnung des Miteinanderseins, die das anarchische Chaos der Vereinzelnung überwindet, indem sie von jedem Einzelnen unbeschadet seiner einmaligen Selbstheit die Entscheidung für die Gemeinschaft fordert. So ist für uns das in einem neuen und durchaus eigenen Sinn wiederum Aufgabe, von dem unsere großen Dichter aus ihren Epochen uns künden, und unsere Zeit ist selbst nur ein Stück Weg im großen Fortgang der deutschen Seelengeschichte, deren tiefster Ausdruck unsere Dichtung im Ganzen ihres geschichtlichen Zusammenhanges ist.

Überschauen wir also die Befunde unserer Auslegungen der Werke der drei genannten Dichter, so ergeben sich Zusammenhänge, die für die Geschichte der Dichtung wie für das Verständnis der Poesie selbst nicht mehr übersehen werden dürfen. Es hat sich zunächst gezeigt, daß unsere Methode einer schlichten Besitzergreifung der großen Dichtungen und ihre Auslegung von ihrer jeweiligen Gesamtgestalt her ohne jede Zuhilfenahme wissenschaftlicher Theorien oder Anschauungen wirklich zu einem Verständnis ihres inneren Aufbaus, ihrer wesentlichen Probleme und ihrer entscheidenden Bedeutung geführt hat. Unser Zugang erwies sich also als fruchtbarer als die verschiedenen Formen der liter-

rarhistorischen Hermeneutik, die den tiefsten Geist dieser Dichtungen nicht zu erschließen vermochten, sondern sich gerade im Blick auf ihre Gesamtgestalt in unauflösbare Widersprüche verwickelten. Als das wesentlichste Kriterium für das Schwergewicht unserer Methode betrachten wir dabei, daß sie diese Dichtungen aus sehr verschiedenen Epochen uns zugleich als gestalteten Ausdruck unseres geschichtlichen Schicksals zeigt. Denn die Elemente, aus denen sich eine wirklich große Dichtung in unserer eigenen Zeit wieder entfalten könnte, können wir nicht losgelöst von den geschichtlichen Kräften und Vorgängen dieser Zeit betrachten. Wenn sie sich aber im Grunde als die gleichen erweisen wie diejenigen, die wir bei unseren drei Dichtern antrafen, so ist uns dies im Blick auf die Zukunft der großen Dichtung in unserer eigenen Zeit nicht nur Trost, Hoffnung und Ansporn, sondern es zeigt sich zugleich, von welcher unmittelbaren Bedeutung für uns selbst die Begegnung und Auseinandersetzung mit großen Dichtungen unserer völkischen Vergangenheit ist. Denn sie geben dem Seelenraum unvergängliche Gestalt, dessen erschöpfende Erfüllung auch unsere Aufgabe ist. Indem wir uns mit ihnen beschäftigen, befassen wir uns mit den größten Möglichkeiten unseres eigenen Selbst — freilich nicht nur sofern wir Einzelne, sondern ebenso sehr, sofern wir Glieder unseres völkischen Miteinanderseins sind. Da die Erfüllung dieser Möglichkeiten aber das eigentliche Geheimnis der Geschichte ist, wird die Befassung mit der großen Dichtung aus einem bloß ästhetischen Genießen zu einer völkischen Notwendigkeit, der wir uns um so weniger zu entziehen vermögen, je ernster wir unseren geschichtlichen Auftrag nehmen und je tiefer wir ihn nicht nur als eine Sache des Geistes und der Seele, sondern zugleich des Volkes und seiner nicht zufälligen Gemeinschaftsordnung verstehen.

Unsere Betrachtungsweise offenbarte also den inneren Zusammenhang unserer großen Dichtung vom Hochmittelalter bis in die neueste Zeit, und sie enthüllte doch zugleich deren geschichtliche Wandlung. Und dabei war es wiederum das Wesentlichste, daß diese sich aus der Auslegung der Werke selber ergab, ohne daß eine allgemeine Anschauung vom Wesen der Geschichte dichterischer Gestaltung notwendig gewesen wäre. Die recht betriebene Auslegung der großen Dichtungen im Zusammenhang wird ganz von selbst zu einer lebendigen Dichtungsgeschichte. Wir haben hier zwar nur drei Werke genauer betrachtet, aber es waren die bedeutendsten, bzw. charakteristischsten unserer Literatur. Ihr innerer Zusammenhang und ihre Wandlungen konnten an ihnen in großen Strichen aufgezeigt werden. Alle übrigen Erscheinungen gruppieren sich in geschichtlicher Abfolge dem damit unrisenen Horizont ein. Dies im einzelnen aufzudecken und nachzuweisen ist die große und umfassende Aufgabe, die sich nunmehr ergibt. Je eindringlicher wir diese Aufgabe in Angriff nehmen, desto reicher wird das Bild der geschichtlichen Entwicklung selbst. Die Fruchtbarkeit des Ausgangs von den größten Erscheinungen wird sich dabei erst bei der Behandlung der kleineren Geister zeigen, deren Werke in Eigenart und Begrenzung sich allein von ihnen her verstehen lassen. Erst die fortschreitende Einzelbehandlung schafft auch hier den Einblick in den inneren Zusammenhang der Epochen, und ihr können wir

uns ruhig widmen, nachdem wir durch die Umschau von den großen Gipfeln die Gefahr der Verirrung in der Fülle des Materials gebannt haben.

Wir haben zunächst versucht, die einzelnen Dichter des hohen Mittelalters unter diesen Gesichtspunkten zu behandeln und sind für das Nibelungenlied, für Hartmann²⁾, Gottfried³⁾ und Walthar⁴⁾ zu überraschend neuen Einsichten gekommen. Denn von Wolframs großem Werk her gesehen, erschließt sich der Geist ihrer Dichtungen in seiner Eigenart nicht nur erst wirklich, sondern im Vergleich mit ihm erhalten sie zugleich ihren bestimmten geschichtlichen Ort im größeren Ganzen ihres Zeitalters.

Für die neuere Zeit wird abgesehen vom XIX. Jahrh. vor allem die neue Durchforschung und Bewertung der Klassik von diesen Gesichtspunkten aus die vordringlichste Aufgabe. Denn in dieser Epoche stehen sich eine ganze Reihe ebenbürtiger Geister gegenüber, die jeder in seiner Weise den geschichtlichen Auftrag dieser außerordentlichen Zeit zu verwirklichen streben. Wir haben unsere Betrachtungen an Jean Pauls Werk angeknüpft, nicht weil wir ihn für den Größten unter ihnen halten, sondern weil in seinem Schaffen das entscheidende Anliegen des Zeitalters in Problemstellung, Mühen und Versagen am charakteristischsten heraustritt. Wir hoffen nächstens an Goethe zeigen zu können, daß bei ihm nur die Mittel andere waren, mit denen er im Grunde die gleichen Fragen zu lösen versuchte.⁵⁾ So viel aber läßt sich jetzt schon sagen, daß es bei aller Ehrfurcht vor der Größe der klassischen Leistung nicht mehr angeht, unsere Begriffe von deutscher Dichtung zuerst und ausschließlich an ihr zu orientieren. Denn auch sie ist nur ein Stück Weg in dem größeren Ganzen, das vom hohen Mittelalter bis zur Gegenwart herüberreicht und das durch eine letzte Frage bestimmt wird, die auch die klassische Dichtung nur mit den Mitteln ihrer Zeit zu beantworten hat versuchen können. Und daß vor allem ihr zeitgebundener Humanismus die entscheidenden Anliegen nicht zu lösen vermochte — was Männer wie Herder, Jean Paul und Kleist tief gesehen haben —, wird einem erst ganz klar, wenn man bedenkt, daß diese Anliegen im Grunde die gleichen waren wie die, mit denen schon Wolfram gerungen hat und die uns in ganzer Schwere wieder aufgegeben sind.

Wenn wir so die Aufgabe bedenken, die uns gestellt ist, und die Wege übersehen, auf denen wir sie allein in Angriff nehmen können, wird uns klar, daß die traditionelle Literaturhistorie sie nicht lösen konnte. Sie hat sie als ein echtes Kind des XIX. Jahrh. nicht einmal gesehen. In den letzten Jahrzehnten hat sie ihr Versagen vor den entscheidenden Fragen selbst schon empfunden und in ihren besten Vertretern Vertiefung und Erweiterung ihrer Methoden durch eine Aufnahme der Gesichtspunkte der Existenzialphilosophie und der durch sie beeinflussten Theologie versucht. Aber auch dieser Weg konnte nicht in die Tiefe

2) Zu diesen beiden zwei demnächst an anderer Stelle erscheinende Aufsätze.

3) Siehe hierzu meinen Gottfried-Aufsatz in der *Z. f. Deutschl.* '36, 1 ff.

4) Siehe hierzu den Aufsatz von S. Müller. *N. Zb.* '36, 206 ff.

5) Man denke hier an seine Absage an den Sturm und Drang im Blick auf die verpflichtende Ordnung der Welt, an den „Tasso“ u. a. m.

der großen Dichtung führen. Denn der wahre Dichter sieht den Menschen nicht nur als Existenz, sondern er sieht ihn zugleich als Miteinandersein, und er weiß, daß aus der Zugehörigkeit des einzelnen zu einer Welt der Anderen, die ihn — und sei er auch der einsamste Gottsucher — unabdingbar beansprucht und um seiner selbst willen in eine geschichtlich sich wandelnde Ordnung zwingt, sich erst die dunkelsten und schwersten Probleme des Daseins erheben. Diese Zusammenhänge mußten erst wieder gesehen werden, bevor die große Dichtung als ihre Gestaltung wieder erkannt werden konnte. Und sie konnten erst wieder gesehen werden, nachdem in den Heimsuchungen des Krieges und dem Erlebnis der Neubegründung des Reiches durch die Revolution die Wahrheit dieser rätselvollen Bestimmung des Menschen wieder offenbar geworden war.

Unsere neue Betrachtung der großen Dichtungen in ihrem inneren Zusammenhang führt uns also zugleich zu Ansätzen einer neuen Poetik. Ihre Ausarbeitung ist die zweite große Aufgabe, die sich hier ergibt. Auch für sie wird bestimmend sein, daß sie losgelöst von den großen Fragwürdigkeiten des menschlichen Miteinanderseins nicht mehr betrieben werden kann. Es geht nicht mehr an, das Wesen der Dichtung aus einer Analyse ihrer Formen und Gestalten darlegen zu wollen. Sicherlich sind Form, Gestalt und Sprache von der größten Bedeutung für sie. Aber sie müssen in der Eigenart und der Verschiedenartigkeit ihrer Wirklichkeit von den tieferen Anliegen her verstanden werden, an denen sich die schaffende Kraft des Dichters immer wieder entzündet.⁶⁾ Diese aber erweisen sich im letzten stets als die Rätsel, die das menschliche Dasein gerade dort aufgibt, wo es dem Auge des nüchternen Geistes am selbstverständlichsten erscheint: im Miteinander der Einzelnen. Dieses in seiner außerordentlichen und einzigartigen Bedeutung zu sehen, ist die besondere Aufgabe der großen Dichter, das was ihre Existenz überhaupt erst rechtfertigt — und zwar nicht nur der deutschen. Wir haben hier an der Auslegung Shakespeares, Cervantes' ⁷⁾ und etwa Keymonts ⁸⁾ zu zeigen versucht, in welchem Maße die dichterische Inspiration überhaupt dadurch bestimmt ist. Die Auslegung der Dichtung selbst ist ohne Auseinandersetzung mit dieser Tatsache unmöglich. Gerade je größer der Dichter ist, desto mehr zeigt er sich durch sie bestimmt, desto weniger „Freiheit“ in der entscheidenden Problemstellung hat er. Die Dichtung ist so gesehen selbst ein Stück menschlicher Existenz, insofern das Mühen um dieses Problem dieser wesentlich aufgegeben ist.⁹⁾ Ihre Auslegung trifft sich hier mit den tiefsten Absichten einer echten Philosophie und Theologie.

Aber auch auf die Erkenntnisse der Dichtungsgeschichte wird die Poetik nicht verzichten können. Denn gerade der Vergleich unserer deutschen Dichter etwa mit

6) Für das Drama habe ich hier einige Gedanken zu entwickeln versucht in meinem Aufsatz über Shakespeare. N. Zb. '35, 321 ff.

7) Siehe R. Finks Cervantes-Aufsatz N. Zb. '35, 525.

8) Siehe H. Niles Keymont-Aufsatz N. Zb. '36, 48 ff.

9) Das hat Kierkegaard in seiner Kritik nicht erkannt, weil er die Tatsache des Miteinanderseins nicht sah, und somit auch das Phaenomen der Existenz nicht in seinem ganzen Umfang erfaßte.

Cervantes oder Shakespeare zeigt, daß die Ordnungsformen des Miteinanderseins von den einzelnen Dichtern verschieden gesehen werden. Der für die deutschen Dichter so entscheidende Gedanke des Reiches wird bei keinem jener beiden angetroffen, obwohl sie um das Miteinandersein nicht weniger eindringlich wissen. So zeigt sich, daß die großen Dichter auch in der Gestaltung dieser letzten Fragen in der fortwirkenden Tradition der lebendigen Geschichte ihrer Völker stehen, wie sie die wahre Dichtungsgeschichte enthüllt. Poetik und Dichtungsgeschichte bezingen sich also gegenseitig.

Es ist somit ein reiches Feld neuer Aufgaben, das sich hier auftut. Ihre Antriebe und Gesichtspunkte verdanken wir dem lebendigen Geist unserer Zeit allein. Da sich ihre Fruchtbarkeit praktisch zu erweisen beginnt, schien es wichtig und berechtigt, schon jetzt einmal auf sie hinzuweisen.¹⁰⁾

Spätantike Bildniskunst.

Von

Reinhard Herbig.

Beim Gang durch eine Sammlung antiker Plastik stößt der Betrachter inmitten einer klaren, heiteren und großen Formenwelt gelegentlich auf merkwürdige Fremdlinge (Abb. 1).¹⁾ Böllig abgewandt von den Gesetzen der hellenistischen plastischen Gestaltung mit ihrem von innen heraus getriebenen Formenreichtum scheinen sie zunächst von einem künstlerischen Unvermögen ihrer Gestalter zu zeugen. Da vermißt man das unendlich bewegte Relief des Gesichtes, kein sinnlich blühender Mund wölbt sich dem Betrachter entgegen, der üppige Rahmen des Lockenspiels fehlt dem Antlitz wie die künstlerische Gepflegtheit des Bartes, das bewegte Leben des Kopfes auf Hals und Schultern scheint erstorben, alles was Natur dem menschlichen Haupte zu Schmuck und Zierde verlieh, blieb diesen Gesichtern vorenthalten. Es ist wahrlich kein Wunder, wenn, von griechischer Form herkommend oder von der politisch repräsentierenden Kraft des römischen Bildnisses früherer Jahrhunderte bezwungen, der gelehrte Betrachter so gut wie der genußbereite Kunstfreund vor diesen Spätlingen antiker Menschengestaltung lange Zeit nichts sah als „Verfall“. Verfall der blühenden klassischen Form, Unvermögen, ihr reiches inneres Leben, das immer irgendwie im strengen Gesetz eines Typus gebunden war, darzustellen. Ein Ende, ein Verfliegen künstlerischer Fähigkeiten, die trübe Abendröte eines langen Sonnentages voll heiterer Klarheit.

Erst der Forschung der letzten Jahrzehnte war es vorbehalten, eine neue gerechtere Einstellung zu diesen künstlerischen Erscheinungen zu finden. Die Arbeit

10) Dazu beizutragen, die hier umrissenen neuen Aufgaben zur Lösung zu bringen, wird u. a. eines der besonderen Ziele der nächsten Jahrgänge der „Neuen Jahrbücher“ sein.

1) Nach Lorange, Studien (s. Anm. 2), Abb. 73. Marmoropf im Magazin des Nationalmuseums, Neapel.

begann, wie immer bei gelehrter Forschung, mit der Sammlung des Erhaltenen.²⁾ Unvoreingenommene Betrachtung, die bald zu liebevoller Versenkung wurde, stellte sich ein. So angedreht begannen die spätantiken Antlitz alsbald in ihrer Sprache zu antworten, die freilich nicht mehr Wortschatz, Syntax und Ethos der klassischen Zeit besaß, aber wie jede künstlerische Äußerung die Sprache ihrer eigenen Epoche vortrug. Eine Sprache von oft seltsamer Kraft, von vielfach unheimlicher Gewalt des Ausdrucks, dann wieder in eigentümlich sanfte Resignation getaucht, von Sehnsucht getrieben nach einem Schönen, das einmal war, jetzt aber unwiederbringlich dahin ist, von dessen einstigem Vorhandensein aber noch ein Bewußtsein lebt.

Auch der weniger bereite Betrachter dieser Werke wird gelegentlich der Notwendigkeit nicht haben ausweichen können, sich Rechenschaft darüber zu geben, ob in der Formenwelt solcher Gesichter und Gestalten nicht doch vielleicht Züge zu entdecken seien, die von einem anders gerichteten Formwillen Zeugnis ablegten, als der es war, den man in ihnen als im Schwinden begriffen voraussetzte. Einer natürlichen Empfindung jedenfalls wird sich niemand haben verschließen können, nämlich, daß dem Blick jener weitgeöffneten Augen etwas Faszinierendes anhaftet, etwas den Beschauer Zwingendes, seinerseits den Blick zurückzugeben, Auge in Auge mit dem Dargestellten zu verweilen. Damit ist aber schon etwas sehr Wesentliches erfüllt und zugegeben: das Verhältnis dieser Bildnisse zu dem, der ihnen gegenübertritt, ist, vom Künstler gewollt, ein ganz anderes als das der früheren griechischen und römischen Bildniskunst. Dort war das Porträt eines Menschen das Resultat der Erkenntnis seines Wesens, das Bild seiner äußeren Erscheinung so gut wie die Darstellung seiner typischen, von Charakter und Temperament geformten inneren Haltung, im Griechischen stets überglänzt von dem Jedem zugemessenen Teil der Gottheit, im Römischen immer geschärft durch die Wiedergabe aller Zufälligkeiten einer menschlichen Körperlichkeit. Der Betrachter konnte leidenschaftlichen Anteil am dargestellten Menschen nehmen, er konnte kennerisch das Kunstwerk als solches seinem Urteil unterziehen, er konnte schließlich das Bild mit kühlster Objektivität als geschichtliche Erscheinung zur Kenntnis nehmen, ohne ihm innerlich irgendwie verpflichtet zu sein. Das alles ist seit dem Ende des III. Jahrh. n. Chr. nicht mehr möglich. Den Menschen, welche der Künstler von da an vor uns aufbaut, ist nicht mehr so ohne weiteres zu entkommen. Darin liegt aber die künstlerische Absicht. Daher

2) Wir verzeichnen hier einige der wichtigsten Materialsammlungen und Studien, zur übrigen Literatur ist von da aus leicht weiterzufinden: Kaschnitz-Weinberg, Spätromische Porträts. Die Antike II, '26, 36ff. Delbrueck, Die Consular-Diptychen. '29. Delbrueck, Antike Porphyrrwerke. '32. Delbrueck, Spätantike Kaiserporträts. '33. Lorange, Studien zur Geschichte des spätantiken Porträts. '33. Delbrueck, Porträts byzantinischer Kaiserinnen. Röm. Mitt. XXVIII, '13, 310ff. Delbrueck, Carmagnola, Porträt eines byzantinischen Kaisers. Röm. Mitt. XXIX, '14, 71ff. Rodenwaldt, 76. Berl. Winkelm. Progr. '19. Delbrueck, Der spätantike Kaiserornat. Die Antike VIII, '32, 1ff. Gerda Bruns, Zwei Bildnisse eines spätromischen Kaisers. Ab. d. Inst. '32, 135ff. 1934, 61. Gerda Bruns, Der Obelisk und seine Basis auf dem Hippodrom zu K'pel. Istanbuler Forsch. VII, '35.

die einzige Möglichkeit strengster Konfrontierung von Bild und Betrachter, daher der unentrinnbare, alles umfassende, zwingende Blick der riesigen Augen, deren hypnotischer Gewalt aller übrige Ausdruck des Gesichts untergeordnet wird. Diese Menschenbilder lassen dem, der ihnen begegnet, keine Freiheit mehr, sie anzusehen oder nicht, wie es ihm beliebt, sie zwingen ihn zur Anteilnahme an ihnen, mehr noch, sie schreiben ihm als die Form seiner Anteilnahme eine ganz bestimmte Einstellung vor, die der Verehrung, der Unterwerfung unter ihre persönliche Gewalt, der Anerkennung ihrer Macht, die sie als Ausdruck im Gesicht tragen. Für das Herrscherbild bedeutet das die Verpflichtung des Untertanen zur Andacht vor Dem von Gottes Gnaden (Abb. 2).

Der Wandel vom objektiven Porträt zum Andachtsbild beginnt in ersten Anfängen schon verhältnismäßig recht früh sich bemerkbar zu machen und hängt natürlich unlöslich mit der Verschiebung in der Auffassung der Herrscherpersönlichkeit zusammen. Er tritt zuerst unter Marc Aurel gelegentlich hervor, um am Ende des II. Jahrh. unter Septimius Severus schon entwickeltere Formen aufzuweisen. Weniger zunächst noch im statuarischen Bildnis als vorläufig innerhalb der künstlerischen Fassungen der politischen Manifestation, dem sogenannten historischen Relief. Die eigentliche Auseinandersetzung zwischen der „klassischen“ Porträtauffassung und der der „Spätantike“ aber fällt in die wilden, ein Weltalter abschließenden Geistes- und Wirtschaftskämpfe des chaotischsten aller Jahrhunderte, des III. nachchristlichen.³⁾ Für die Plastik sind wir in dieser Zeit fast ausschließlich auf das Bildnis angewiesen⁴⁾, denn für das große reliefgeschmückte Staatsmonument der früheren Jahrhunderte ist jetzt weder Zeit noch Geld mehr vorhanden. Die Entwicklung zeigt hier wie die Quecksilbersäule im Seesturm ein beständiges Auf und Ab, das anzeigende Pendel schlägt unaufhörlich von einem Extrem ins andere aus. Die alte griechische Form stirbt schwer und unter mächtigen Zuckungen, die bisweilen von solcher Stärke sind, daß man verführt wird zu glauben, der alte Leib sei noch lebendig. Dann wieder fließt sie in verborgenem Unterstrom unter der neuen Formverknappung hin, als sei sie schon endgültig begraben. Mit anderen Worten: das Jahrhundert wechselt unaufhörlich zwischen Perioden eigener notwendiger künstlerischer Entwicklung, bedingt und getragen vom Strom der Zeitverhältnisse, und Zeiten offensichtlichen Wiederauflebens der alten künstlerischen Formprinzipien. Es ist nur an die ausgesprochen hellenistische Reaktion unter Gallienus (253—268) zu erinnern, das letzte kräftige Aufbäumen übrigens der alten Zeit.⁵⁾ Das Bild der künstlerischen Strömungen im III. Jahrh. wird noch wesentlich komplizierter durch die Erkenntnis, daß die Entwicklung sich keineswegs innerhalb einer einheitlichen „Reichskunst“ abspielt, gleichmäßig in allen Teilen der Welt verlaufend, sondern die Spaltung in eine

3) Kostovtzeff, Gesellschaft und Wirtschaft im römischen Kaiserreich II Kap. 10ff.

4) L'orange, Studien . . . Einleitung und Kap. I.

5) Alföldi, Die Vorherrschaft der Pannonier im Römerreich und die Reaktion des Hellenismus unter Gallienus. Römisch-Germanische Kommission 25 Jahre ('30) 11ff. L'orange, Studien 6f. Anm.

westliche und eine östliche Hälfte ist bereits so tiefgehend eingetreten, daß man beständig die selbständigen künstlerischen Tendenzen beider Teile gegeneinander abzuwägen sich genötigt sieht und gezwungen ist, zu beobachten, wo und wann welche der beiden Seiten gerade das Übergewicht hat. Wechselseitig wirken beide aufeinander ein. Der hellenisierte Osten und das italische Mutterland sind zunächst noch die beiden Pole, zwischen denen die lebendigen Funken hin und her springen, bald in der einen, dann wieder in der anderen Richtung. Aber so vielfach die Ströme der lebendigen Kunst im III. Jahrh., ihre lokalen Verschiedenheiten, ihre Wechselwirkungen auch sein mögen, so verschieden immer die Herkunft der dargestellten Menschen: durch einen Zug sind sie alle miteinander verwandt als Kinder derselben Zeit, das ist ein schmerzlicher, verquälter, erlösungs- hungriger Ausdruck in allen Gesichtern (Abb. 1). Alle diese Männer und Frauen, ob hoch oder niedrig gestellt, leiden schwer am sozialen und geistigen Chaos ihrer Zeit, einen „Chor einsamer Schmerzensbrüder“ hat man sie geheißen.⁶⁾ Bald wird im lebhaften Konzert jenes Hin und Her ein Ton immer mächtiger, immer deutlicher vernehmbar, um sich schließlich nicht mehr überhören zu lassen. Das ist die Stimme des Orients. Der politische Absolutismus hat den Kaiser zu einer Figur gemacht, so ähnlich dem altorientalischen Gottherrscher, daß nun die Kunst immer mehr Adäquates in der des Orients findet, das sie zur Gestaltung des Herrscherbildes auch im Westen verwendet. Dabei handelt es sich natürlich um keinen irgendwie äußerlichen, etwa überlegt ästhetisierenden Vorgang, sondern im inneren Wandel des herrscherlichen Wesens liegt so viel Notwendigkeit beschlossen, daß auch die Darstellungsform der bildenden Kunst von ihr ergriffen wird. Die neuerliche Verwendung der harten farbigen Gesteinsarten in der Plastik, welche der alte Orient und Ägypten für das ewigkeitssträchtige Herrscherbild gebraucht hatten, Basalt, Porphyry, kommt der stilistischen Angleichung entgegen. Das schwer zu bearbeitende Material, das sich zudem dem marmor- gewohnten Meißel nur widerstrebend fügt, bringt es mit sich, daß alle Formen auf die denkbar einfachste Formel gebracht werden, daß vor allem die nuancen- reichen Übergänge zwischen ihnen fortfallen. So entstehen Gebilde wie die kairener Büste aus Athribis (Abb. 3), die bekannten Herrscherpaargruppen an San Marco in Venedig und ihre Verwandten.⁷⁾ Ein Stil von erstaunlicher Härte, aber unbestreitbar monumentaler Wirkung. Die Selbständigkeit und der unvermittelte Sitz der Faltenlineatur im Gesicht legt ein fast ornamental gewebtes Netz von Linien über das Antlitz. Aus dem allem heraus bricht wie eine Feuerquelle aus erstarrter Lava die unvermutete Blickgewalt der riesigen Augen.

Das westliche Gegenstück zu jener Porphyrbüste in Kairo, ein Jahrzehnt etwa älter als sie, stellt ein neuentdecktes Bildnis des Diokletian in Rom dar (Abb. 2).⁸⁾ In ihm ist noch der ganze Formenreichtum der westlichen Porträtgestaltung lebendig, das ornamentale Liniengerüst legt sich aber schon, wie ein hartes Netz alles

6) Buschor, Die Plastik der Griechen. '36, 119.

7) Delbrück, Porphyrywerke Taf. 31 ff. L'orange, Studien, Abb. 32 ff.

8) Nach Röm. Mitt. XXXXIV, '29 Taf. 37. Vgl. L'orange, Studien Abb. 68.

verklammernd, über das Ganze. Von beiden Seiten her also, Orient und Okzident, ist Formengut und Stilgefühl zur Bildung dieses Werkes zusammengeschossen. Es steht an der Grenze zweier Welten, wurzelt noch stark im „klassischen“ Porträtstil, entfaltet die Blüte seines Ausdrucks aber bereits im Lichte einer östlichen Sonne. Die noch innerlich lebendige, weil in ununterbrochener Entwicklung entstandene alte Art findet in ihm ihren Abschluß. Man muß dieses Gesicht aus den letzten Jahren des III. Jahrh. nur einmal mit dem des Caracalla aus den ersten vergleichen (Abb. 4)⁹⁾, um zu sehen, daß zwischen ihnen beiden, also im Verlaufe des unaufhörlich von revolutionären Spannungen erfüllten III. Jahrh. die Wandlung zur neuen Bildnisform stattgefunden hat. Beides „böse“ Gesichter, aber während Caracalla mit objektiver Gründlichkeit und mit allen Mitteln einer virtuosen Bildniskunst „klassischer“ Formgebung als der pure Satan geschildert wird von beinahe beispielhafter Haltung im ganzen, wirkt Diokletian infolge der bei ihm schon entwickelten „Unentrinnbarkeit“ wie die Verkörperung eines machtvollen Willens herrscherlicher Prägung als der Mann, der eine Welt, die aus den Fugen war, noch einmal einzurenken sich bezufen sah. Der neue Despot von absoluter Unbedingtheit, wie ihn der Orient von jeher, damals etwa im neupersischen Reich der Sassaniden, herausstellte, ist für den Westen erstanden und hat den römischen Princeps entthront.

Den feinverzweigten Strömen der Entwicklung, der dieses neugeprägte Bildnis im IV. Jahrh. unterworfen war, kann im einzelnen hier nicht nachgegangen werden.¹⁰⁾ Nur darauf sei hingewiesen, daß der Streit zwischen westlich „klassischer“ und östlicher Porträtform noch keineswegs endgültig begraben war. Aber gegen die Auseinandersetzung im III. Jahrh., die sich innerhalb der noch ununterbrochen lebendigen Fortentwicklung vollzog, besteht ein erheblicher Unterschied. Wenn der alte Stil jetzt wieder sein Haupt erhebt, und er tut es noch mehrmals bis zum endgültigen wenigstens offiziellen Absterben der heidnischen Religion und Kultur um 400 n. Chr.¹¹⁾, so geschieht es nicht mehr aus eigener Kraft, sondern nur noch infolge bewußt und tendenziös durchgeführter Formrenaissancen. Das Absichtliche geht schon daraus hervor, daß jene aus ganz verschiedenen Quellen gespeist werden, daß sie sich also der Vorbilder aus verschiedenen älteren Zeiten bedienen, der klassisch griechischen so gut wie der der frühen Kaiserzeit. Man hat immer gesehen, daß die berühmte Panzerstatue Konstantins d. Gr. im Lateran¹²⁾ die künstlerische Haltung der Augustusstatue von Prima Porta anstrebt, und wenn Delbrücks Ansetzung eines eigenartigen Damenbildnisses im Besitz des kapitolinischen Museums (Abb. 5)¹³⁾ richtig ist, so bezugnen wir am Ende des Jahrhunderts einer Bildnisgestaltung, die in beinahe

9) Nach Delbrück, Antike Porträts. Bonn '12, Taf. 50.

10) Sie ist von L'orange, Studien Kap. 2 und 3 mit seinem stilistischen Verständnis aufgezeigt worden.

11) Geffcken, Der Ausgang des griechisch-römischen Heidentums. '20.

12) Delbrück, Spätant. Kaiserportr. Taf. 33f.

13) Nach Delbrück, Spätant. Kaiserportr. Taf. 125.

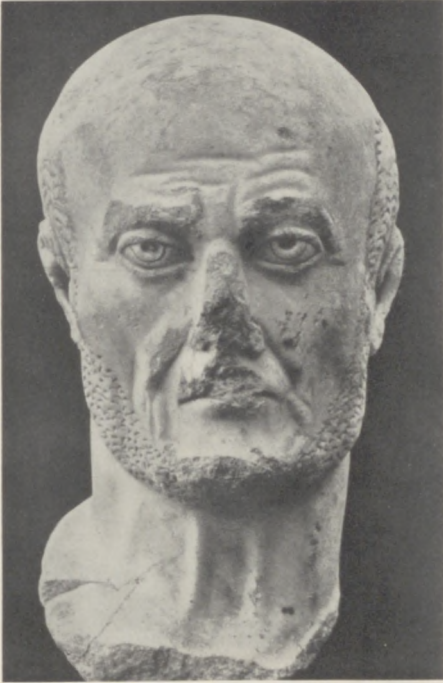


Abb. 1. Bildniskopf um 280 n. Chr.
Neapel. Mus. Naz. Magazin

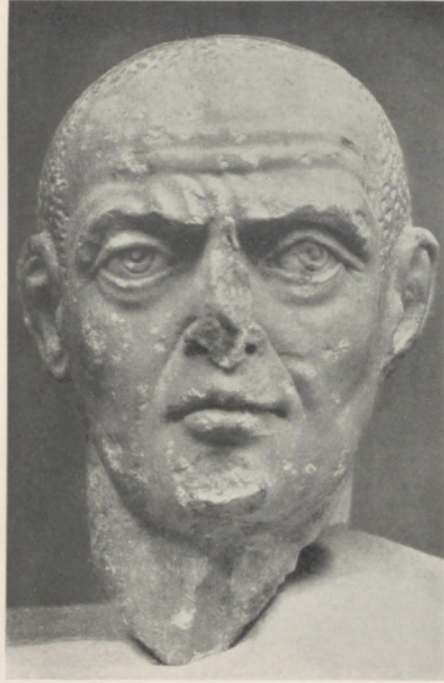


Abb. 2. Bildniskopf des Kaisers Diocletian
Rom. Villa Doria



Abb. 3. Bildnisbüste aus Porphyr
Kairo. Museum



Abb. 4. Bildnisbüste des Kaisers Caracalla
Berlin. Altes Museum



Abb. 5. Damenbildnis um 380 n. Chr.
Rom. Besitz des Museo Capitolino



Abb. 6. Damenbildnis augusteischer Zeit
London. Brit. Museum



Abb. 7.
Bildnis Kopf aus der 2. Hälfte d. 4. Jahrh.
München. Glyptothek



Abb. 8.
Kopf einer archaischen „Apollon“-Statue
Athen. Nationalmuseum



Abb. 9. Bildnis Kopf des Kaisers Arcadius
Berlin, Altes Museum



Abb. 12. Porphyrkopf Kaiser Justinians II.
Venedig, S. Marco

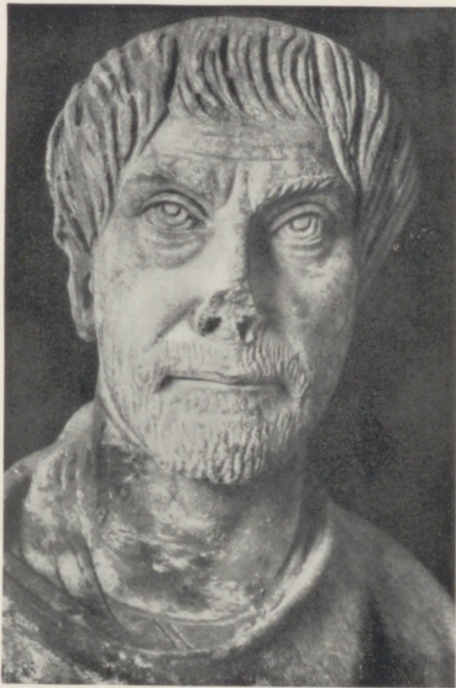


Abb. 10.
Kopf einer Beamtenstatue aus Aphrodisias
Istanbul, Antikemuseum

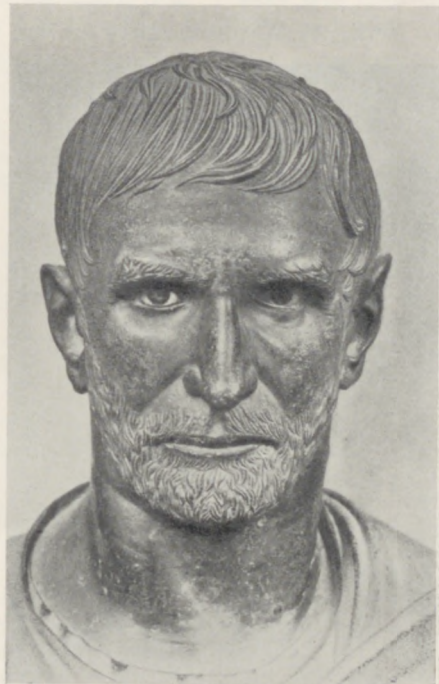


Abb. 11.
Bronzekopf des sog. „Brutus“
Rom, Konservatorenpalast



Abb. 13. Bildnistkopf aus Ephesos
Wien. Kunsthistor. Museum



Abb. 14. Kolossaler Bildnistkopf aus Ostia
Ostia. Museum



Abb. 15.
Bildnistkopf der Kaiserin Ariadne
Rom. Lateran



Abb. 16.
Bildnistkopf der Kaiserin Theodora
Mailand. Museo Archeologico

rührender Bemühung, wie durch die gläserne Wand ihrer eigenen Formenvereisung, sich zurückzusehnen scheint zu dem lebendig strömenden Wasser der Porträtauffassung vom Anfang unserer Zeitrechnung (Abb. 6).¹⁴⁾

Zwischen jenen beiden spätantiken Bildungen liegt aber ein noch viel merkwürdigeres Phänomen. Das Thermenmuseum in Rom, das Kapitol und die Münchener Glyptothek beherbergen je ein Beispiel von Bildnissen junger Männer der vornehmsten römischen Kreise des IV. Jahrh.¹⁵⁾ Die Entstehung solcher Stücke aus dem Stil des konstantinischen Porträts heraus ist ganz eindeutig gegeben und doch, welch ein Abstand spannt sich zwischen ihm und diesen überspizt manierierten, präziös gezierten Gesichtern mit ihren feinen schmalen Nasen, den schräg gestellten Augen und leicht ironisch lächelnden Mündern! Beachtet man dazu noch die jeweilige ornamental, kräuselig oder strähmig, behandelte Haarpartie über der Stirn, so hat man alle Elemente beisammen, aus denen der älteste Typus des Jungmännergesichts unter dem griechischen Meißel hervorgegangen war. Gerade 1000 Jahre früher war so der erste Mensch in die Welt der Kunst getreten, der archaische „Apollon“. Wie Brüder blicken sich die ersten und die letzten Menschen eines Weltenjahres an (Abb. 7 und 8).¹⁶⁾ Es kann gar kein Zweifel sein, daß die vornehme heidnische Gesellschaft des sterbenden Rom in der stillen Resignation ihres Ausgelöschtwerdens noch einmal zurückblickte auf die Geburtsstunde ihrer künstlerischen Welt und in seltsamer Abgewandtheit vom Leben der eigenen Gegenwart den uralten Quell noch einmal strömen lassen wollte, von dessen Wasser sie noch ein letztes Mal Belebung dessen erhoffen mochte, was ihr Lebensinhalt war: der Kultur der klassischen Zeit.¹⁷⁾ Aber kein Gott läßt seiner spotten und wer in die Speichen des Rades der Geschichte zu greifen sich anschickt, muß gewärtig sein, daß es über ihn fortrollt. So war auch dieser

14) Nach Phot. Sog. Klytia (Antonia?) im Brit. Mus. Vgl. ferner das Frauenbildnis um 400 mit claudischer Frisur in Bologna bei Delbrück, Conf. Dipt. 260 Abb. 2 und Maria, die Gattin des Honorius, Stilichos Tochter, auf dem berühmten Hochzeitscameo: Delbrück, Spätant. Kaiserportr. Taf. 105.

15) Antike II, '26, 55—57 Abb. 10—12. L'orange, Studien Abb. 192—195; 197/8. Delbrück, Spätant. Kaiserportr. 20—23 Abb. 7—9. An sie schließt sich in Stil und Auffassung die berühmte Statuette des thronenden Christus im Thermenmuseum an: Thulin, Röm. Mitt. XXXXIV, '29, 201 ff. Taf. 53 ff.

16) Nach L'orange, Studien Abb. 193 und Bull. Corr. Hell. '07, Taf. 17 (Kopf einer „Apollonstatue“ aus dem Ptoion). Wirkungsvoller wäre noch die Gegenüberstellung des spätantiken Kopfes (Abb. 7) mit dem Kopf des „Apollon“ von Bolomandra, von dem mir aber keine wirklich gute Aufnahme erreichbar ist. Vgl. Ephim. Arch. '02 Taf. 4. Gerade die spätarchaischen „Apollines“ entsprechen den spätantiken Köpfen so gut, weil sie wie diese einer ausgesprochen manieristischen Kunstrichtung entstammen.

17) Vgl. die spätheidnischen Diptycha Symmachorum und Nicomachorum und Asklepiodotus: Delbrück, Conf. Dipt. Taf. 54/55 = Röm. Mitt. XXVIII, '13 Taf. 3—6. Zeit der „claudianischen Renaissance“: Delbrück, Conf. Dipt. 29/30. Daß es sich bei dieser Gruppe von plastischen Werken nicht nur um eine ganz belanglose Nebenströmung handelt, zeigt die neuerlich festgestellte Wirkung ihres Stils bis in die Provinz (Koethe, Die Hermen von Welschbiling Ib. d. Inst. L, '35, 232 f. Abb. 41/42).



beispielhaft „reaktionäre“ Versuch sofort in sich selber zum Scheitern verurteilt. Denn trotz der Heranziehung aller archaischen Elemente sind diese Köpfe, eben weil sie Kunstwerke von Rang darstellen, alles andere als „archaisch“ geworden. Sie bleiben durchaus Schöpfungen ihrer Zeit. Der Unterschied zu den wirklichen „Apollines“ liegt tief in der beiderseitigen geistigen Haltung ihrer Schöpfer begründet. Mit ungestümer Latkraft und herrlicher Unbefangtheit haben die Griechen jenes erste Menschenbild geschaffen, voll Reflexion, Wissen und Wunsch waren die Bildner des letzten. Beim Vergleich der beiden Gesichter will uns scheinen¹⁸⁾, als habe in ihnen der gleiche Mensch, ohne natürlich zu altern, den gesamten Ablauf jenes Weltalters durchgemacht, das mit Homer beginnt, um in Byzanz zu enden. Voll naiver Unschuld, strahlenden Blickes und mit ungebrochenem Lächeln ist er in seine Welt getreten, er verläßt sie beladen mit dem Wissen um Schuld und Not, um Sühne, Schmerz und Kampf des Lebens, zugleich aber seltsam geläutert, ja verklärt in der Erkenntnis der Werte höherer Welten, die, mag er sie ablehnen, sich ihm doch tröstend erschließen wollen. Regionen des Geistes und der Seele, abseits vom hinfälligen Gefäß des irdischen Leibes, dessen Pracht und Herrlichkeit zu Anfang allein erstrebenswert erschienen waren. Daß sie um all die Dinge wissen und auch wissen, daß sie ihnen verloren bleiben müssen, wirkt das Ergreifende in solchen Gesichtern der Späten. Das Bewußtsein, daß es köstlich war, gibt ihnen den tiefen Blick und kräuselt zugleich ihren Mund im Lächeln wehmütiger Ironie gegen ihr eigenes Unterfangen.

Diese Meisterwerke vererben einen wesentlichen Zug, ihre fast durchsichtige Zartheit und gebrechliche Feinheit, der theodosianischen und honorianischen Porträtkunst (Abb. 9)¹⁹⁾, die aber im übrigen den Faden der Entwicklung seit Diokletian durchaus nicht aus der Hand gelassen hat. Das Schwergewicht der Bildnisgestaltung liegt seit dem Beginn des V. Jahrh. zweifellos im Ostrich. Auch die sicher im Westen entstandenen Schöpfungen stehen offensichtlich stärkstens unter seinem Einfluß, reichen aber an künstlerischer Formkraft an die östlichen Werke nicht mehr heran. Byzanz hat Rom überwunden, das geistige Leben ist im Osten konzentriert. Am Anfang des V. Jahrh. beobachten wir zunächst eine etwas vulgäre, schlichte Richtung im Porträt, die naturalistischer zu sehen sich bemüht, vielleicht gerade wieder in einer Art von Reaktion auf die geschilderte Überfeinerung gegen 400. Aus Aphrodisias in Karien stammen Statuen von Beamten des Reiches²⁰⁾, die, gleich ähnlichen aus Rom, in mehr als einer Hinsicht bezeichnend sind. Einmal als Beispiel dafür, daß in dieser Zeit das heidnische Bekenntnis zur Leiblichkeit des Dargestellten völlig geschwunden ist. Der Körper, auf welchem diese durchgeistigten Köpfe thronen, ist nur noch eine Fassade, allein auf die Vorderansicht berechnet. Von der Seite gesehen, schwindet er brett-

18) Verfasser DLZ '36, 759.

19) Porange, Studien Kap. 3. Abb. 185 = Delbrück, Spätant. Kaiserportr. Taf. 103 (Arcadius, hiernach unfs. Abb. 9). Vgl. dazu Schede, Meisterwerke der türk. Museen zu K'pel I '28 Taf. 48f.

20) Rodenwaldt, 76. Berl. Winkelm. Progr. '19. Abb. 3ff. Schede, Meisterwerke Taf. 44ff.

artig dahin.²¹⁾ Die ein wenig verwilderten wie ungepflegt erscheinenden Gesichter (Abb. 10) bannen den Betrachter aufs stärkste durch ihren düster lohenden Blick, den fanatischen Ernst, der sie erfüllt. Mit stummem Vorwurf scheinen sie den Nahenden zu fragen, ob er denn nicht gesonnen sei, wie sie, dem irdischen Land zu entsagen, den heidnischen Greuel der Sinnenfreude abzutun. Das sind die lautloseren, nur durch ihr Beispiel wirkenden Prediger gegen das Heidentum.²²⁾ Der abgebildete Kopf verdient, einmal mit dem im Ausdruck ihm so ähnlichen Bronzekopf des sogenannten Brutus im Konservatorenpalast verglichen zu werden, einem frühen und bedeutungsvollen Stück der italischen Bildniskunst (Abb. 11).²³⁾ Düster, in sich verschlossen, fast verkrampft auch er. Aber neben dem späten Mahner aus Aphrodisias enthüllt sich auf einmal die ganze hellenische Charis des älteren Kopfes, der doch in seiner eigenen Umgebung als finsterner Fremdling aufgetreten war. Zwischen diesen beiden Köpfen spannt sich der ganze ungeheure Bogen der Porträtentwicklung in der römischen Kunst.

Neben die stillen Verpflichteter zur Absage an das Irdische treten bald die lauten Eiferer (Abb. 13). Einige Köpfe aus Ephesos und Athen vertreten sie.²⁴⁾ Nun ist die äußere Form fast bis zum letzten Rest verflüchtigt. Ihr Ausdruck hat sie völlig verzehrt. Bald übermäßig in die Länge gezogen, bald im Gegenteil in die Breite gedrückt, sind diese ornamentalen Gerüste menschlicher Gesichtsformen geladen mit einer epressiven Gewalt von beinahe gefährlicher Explosivität. Der Blick ihrer Augen hat jetzt etwas Stechendes bekommen, nicht mehr nur Festhaltendes, diese Münder müssen sich jeden Augenblick öffnen zu Redeströmen voll zelotischer Bitternis. Das sind Männer, die von Kanzeln herab schelten und schüren und von denen man sich vorstellen mag, daß sie am liebsten alles, was auf Erden noch an heidnische Zeiten erinnert, mit der Wurzel ausreißen würden. Pfäffische Gesichter voll bilderstürmerischer Hitze. Als Kunstwerke aber von fast dämonischer Größe und in ihrer ganzen Auffassung gewissen Bildwerken mittelalterlicher Kathedralen schrittnahe gekommen.

In diese Umgebung gehört auch der berühmte Bronzekoloss in Varletta, die letzte „römische“ Panzerstatue der Antike.²⁵⁾ Ein reiches System ornamentaler Kurven trägt den sauren Ausdruck des Gesichtes, das in der Seitenansicht nur noch wie eine vorgebundene Maske wirkt, seine ganze Kraft also im Vorderteil versammelt hat. Und im letzten Ausläufer der antiken Bildniskunst (Abb. 12)²⁶⁾,

21) Das beginnt schon am Anfang des IV. Jahrh. einzutreten: Delbrück, Spätant. Kaiserportr. Taf. 63 (Statuette der Helena).

22) Dahin dürfte seinem Ausdruck nach wohl auch der Frauenkopf im Pisaner Campo Santo gehören, den Rodenwaldt veröffentlicht hat (Kunst der Antike '27, 644/645).

23) Abb. 10 nach Rodenwaldt, Kunst der Antike '27, 656; Abb. 11 nach Röm. Mitt. XXXXI, '26 Taf. 3 (v. Raschütz-Weinberg).

24) Abb. 13 nach L'orange, Studien Abb. 220. Das übrige Material bei Rodenwaldt, 76. BWPr. '19 Abb. 8 ff. Kunst der Antike '27, 657 (sehr eindrucksvolles Beispiel). L'orange, Studien Abb. 216 ff. 231 (Kopenhagen).

25) Rodenwaldt, Kunst der Antike '27 Taf. 42. Delbrück, Spätant. Kaiserportr. Taf. 116 ff.

26) Nach Röm. Mitt. XXIX, '14 Taf. 5.

dem Porphyrokopf Justinians II. mit der abgeschnittenen Nase (Rhinotmetos) auf San Marco in Venedig, ist schließlich das kurvige Ornamentgerüst allein übriggeblieben, jeder menschlich lebendige Ausdruck herausfiliert. Dort beginnt die byzantinische Ikon, endet das klassische Porträt.

Jenes stechende Bohren des Blickes, durch das Kunstmittel einer eingefesteten dunklen Iris oder auch nur eines tiefen Pupillenbohrloches erzeugt, ist nun von der Mitte des V. Jahrh. ab überhaupt kennzeichnend für die Porträtgestaltung geworden.²⁷⁾ Es ist das Letzte, was das antike Bildnis dem Betrachter mitzuteilen, beinahe möchte man sagen, ihm anzutun hat. Eine weströmische Gruppe von Werken übernimmt diesen Zug von Osten (Abb. 14)²⁸⁾ und fügt ihn seltsam genug in ihr im Ganzen noch viel „klassischeres“²⁹⁾ Bild ein. Denn während im II. und III. Jahrh. die östliche Reichshälfte die Bewahrerin der hellenischen plastischen Form gewesen war, hat sich das Verhältnis jetzt umgedreht. Rom ist nun die konservativere Hälfte geworden, ganz natürlich, nach der Verlagerung des aktiven Lebens und geistigen Schwergewichts nach Byzanz.

An der Wende zum VI. Jahrh. stehen wir noch einmal vor dem Bildnis einer hohen Frau, der Kaiserin Ariadne. Ihr Porträtkopf im Lateran (Abb. 15)³⁰⁾ mit den Resten der einstigen grellbunten Bemalung ist wiederum ein Beispiel dafür, welche Kraft des Ausdrucks diese späte Kunst auch dem weiblichen Antlitz zu verleihen vermochte. Gewiß kein angenehmer Charakter, der sich in diesem Porträt zu erkennen gibt. Das leise Lächeln des merkwürdig schmalen und gekniffenen Mundes in diesem fetten Gesicht ist nicht freundlicher Natur und der Blick vermag sogar in der Abbildung auf die Dauer lähmend zu wirken. Das Leben der Augen ist durch isolierende Umbohrung der Oberlider vollkommen verfelbständigt. Die Kaiserin trägt ihren reichen juwelen- und perlengeschmückten Kopfschmuck nicht ohne Würde, aber mit einer gewissen brutalen Zeigelust. Ganz anders der meisterlich aufgefaßte und gearbeitete Marmorkopf der Gattin Justinians, Theodora, in Mailand (Abb. 16)³¹⁾, von der wir aus späteren Jahren das bekannte Mosaikbild von San Vitale in Ravenna³²⁾ besitzen. Hier drückt die Last des gewaltigen Kopfschmucks ein feines, schmales, ungemein vornehmes Antlitz von rassistiger Damenhaftigkeit, das den Abstand des Betrachters zum fürstlichen Geblüt herstellen will. Ein voller Gegensatz zu der grausamen Gemütlichkeit der vulgären Ariadne. Hier begegnen wir der Herrin, die dem Kaiser zur Seite steht oder thront, von Gottes Gnaden wie er selbst.

Also innerhalb eines orientalisches erstarrten Schemas für die Darstellung des

27) Vgl. auch die Augen der Bildnisse auf den Elfenbeindiptychen z. B. Delbrück Taf. 43 (Sept S. 21).

28) Kopf in Ostia mit einer Nefle in den vatikanischen Magazinen, also eine berühmte Persönlichkeit: Antike II, '26, 59 Abb. 14. L'orange, Studien Abb. 221.

29) Im Vergleich zu Abb. 13!

30) Nach Röm. Mitt. XXVIII, '13 Taf. 11. Vgl. Rodenwaldt, Kunst der Antike '27, 647.

31) Nach Röm. Mitt. XXVIII, '13 Taf. 9.

32) Farblich bei Rodenwaldt, Kunst der Antike '27 Taf. 43. Die Marmorstatue dürfte um 538 geschaffen sein.

Gottesherrschaftums, dessen Mittel wir herauszustellen versuchten, verfügen diese späten Künstler über einen reichen Schatz von Möglichkeiten, persönliche Eigenheiten des Äußeren wie des Charakters im Bildnis zu formen. Das vor allem ist das Ergebnis einer tiefer eindringenden Betrachtung dieser späten Bildnisse, die zuerst alle wie gleichartig vergözte Fremdlinge unter den Schöpfungen der antiken Plastik zu stehen schienen.

Am Ende des Überblicks dürfen wir das Unberechtigte der Bezeichnung „Verfallszeit“ für die betrachtete Epoche noch einmal betonen. „Verfallen“ ist, an der Reihe der Bildnisgestaltungen gemessen, im Grunde gar nichts. Eine unermessliche Wandlung allerdings ist eingetreten, eine Wandlung, deren Vollzug die Aufgabe der plastischen Form der Hellenen bedeutete. Aber sie geschah nicht aus Unvermögen und Mangel an künstlerischen Kräften, sondern unter einem sehr zielbewußten Willen zu neuer Auffassung des menschlichen Seins überhaupt. Da stehen ganz andere Mächte im Hintergrund als nur etwa die Diskussion künstlerischer Fragen. Die Welt um den Menschen, der Mensch in ihr ist anders geworden. Die riesigen sozialen Umwälzungen im Römerreich sind die bewegenden Ursachen dazu gewesen, Politik auch hier Antrieb und Auslöser künstlerischer Äußerung. Der immer mächtiger werdende Zustrom frischen unverbrauchten „barbarischen“ Blutes war Träger des veränderten Lebensgefühls. Die religiösen Erschütterungen, die Erfüllung mit einem völlig veränderten Bewußtsein seiner selbst in der irdischen Umwelt, der erhofften Erlösung von bedrückender Lebensqual im Jenseits, all das führt zur Notwendigkeit, sich selbst anders zu sehen als früher und damit folgerichtig zu einer gewandelten Auffassung in der Gestaltung des menschlichen Bildes. In einer nie abreißenenden, zähen Entwicklung des Einen aus dem Anderen wird das Ziel nicht aus dem Auge gelassen, das in der Vergeistigung der Körperlichkeit besteht, der Überwindung des Leibes durch die Seele, des ruhenden Seins im künstlerischen Bild durch die Dynamik seines Ausdrucks. Mehr noch, das neu gesteckte hohe Ziel ist nichts Geringeres als der Versuch „der Materialisation des Transzendenten“ (v. Kaschnitz-Weinberg). Angesichts einer solchen Aufgabe allein ergibt sich schon das Falsche jener alten Auffassung von der Spätantike als einer Verfallserscheinung schlechthin. Sie ist eine Epoche von eigenartiger Geschlossenheit, innerer Entwicklungsfähigkeit, starker künstlerischer Kräfte voll, die damit ihren geschichtlichen Wert in sich selber trägt. Freilich ist sie auch im Grunde ihres Wesens und aus ihrer geschichtlichen Situation heraus ein Übergang. Sie steht zwischen zwei Welten, ist Bewegung, aus der einen fließend, in die andere mündend. Aus der alten bringt sie Wesentliches mit, ihr Formgerüst legt sie den eigenen Bildungen zugrunde, der neuen nimmt sie soviel an Inhalt voraus, daß bis heute fraglich bleiben muß, ob und wo eine Grenze nach unten verläuft. Im germanischen Mittelalter verliert sich der westliche, im byzantinischen der östliche Strom. In Europa hat später die Antike wieder ihre glanzvolle, lebenskräftige Auferstehung gefunden, im Orient, vom Islam überlagert, nie mehr.

Krisis und Wandlungen des Reichsgedankens am Ausgange des Mittelalters.

Von

Richard Scholz.

Als das mittelalterliche Reich um die Mitte des XIII. Jahrh. zusammenbrach, erwartete die Welt das Ende aller Zeiten; als das neue deutsche Reich unter der Katastrophe des Weltkrieges zusammengesunken war, sprach man vom Untergang des Abendlandes: beide Male hatten die Zeitgenossen das unheimliche Gefühl einer Wendung im Leben der Völker von unvorstellbaren Ausmaßen. Ist es nur die unbewusste Nachwirkung der uralten Prophezeiung, daß vom Schicksal des „Reiches“ das Schicksal der Welt abhängt, oder bedeutet dieses Reich für die Welt eben doch etwas anderes als die Existenz eines anderen Großstaates? Es ist eine banale Wahrheit, daß Deutschland durch seine mitteleuropäische Lage als politische Macht einen natürlichen Schwerpunkt darstellt, dessen Verschiebung oder Aufhebung die weitgehendsten Folgen für die europäischen Völker haben muß und gehabt hat. Aber in der Neuzeit war das Reich jahrhundertlang keine politische Macht, und das europäische Gleichgewicht wurde künstlich erhalten durch das Gegenspiel der europäischen Großmächte. Gewiß, ein starkes mitteleuropäisches Zentrum gewährleistet wohl eine politische Kräfteverteilung, die das europäische Gleichgewicht am sichersten erhalten kann. Aber damit ist es nicht getan. Denn das „Reich“ ist eben nicht nur Staat, nicht nur politische Macht. Ein bedeutender englischer Historiker hat ironisch einmal von der Reichsidee als einem „made in Germany“ gesprochen. Ist sie wirklich nur ein deutsches „Fabrikat“, eine deutsche Erfindung, oder hängt sie nicht doch vielleicht untrennbar zusammen mit den Begriffen: Abendland, Europa, europäische Kultur? Es scheint, daß man eben gerade in Zeiten der Krise und des Zusammenbruchs des Reiches die ganze Tiefe und Schwere des Reichsgedankens ermessen kann. Theorie und Geschichte, Weltanschauung und Politik treffen sich in der Entwicklung des Reichsgedankens.

Der Zusammenbruch des Reiches im XIII. Jahrh. wie im XX., traf zusammen mit einer Wandlung der gesamten europäischen, gesellschaftlichen Ordnung und ihrer Kultur, mit der beginnenden Auflösung der Gesamtkultur bis in ihre Tiefen. Die Grundlagen des politischen, sozialen, kulturellen Daseins werden zweifelhaft, man wendet sich ab von Anschauungen und Grundsätzen, die bisher als unerschütterliche Axiome gegolten hatten; kein Gebiet, auch nicht die Religion, bleibt davon unberührt. Die abendländische Völkerwelt wird von einer steigenden Unruhe und Unsicherheit ergriffen, sie sieht sich bedroht in den heiligsten Gütern ihrer Kultur, in ihren religiösen Überzeugungen, wie in ihren politischen und wirtschaftlichen Einrichtungen. Alle Anzeichen einer säkularen Zeitenwende der Menschheit scheinen vorhanden, damals, wie heute. In immer neuen revolutio-

nären Entladungen, politischen, kirchlichen, geistigen Kämpfen bahnt sich ein Neues an: die Reformation, das XIX. Jahrh. sind Höhe- und Wendepunkte, aber auch sie erreichen nicht das Ziel, das man einst erreicht glaubte: den Frieden einer in einer europäischen Gemeinschaftskultur geeinten Staatengesellschaft; die Erfüllung jener Reichsidee, die dem Mittelalter vorgeschwebt hatte.

Das Mittelalter glaubte auf dem Höhepunkt seiner Entwicklung jene Einheitskultur erreicht zu haben, die in den beiden Universalgewalten des imperium, in Papsttum und Kaisertum gipfelte. Das Kaisertum, das in Deutschland seinen festen Mittelpunkt gehabt hatte, das die Einheit, den Kern alles staatlichen Lebens der abendländischen Christenheit gewissermaßen symbolisierte, war seit dem Sturze der Staufer machtlos geworden. Aber der Reichsgedanke lebte fort und lebt fort; das Dritte Reich ist seiner Idee nach die Vollendung dieses Gedankens, die zweimal gescheitert war. Es lohnt sich vielleicht, einmal die Schicksale zu verfolgen, die der Reichsgedanke erfuhr nach seinem ersten, scheinbar endgültigen Scheitern, und die Kräfte aufzudecken, die damals seiner Verwirklichung im Wege standen oder die auf seine Wandlung einwirkten. Es ist der Weg von dem antiken und römisch-kirchlichen Reichsgedanken des heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation über den nationalen Staatsgedanken zum Volksstaat des Deutschen Reiches.

1. Um eine Krisis, eine Entscheidung, im wahren Sinne handelte es sich für Europa, als das Stauferreich in dem heroischen Kampfe mit den überlegenen Mächten einer neuen Zeit zusammenbrach. Der Kampf Friedrichs II. mit dem Papsttum war schließlich nur noch die mittelalterliche Form der Auseinandersetzung zwischen dem alten kaiserlichen Weltstaate des Feudalismus und den jungen politischen Kräften der italienischen Kommunen und der deutschen Territorien, zwischen dem übermächtig gewordenen Nationalbewußtsein der Völker und dem mittelalterlich-kirchlichen Einheitsbewußtsein der Christenheit. Daß aber in diesem Kampfe schließlich nicht nur die weltliche Universalmacht des Stauferreichs zusammenbrach, sondern auch die kirchliche des Papsttums, das bedeutet eben, daß es sich um mehr als staatlich-politische Machtkämpfe handelte, daß eine Zeitenwende begonnen hatte, die die ganze bisherige Weltanschauung des Abendlandes bedrohte, den ganzen ordo des Mittelalters, das Verhältnis von geistlicher und weltlicher Gewalt, die kulturellen Grundlagen, die seit mehr als 500 Jahren sich entwickelt hatten. Aus der Tiefe kam diese Erschütterung: eine neue Zeit kündigt Fehde an der ritterlich-aristokratischen, kirchlich-feudalen Gesellschaftsordnung des Hochmittelalters, die Vertreter der nichtadligen, bürgerlichen Schichten, die Vertreter einer nicht mehr kirchlichen Bildung, einer neuen Moral, eines neuen Rechts- und Staatsgedankens treten hervor als Führer zu neuen Zielen. Aber eben deshalb wird von dieser Krisis wohl am meisten getroffen das Römisch-Deutsche Reich als politische und als moralische Größe. Denn das sacrum imperium des Mittelalters ist keine politische Macht im Sinne eines modernen Großstaats; es ist nicht Weltreich schlechtthin, sondern es ist weniger und zugleich mehr, denn es ist überstaatliche, überpolitische, meta-

physische Realität. Wenn es überhaupt falsch ist, im Mittelalter vom Staat und von der Kirche zu reden, wie in den Jahrhunderten der Neuzeit, als von zwei abgeschlossenen, voneinander trennbaren Institutionen, wenn man vielmehr in dem corpus mixtum der Christenheit nur die Funktionen der geistlichen und weltlichen Gewalt und ihrer Träger, Kaiser und Papst, König und Bischof, unterscheiden kann, — so ist das erst recht der Fall beim Reich, dem sacrum imperium, denn es ist ja nichts als die äußere Form der Christenheit; es ist kein Staat, wie andere Staaten, es ist ein Stück Weltordnung.

Der mittelalterliche Reichsgedanke ist bekanntlich am Ausgang der Antike aus mehrfacher Wurzel entsprossen: romanische und germanische, christlichkirchliche und staatlich-antike Elemente verschmolzen in ihm. Aber er hat dann sein Wesen erhalten durch allen Wandel der Zeiten; denn sein Wesen konnte sich nicht ändern, es konnte nur zerstört werden mit dem Wesen des Christentums und seiner Kultur. Der Reichsgedanke des Mittelalters ist ein Bestandteil seiner Weltanschauung. Sinn und Zweck des Reiches ist offenbart im göttlichen Ratsschluß, wie ihn Christus verkündigt hat. Das Reich ist also notwendig und es ist notwendig christlich, es ist das Korrelat zum Christentum. Nur wenn das Christentum zerstört würde und ausschiede aus der Weltordnung, würde auch der Reichsgedanke inhaltlos. Das ist der Sinn des auf Grund der biblischen Weissagungen geprägten Satzes, daß das Reich bestehen müsse bis zum Ende der Zeiten, bis zum Nahen des Antichrists, und daß es auch diesen Endkampf mit dem Antichrist bestehen müsse, um die Menschheit zu erlösen und ihrer sittlichreligiösen Bestimmung zuzuführen. Die Vision des großen Kirchenlehrers Augustin von der civitas Dei und ihrem Kampf mit ihrer Gegenwelt im Laufe der Menschheitsgeschichte geht im Mittelalter eine unlösbare Verbindung ein mit dem antiken Gedanken der von Rom beherrschten Ökumene, des orbis Romanus. Denn Rom ist eben nach biblischer Weissagung das letzte Weltreich, es ist die Roma aeterna, es ist die Welt, das saeculum, schlechtthin, der Rahmen, in dem sich der Vorgang der christlichen Welterlösung vollziehen muß. Deshalb ist das Reich des Mittelalters „römisch“. Die Christianisierung, die religiöse Erziehung und Erlösung der Völker durch die Kirche, der Schutz und die Verteidigung des Glaubens sind nur zu verwirklichen beim Fortbestand des Römerreichs. Das ist der Sinn des sacrum imperium, und mit dieser seiner gottgewollten Aufgabe hängt notwendig zusammen die andere: der Schutz des Friedens auf Erden, und zu seiner Erhaltung die Handhabung der Gerechtigkeit unter den Völkern: pax und iustitia. Die pax Romana des Augustus lebt fort mit dem römischen Reich, verschmilzt mit der christlichen Friedensidee Augustins; das Recht Roms aber bleibt Weltrecht des Mittelalters, bleibt ideell die Grundlage des Reichsrechts der mittelalterlichen Kaiser. Denn Träger dieser Aufgabe des imperium ist notwendig zunächst der christliche Kaiser. Erst mit der Auflösung des antiken Reichs und insbesondere der weltlichen Reichsgewalt im Abendland, und mit der Entstehung des römischen Papsttums als der wahren Vertretung des christlichen Reichs im Westen, seit dem Ende des V. Jahrh., deutlich in dem berühmten

Briefe des Papstes Gelasius an den Kaiser in Byzanz, befestigt sich die Anerkennung einer Teilung der Funktionen, der kaiserlichen potestas und der päpstlichen auctoritas, die gemeinsam die Christenheit zu leiten haben, bis dann schließlich nach dem Siege der Germanen im Abendlande mit der Übertragung der Kaiserwürde auf den rex Europae, den mächtigsten Germanenherrscher, den Frankenkönig Karl, jene Neuordnung vollzogen wird, die recht eigentlich erst die mittelalterliche, abendländische Reichsgeschichte einleitet.

Sinn und Aufgabe des Reichs bleiben dieselben, wie bisher. Aber anders wird allerdings jetzt das Verhältnis der beiden Funktionen der Reichsgewalt, der kaiserlichen und der päpstlichen Macht, anders vor allem die Verwirklichung des Reichsgedankens unter den einzelnen germanischen und romanischen Völkern, die den neuen, abendländischen Kulturkreis bilden. Der germanische Herrschaftsgedanke, das germanische Gottesgnadentum und das germanische Stammesbewußtsein gehen einen Bund ein mit der kirchlich-antiken Reichsidee. Die Führung beansprucht unzweifelhaft die Kirche. An sich war ja der Reichsgedanke völlig übernational, unabhängig von dem Volkstum der Reichsträger, denn das antike Römerreich war eben nur die Oikumene, die Summe der Nationen gewesen. Aber indem mit Karl dem Großen, dem mächtigsten germanischen Herrscher des Abendlandes, das abendländische Reich entstand, wurden die Germanen oder doch ihr mächtigster Stamm zum Weltvolk, zur führenden Nation des Westens, zu Erben des Römertums als der von Gott mit der Mission, dem Glaubenschutz, der Wahrung des Friedens und des Rechts unter den Völkern beauftragte Stamm. Daß es fortan die Germanen seien, und zwar ihr stärkster, im Kampfe für den wahren, römisch-katholischen Glauben erprobter Stamm, die Franken, die die Weltmission des Reiches zu erfüllen hätten, war dem Mittelalter kaum zweifelhaft, mochte auch die päpstliche Lehre von der Übertragung des Reiches von den Griechen auf die Germanen es in das Ermessen des Papstes, als des Stellvertreters Gottes auf Erden, stellen, welchem Volke das Reich zukomme, welchem er es geben oder auch wieder nehmen könne.

Wir verfolgen nicht die weitere Entwicklung der Reichsidee im Hochmittelalter von Karl dem Großen bis zum Staufer Friedrich II. Neuere Forschungen haben gerade hier recht deutlich gezeigt, wie bei allem Wandel der Formen und des Ausdrucks, bei allem Widerstreit zwischen germanisch-deutschem Herrschaftswillen und kirchlich-römischer Zielsetzung, das Wesen, der Inhalt des Reichsgedankens erhalten blieb: seine metaphysische Realität, seine Heiligkeit als Bestandteil des ordo, des Weltenplans Gottes, trotz des Fehlens der realpolitischen Wirklichkeit eines abendländischen Weltreichs, das alle Staaten unter kaiserlicher Herrschaft zusammengefaßt hätte. Nicht um das Kaisertum handelt es sich, sondern um den Reichsgedanken. Auch Canossa bedeutet darum nicht, wie gesagt worden ist, die große Wende, die „Entheiligung der Kaiseridee“, der Reichsgedanke blieb unberührt, der „Weg zum laisierten Staat“ war damals noch nicht beschritten. Und ebensowenig bringt die Stauferzeit den Wandel des Reichsgedankens, eher seine Überspizung. Der stauferische Reichsgedanke

ist der karolingisch-ottonisch-salische; die äußerliche Romanisierung, die Heranziehung des antiken Kaiserreichs wandelt nicht seinen wesentlichen Inhalt. Ja, Friedrich II., der letzte große Stauferkaiser, den man so gern als ersten modernen Menschen sehen möchte, scheint dem Reichsgedanken die höchste, ganz mittelalterliche, mystische Weihe zu geben, wenn er das Sendungsbewußtsein noch erhöht, den Träger der Reichsidee als Messias und Erlöser, sein göttliches Amt als Quelle des Friedens und der Gerechtigkeit auf Erden in unmittelbare Parallele bringt mit Christus selbst, in einer Terminologie, die uns fast blasphemisch anmutet, eine Vergottung des Imperators in Analogie zu dem päpstlichen Vizechristus, die aber doch gerade den überstaatlichen, überpolitischen Sinn des heiligen Reiches aufs schärfste hervortreten läßt.

2. Es wäre nun wohl falsch, wenn man annähme, daß überall und immer im Mittelalter die Reichsidee und der Gedanke der besonderen Mission der Deutschen und ihres Kaisers anerkannt worden sei. Politik und Weltanschauung, Theorie und Wirklichkeit sind zwei Faktoren, die sich innig durchdringen können, die aber ebenso oft auch in Widerspruch miteinander geraten. Die mittelalterliche Weltanschauung forderte zwar, wie wir sehen, ein „Reich“, das Einheitsbedürfnis des christlichen Denkens fand keine Ruhe ohne diese Vorstellung, ohne universale Kirche und universales Imperium. Aber von jeher setzten die einzelnen Völker sich hinweg über die ideellen Ansprüche der Universalgewalten, wo diesen die Macht fehlte, sie zu verwirklichen. Der Kaisertitel allein enthielt vollends keinen Anspruch, und einen Imperialismus im machtpolitisch modernen Sinne kannte das Mittelalter bis auf Heinrich VI. kaum: unsere großen Kaiser des Hochmittelalters trieben keine Weltmachtpolitik im modernen Sinne. Aber dennoch ist es, soviel ich weiß, bis zum XIV. Jahrh. zu keiner grundsätzlichen Verleugnung und Widerlegung der Reichsidee gekommen; so fest war sie verankert im religiösen Bewußtsein der Zeit. Es war geradezu ein Zeichen für eine beginnende Änderung der Weltanschauung, als man den Reichsgedanken selbst angriff.

Etwas anders verhält es sich mit den Angriffen auf das Kaisertum der Deutschen; das sind schließlich nicht Leugnungen der Reichsidee, sondern Regungen des Rationalgefühls gegen die Kaiserherrschaft der Deutschen. Es fehlt schon im Hochmittelalter nicht an kaiserfeindlichen Äußerungen, die von einer politischen Überordnung des römisch-deutschen Imperiums, von einer auch nur ideellen Weltherrschaft des Kaisers nichts wissen wollen. Es ist bezeichnend, daß zuerst auf romanischem Boden diese Gedanken auftauchen, in Spanien, in den normannischen und französischen Ländern. Auch die Normannen des XII. Jahrh. wird man den romanisierten Völkern zurechnen müssen. Die Normannenstaaten aber in Frankreich, England und in Unteritalien sind es bekanntlich, in denen sich am frühesten ein neues Staatsgefühl regt, das über das Zeitalter des Feudalismus hinausweist in die Zukunft des werdenden Einheitsstaats, in denen politische Institutionen der Regierung und Verwaltung entstehen, die die Wende vom Mittelalter zu neueren Epochen vorbereiten. Hier nun entsteht auch eine Geschichtsbetrachtung, die den Reichsgedanken zurückdrängt und zu über-

winden sucht durch die Betonung des Rechts des nationalen Staates, des eigenen Volkes, die nicht mehr das „Reich“, das imperium, sondern den unabhängigen Staat in den Mittelpunkt stellt. Nichts mehr von den überstaatlichen, überpolitischen Aufgaben des Reiches und der besonderen Sendung der Deutschen; vielmehr die reale, politische Macht des einzelnen Volkes und Einzelstaates ist Ausgangs- und Endpunkt der Betrachtung z. B. bei einem Schriftsteller, wie dem Normannengeschichtschreiber Ordericus Vitalis (XII. Jahrh.). Ja, sogar jenes größte Gesamtunternehmen der abendländischen Völker des Mittelalters, das eigentlich einen Höhepunkt der vom christlichen Reichsgedanken getragenen Einheitskultur Europas bildete: die Kreuzzüge, sucht jene normannische, politische Geschichtschreibung umzugestalten durch eine rein weltlich-politische Auffassung der abendländischen Staatenwelt, bei der der große Gegensatz zwischen imperium und sacerdotium, zwischen Papst und Kaiser, überwunden erscheint durch den staatlichen Gedanken der Realität des Einzelstaates und Einzelvolkes. Als die Normannen die Führung des Kreuzzuges in ihre Hand nahmen, drohte vielleicht zum ersten Male der Gedanke des Reiches und seiner Mission in den Hintergrund zu treten. Die Staufer haben ihm seinen alten Nimbus noch einmal zurückgegeben: der Führer der Christenheit im nächsten Kreuzzuge wurde der Kaiser, Barbarossa; und seine Nachfolger, Heinrich VI., der mächtigste Welt herrscher vielleicht seit Karl dem Großen, und Friedrich II. blieben in seinen Spuren. Ein Ordericus Vitalis freilich, so sehr er die Schöpfung des karolingischen Reiches anerkennt, nennt den byzantinischen Kaiser neben dem römisch-deutschen, wie zwei völlig gleichberechtigte Herrscher zweier beliebiger, territorialer Staaten, ohne etwas von dem besonderen, religiös-überstaatlichen Inhalt der abendländischen Reichsidee spüren zu lassen. In derselben Zeit aber versteigt sich der Engländer Johannes von Salisbury, der heftige Gegner der Kaiserpolitik Barbarossas, zu offener Feindschaft gegen das Reich der Deutschen: nichts weiß er von besonderer Sendung des deutschen Volkes, nichts von der Notwendigkeit des römischen Imperiums; für ihn sind die Deutschen Schismatiker, Kirchenfeinde, Barbaren, keineswegs die von Gott erwählten Träger eines Weltamtes, des christlichen Friedens- und Einheitsgedankens. Freilich hält er fest an dem mittelalterlichen Einheitsgedanken der Christenheit, an der religiös-geistigen Einheit Europas, und insofern auch am „Reiche“. Aber er findet diese Einheit genügend vertreten durch die Kirche im Papsttum, nicht im Kaisertum. Nicht imperium Romanum, sondern civitas Dei, nicht Universalreich, sondern „Kirche“ ist der Reichsgedanke geworden, wie er ihm vorschwebt.

Das sind Äußerungen eines National- und eines Staatsgefühls, die immerhin schon grundsätzlich den Wert und die Bedeutung der alten Reichsidee berührten. Aber noch sind im XII. Jahrh. die universalen Mächte im Aufstiege. Das stauferische Zeitalter erlebte ja scheinbar die Verwirklichung des Reichsgedankens durch die großen deutschen Herrscher. Zum ersten Male findet in Deutschland der Enthusiasmus für die Reichspolitik sein Echo in deutscher Sprache. Nicht nur in den Reichsprüchen eines Walthers von der Vogelweide;

selbst in der tiefstinnigsten, deutschen Dichtung der Zeit, in Wolframs Parzival hat man den Abglanz des Reichsgedankens wiederfinden wollen, gesteigert in das rein Menschliche.¹⁾ In dem lateinischen Spiel vom Antichrist aber wird die stauffische Reichsidee verteidigt gegen Franzosen und Normannen: der tief religiöse Sinn des Reiches tritt hier voll zutage, der Kaiser als Führer der Christenheit gegen den Antichrist im Endkampf. Ganz anders, als bei den Normannen, ist hier das Reich nicht bloß staatliche Macht, sondern eine überstaatliche Größe; den Deutschen ist von Gott ein besonderes Amt verliehen vor und über den anderen Völkern. Noch ist der Reichsgedanke Bestandteil der Weltanschauung, religiös bestimmt, gehört zum ordo des Seins durch göttlichen Ratsschluß.

Aber der Streit der beiden Träger der Reichsidee um die alleinige Führung ist nicht ohne Wirkung geblieben. Das Papsttum, das einst dieses abendländische Reich hatte schaffen helfen, das den Kaiser gerufen hatte zum Schutze der Kirche, zur Verteidigung des Glaubens, es hat auch die Waffen geschärft, die sich schließlich gegen seine eigene Schöpfung wenden mußten. Die Politik Gregors VII. und seiner Nachfolger bis ins XIV. Jahrh. hat wesentlich mit beigetragen zur Stärkung eines Nationalgefühls der einzelnen Völker, das im Widerspruch stand zur Reichsidee. Jenes universale, päpstliche Lehnsreich, wie es Gregor VII. und Innozenz III. vorschwebte, bedarf des Kaisertums nicht mehr so unbedingt. Der Papst vertritt die Einheit der Christenheit auch im Weltlichen, er ist der wahre, einzige Träger des Reichsgedankens, der oberste Führer des sakralen Imperiums. Erst durch ihn, in seinem Auftrage gewissermaßen, wird der Kaiser fähig zu seinem Amt, er ist von ihm abhängig, ebenso, ja, mehr noch, als alle anderen weltlichen Herrscher. Die Kirche ist das verum imperium, der Papst der verus imperator; er kann die politische Gleichberechtigung und Unabhängigkeit aller christlichen Völker vom Kaiser anerkennen unbeschadet der Einheit des „Reiches“, unbeschadet der päpstlichen, oberherrlichen, geistlich-weltlichen Stellung. Was dem römischen Kaisertum den Boden seiner politischen Existenz untergräbt, ist verträglich mit dieser päpstlichen Reichsidee: das „Reich“ wird Papstkirche, die civitas Dei scheint verwirklicht. Aber trotzdem haben die Päpste stets festgehalten an der Institution des Kaisertums, wenn auch nur als kirchliche Institution, auch nach dem Zusammenbruch des Stauferreiches. Doch es ist bezeichnend, daß man jetzt diese Institution gewissermaßen zu rechtfertigen, zu entschuldigen sucht, daß man die Frage aufwirft, warum es denn einen Kaiser geben müsse: nicht, weil der Papst allein nicht fähig und befugt wäre, das Reich zu leiten, er hat ja beide Schwerter, das weltliche und das geistliche. Aber der von Gott gewollten Ordnung wegen, oder wenigstens der Schicklichkeit, der Dezenz halber, wegen der Erhabenheit des päpstlichen Amtes, überläßt er dem weltlichen Arm des Kaisers die weltliche Herrschaft, die Durchführung des Friedens mit den Waffen, den Schutz des Rechts mit den Kapitalstrafen im gesamten Reich. Der Inhalt der Reichsidee, die hohe Mission des Kaisers ist

1) Anm. d. Hrsg.: Wir verweisen hier auf die Aufsätze R. 36. '34, 509 u. '36, 206.

geblieben; es ist auch kein begrenzter territorialer Staat, an den gedacht ist, das imperium ist die Welt; aber die wahre Führung dieses Reiches ist übergegangen an den Papst allein. Der sakrale Nimbus des Kaisertums, die Heiligkeit des römisch-deutschen Imperiums verblaßt immer mehr. Vor allem aber erscheint nach dieser Auffassung des Reichsgedankens die besondere Berufung der Deutschen zur Führung des Reiches zweifelhaft oder nebensächlich. Dieses Imperium der Deutschen war ja im XIII. Jahrh. zusammengebrochen, als Staat machtlos und vor allem sein Herrscher aus dem Schützer und Verteidiger der römischen Kirche zuletzt ihr ärgster Feind geworden. Friedrich II. war der Antichrist, damit haben nach kirchlicher Meinung die Deutschen ihr Weltamt verwirkt, kraft der Translationsstheorie kann der Papst für einen neuen Träger der Reichsidee sorgen, kann das Reich den Deutschen, denen er es übertrug, wieder nehmen und einem anderen Volke übertragen.

Nicht unwidersprochen ist die Meinung geblieben, aber sie wird ein Faktor der päpstlichen Politik. Je stärker seit dem XIII. Jahrh. sich das staatlich fundierte Nationalgefühl der romanischen Völker regt, um so mehr findet es eine Stütze in jenen kirchlichen Tendenzen einer Wandlung des Reichsgedankens. Wie so oft schon paßt die Kurie sich den vorwaltenden Mächten der Entwicklung möglichst an.

3. Erst damit beginnt das, was ich die Krisis des mittelalterlichen Reichsgedankens nennen möchte. Sie bedeutet bei der zentralen Wichtigkeit dieses Gedankens eine Krisis nicht nur für das Deutsche Reich, sondern für die europäische Kultur, für die mittelalterliche Weltanschauung und die abendländische Staats- und Gesellschaftsordnung. Nicht nur die bisherige Führung, sondern die Einheit des Abendlandes und seiner Kultur ist bedroht.

Das ist der tiefere Sinn der politischen und geistigen Kämpfe um das Reich und um die Kirche, die den Ausgang des XIII., die erste Hälfte des XIV. Jahrh. erfüllen. Das Ringen um das staufische Erbe und andererseits der Kampf um die Freiheit der Kirche vom Joch des neuen, nationalen Staates führen zu Katastrophen, die den mittelalterlichen Reichsgedanken, den kaiserlichen, wie den päpstlichen, in Frage stellen. Bis in die Tiefen der Weltanschauung reichen diese Kämpfe; denn aus diesen Tiefen war ja die Reichsidee, wie wir sahen, emporgewachsen. Eine Lösung dieser Krisis ist eigentlich nicht erfolgt, weder der befürchtete Untergang des Abendlandes und seiner kirchlichen Kultur, noch die völlige Wiederherstellung der mittelalterlichen Harmonie. Eine tiefgehende Wandlung aber ergreift den politischen Reichsgedanken, die die folgenden Jahrhunderte bis zum XIX. scheidet vom Mittelalter. Eine erste geistige Entscheidung bringt die Reformation, aber sie führt nur zu einem endgültigen Bruch, einer Zerreißung der bisherigen Einheit der abendländischen Weltanschauung.

Für die Lage um 1300 ist es bezeichnend, daß jetzt erst, nach dem Zusammenbruch des Reiches, die Theorie sich des Reichsgedankens bemächtigt, daß die Reichsideologie sich erst recht eigentlich entwickelt. Wie immer folgt sie den geschichtlichen Ereignissen nach, sucht eine Wissenschaft, eine Lehre vom Reich zu schaffen, wie man eine Lehre vom Papsttum schafft. Die seit dem XII. Jahrh.

aufgeblühten Universitäten beginnen auch die Politik wissenschaftlich zu lehren, Theologen und Philosophen, Legisten und Kanonisten sind dabei beteiligt. Die schon hochentwickelte, dialektische Methode, die Bereicherung des abendländischen Wissens durch das Einströmen griechischen und arabischen Wissensstoffes eben damals, alles kommt den neuen Lehren zugute. Wie aber die Erweiterung des wissenschaftlichen Horizontes durch die Aufnahme der nichtchristlichen Gedankenwelt der Antike und des Orients bereits zu einer religiös:weltanschaulichen Krisis zu führen droht, die durch das geniale Lebenswerk des Thomas von Aquino noch aufgehalten wird, so wirkt andererseits dieses neue Denken auch nachhaltig ein auf die politischen Theorien und insbesondere auch auf die Reichs:ideologie. Die rationalen, naturrechtlichen Elemente der aristotelisch:arabischen Staatsphilosophie und auch des römischen Rechts bringen eine Wandlung der mittelalterlich:kirchlichen Reichslehre mit sich, die von weitreichenden Folgen ist. Die rein politische, diesseitige, weltliche Staatsidee dringt ein auch in den Reichsgedanken, ohne ihn doch etwa völlig zu säkularisieren.

Das Zentrum dieser geistigen Bewegung aber, Paris, war die Hauptstadt des Staates, der zuerst grundsätzlich den Kampf aufnahm gegen den päpstlichen Universalismus, für das Eigenrecht des nationalen Staates. Es ist in diesem Kampfe am Beginne des XIV. Jahrh. doch etwas Neues, auch beim Vergleich mit jenen nationalpolitischen Äußerungen der stammverwandten Normannen des XII. Jahrh. Erst jetzt, im Verlauf des Ringens zwischen dem ersten, großen Nationalstaat Frankreich unter seinem König Philipp dem Schönen mit dem letzten großen Vertreter der päpstlichen Idee des Mittelalters, Bonifaz VIII., wird eine neue Lehre vom Staate als solchen wissenschaftlich begründet, die nichts mehr zu tun hat mit der Reichsidee des Mittelalters. Sie sieht zum Teil bereits völlig ab von den kirchlich:religiösen Voraussetzungen des Reiches, von der christlichen Mission des Abendlandes unter Führung des Kaisers, seinem heiligen Weltamte. Sie ist rein politisch, juristisch, diesseitig, zum Teil rationalistisch gerichtet, wenn sie den Staat auch nicht etwa grundsätzlich losreißen will von Kirche und Religion. Denn der vollkommene Staat nach dem Muster der aristotelischen Staatslehre kann nach der Meinung der Zeit eben nur der christliche sein. Thomas von Aquino hatte sogar die Brücke zu schlagen versucht zwischen aristotelischer und kirchlicher Theorie, hatte die aristotelische Staatslehre eingebaut in sein streng kirchliches System der Ethik und Politik. Andere gingen freilich weiter. Der Gesichtspunkt, unter dem das staatliche Gemeinwesen erscheint, ist doch ein anderer geworden. Jene französischen Theoretiker stellen ganz in den Vordergrund die Lehre vom Volke und seiner naturrechtlichen Selbstbestimmung, von der vollen Souveränität des Einzelstaates, der eben als Staat keinen Herrn, weder Papst, noch Kaiser, kein Reich über sich anerkennt, noch anerkennen darf. Die politische Seite des Reichsgedankens, die Weltstaatsidee des abendländischen Imperiums, wird damit grundsätzlich abgelehnt als unverträglich mit dem Wesen des nationalen, d. h. des echten Staates. Die Hierarchie der feudalen Weltordnung des Mittelalters fällt zusammen. Was längst das auf:

kommende Nationalbewußtsein der europäischen Völker abgelehnt hatte, was freilich, abgesehen vielleicht von den Tagen Heinrichs VI., nie eine europäische Gefahr gewesen war, die tatsächliche Weltherrschaft eines römisch-deutschen Kaisers über die europäischen Staaten, wird jetzt auch prinzipiell zurückgewiesen; der Anspruch selbst auf die Existenz und gar Notwendigkeit eines Reiches als Weltstaat wird bekämpft — und zwar nicht eigentlich im Kampfe mit dem Kaiser (den es damals gar nicht gab), sondern im Kampfe gegen den Papst und die päpstlichen Reichstheorien. Es handelt sich mit anderen Worten in diesem theoretischen Kampfe nicht so sehr um Zurückweisung der weltlichen Machtansprüche des Kaisertums, die kaum zu befürchten waren, als vielmehr um die Abweisung kaiserlicher Ansprüche, die aus der kirchlichen Idee des Imperiums als Amt und Schutzmacht der Kirche sich ergeben konnten: die Souveränität des Staates war bedroht durch die politische Weltkirche, durch das Imperium nur, insofern es als überstaatliche, religiöse Macht in der Hand des Papstes stand und seinen Winken gehorchte. Nicht das schwache deutsche Königtum war eine Gefahr für die Nationen geworden, sondern der verus imperator des sacrum imperium; gegen die päpstliche Fassung des Reichsgedankens richtet sich der Angriff. Eben darum gewinnt aber auch die naturrechtliche Lehre vom Ursprung und Recht des Staates und des Staatsvolkes jetzt an Bedeutung. Das theokratische Moment, die religiöse Sendung des Staates tritt mehr und mehr zurück, es beginnt die Säkularisierung und Politisierung der Staatsgewalt, der weltliche Staat der Neuzeit regt sich. Auch die Reichsidee bleibt davon nicht unberührt.

Es könnte scheinen, als ob die mittelalterliche Reichsidee damit abgetan, antiquiert sei. Das war keineswegs der Fall. Aber nie zuvor ist sie so scharf bekämpft, ja, für schädlich erklärt worden, wie damals. Hatten schon die merkwürdigen Reichsteilungspläne, wie sie am Ende des XIII. Jahrh. auftauchen, den neuen, rein staatspolitischen Standpunkt erkennen lassen, den die Kirche selbst gegebenenfalls zur Reichsidee einnahm, hatte der Gedanke eines Erbreiches in Deutschland eine wesentliche Voraussetzung des Kaisertums, seine Wählbarkeit, zu beseitigen gedroht, und hatte man sich bereits daran gewöhnt, unter Imperium nur die Trias Deutschland-Italien-Burgund zu verstehen, einen begrenzten mitteleuropäischen Territorialstaat unter deutscher Führung, nicht ein vages, abendländisches Weltreich, so bestanden doch auch die entgegengesetzten Meinungen noch weiter fort. Es war in den Tagen des ersten Versuchs einer Wiederaufrichtung des zusammengebrochenen Kaisertums durch den Luxemburger Heinrich VII., daß die Unversöhnlichkeit der Gegensätze und politisch-weltanschaulichen Spannungen in Europa zu offenem Ausbruch kam. Ein förmliches Prozeßverfahren wird um den Inhalt des Reichsgedankens, um die Reichsautorität eröffnet, eine Reihe juristischer Gutachten beweisen teils (dem Papste!) die völlige Nichtigkeit, teils (dem Kaiser!) die unbegrenzte Machtfälle des römischen Kaisertums. Im Dienste des Papstes wird, als der Kaiser seine Hoheitsrechte gegen den verräterischen König von Neapel, Robert von

Anjou, geltend machen will, von einem italienischen Juristen Odradus eine Denkschrift geschrieben, die einen Höhepunkt der Krisis bezeichnet. Hier wird bewiesen, daß *de iure* das Imperium überhaupt kein Daseinsrecht habe, wie es *de facto* ja auch nie bestanden habe. Weder in der *lex vetus*, noch in der *lex nova*, also überhaupt nicht im göttlichen Recht ist die Rede vom Weltkaisertum; die Herrschaft auf Erden gab Gott zuerst einzelnen, von den Priestern gesalbten Königen, aber durch Christus wurde überhaupt alle Herrschaft auf Erden reprobirt, auch die der Römer, des letzten der vier Weltreiche. Das römische Imperium, wie alle vorchristliche Herrschaft, ist vergangen, weil sie auf Gewalt gegründet war, sie entbehrt jetzt der rechtlichen Grundlagen. Das Reich insbesondere ist keineswegs unwandelbar, denn nur, was dem göttlichen und dem natürlichen Recht unterliegt, ist unwandelbar. Das ist beim Reich aber nicht der Fall. Auch das menschliche, bürgerliche Recht bezieht sich immer nur auf den Einzelstaat, nicht auf ein Weltreich. Das römische Recht aber ist nicht kompetent für die Frage der Weltherrschaft des römischen Kaisers, denn es kann nicht Zeuge in eigener Sache sein: weder die Übertragung der Reichsgewalt durch das römische Volk, noch gerechte Kriege der Römer sind eine genügende Rechtsgrundlage des Imperiums. Das römische Volk besaß ja die Weltherrschaft gar nicht, seine Eroberungskriege aber waren keine gerechten Kriege. Also nur auf Gewalt, nicht auf Recht und göttlichem Ratsschluß ruhte die Römerherrschaft; eben deshalb ist sie von Christus zurückgewiesen worden. Ja, selbst die Lehre von der päpstlichen *translatio imperii* will der Verfasser in dieser Hinsicht nicht gelten lassen; denn wenn das Römerreich keine Weltmacht war, konnte auch der Papst keine Weltmacht übertragen. Es kommt gar nicht darauf an, daß dieses Gutachten für einen ganz besonderen Fall zugeschnitten war, daß der Verfasser in anderen Gutachten doch den Begriff der Universalherrschaft festhält. Es kommt vielmehr darauf an, daß hier wohl zum ersten Male Grundsätze vertreten werden, die der Weltordnung des Mittelalters, dem politisch-weltanschaulichen *ordo*-Gedanken zu widersprechen scheinen: nicht im göttlichen Weltplan auch der christlichen Epoche nimmt das Reich seinen notwendigen Platz ein, sondern es widerspricht göttlichem und menschlichem Recht; nicht eine besondere Aufgabe liegt im Reichsgedanken, sondern er ist vielmehr der Ausdruck des Unrechts und der Gewalt; nicht durch Christus geweiht und anerkannt ist das Reich, sondern verworfen. Es hat keine Realität besessen, alle Ansprüche auf die Reichsgewalt sind antiquirt, illegitim, wider Gottes Willen. Recht und Existenzfähigkeit hat allein der Einzelstaat. Eine Welt trennt diese Gedanken von der Reichslehre der Kirche und des Mittelalters. Es ist der Widerspruch des National- und Staatsbewußtseins gegen den Universalismus, der Widerspruch auch des politischen, naturrechtlich begründeten Standpunktes gegen den überpolitischen, überstaatlich-ethischen Gedanken des Reiches. Die mittelalterliche Einheit des Abendlandes im Reich scheint grundsätzlich verleugnet, das Interesse des Einzelstaates, die Staatsräson, tritt beherrschend hervor. Das Reich ist vergangen, es gibt nur die verschiedenen, einzelnen Staaten und Herrschaften, aber keinen kaiser-

lichen Herrn der Welt. Nichts aber kann bezeichnender sein, als daß dieses Gutachten die Grundlage bildete für die päpstliche Entscheidung gegen Heinrich VII. in der Bulle *Pastoralis cura*, und daß der päpstliche Vasall Robert von Neapel in einer eigenen Denkschrift geradezu die Beseitigung des Kaisertums und der Kaiserkrönung forderte, als eine Gefahr für den europäischen Frieden, denn die Deutschen sind Räuber und Barbaren.

Wenn demgegenüber Heinrich VII. in den pomphaftesten Worten sich auf sein gottgewolltes Amt beruft, das die Ruhe und den Frieden des Erdkreises sichere, wenn er sagt, daß göttliche und menschliche Gesetze fordern, daß jede Seele dem römischen Kaiser untertan sei, und seine Anhänger an der religiösen Weihe des Reichsgedankens, an der vollen Unabhängigkeit des Imperiums vom Papsttum festhalten und kaiserfreundliche Juristen wenig später den Satz prägen, daß jedermann ein Keger ist, der nicht die volle Weltherrschaft des Kaisers anerkennt, so zeigt das nur um so deutlicher die Spannung und Spaltung der abendländischen Welt in der Frage des Reichsgedankens.

Wie zwei verschiedene Welten stehen sich gegenüber jene nüchternen, realpolitischen Gutachten der guelfischen Juristen und die leidenschaftdurchglühten Briefe und politischen Äußerungen des großen italienischen Dichters und Patrioten Dante, vor allem sein Traktat *Monarchia*, mag er nun, was nicht unwahrscheinlich, unmittelbare Entgegnung sein oder nicht. Bei Dante das großartige Bild einer Welt, die im Frieden unter dem Schutze des gottgewollten Weltherrschers ruht, *pax* und *iustitia* die Grundlagen seiner Herrschaft, die nur im Rahmen des wirklichen Weltreiches gesichert ist; Nationen, Einzelstaaten wohl in ihrer Existenz anerkannt, aber doch nur als notwendige Glieder der *monarchia mundi*. Ein erhabenes Gefühl für die Einzigkeit und Einheit der christlichen Kultur erfüllt ihn; nur durch die Erhaltung der europäischen, christlichen Kultur kann das Ziel der Menschheit erreicht werden, ihre Einheit, ihre Harmonie ist notwendig für die volle Entwicklung der Zivilisation überhaupt. Diese Zivilisation aber ruht auf den unerschütterlichen Pfeilern des christlichen Glaubens, der Kirche und des römischen Reiches. Umgekehrt, wie bei Aldradus, sind für Dante gerade die Römer das auserwählte Volk Gottes, ihnen ist die christliche Weltsendung zugefallen, die dann nach der *Translatio* die Deutschen übernahmen; eben wegen ihrer politischen Tugenden, ihrer Gerechtigkeit und Frömmigkeit, ihrer gerechten Kriege, gebührt ihnen die Weltherrschaft. Sie sind letztlich der Typus des christlichen Volkes, wie der römische Kaiser der Typus des christlichen Herrschers ist, berufen, *pax* und *iustitia* auf Erden zu erhalten. Es sind die alten Gedanken vom heiligen Reich, vom Gottesstaat auf Erden, aber sie sind bei Dante doch, wie mir scheint, leise in eine neue Richtung gelenkt. Wohl ist das heilige Reich Erfüllung, Erlösung der Menschheit, eben deshalb ist es notwendig universal, einzig, einheitlich. Aber vor allem ist es doch das römische Reich, Träger des Reichsgedankens können nur Römer sein, auch die Deutschen sind als Reichsvolk Römer. Der Romanismus des stauffisch-ghibellinischen Kaisergedankens ist verstärkt und vertieft; damit aber erhält er bei Dante jene italienisch-nationale

Prägung, wie sie schon bei Arnold von Brescia im XII., bei Rienzo im XIV. Jahrh. besonders hervortritt. Zweitens aber: der Gedanke der augustini-
schen civitas Dei geht über in die Idee der civitas humana, sie ist letztes Mensch-
heitsziel auf Erden, d. h. die Ausprägung der gesamten Intelligenz der Mensch-
heit in einem christlichen Universalreich, wie sie Dante vorschwebt, wird zur Ver-
wirklichung einer christlichen Weltstaatskultur, einer irdischen Zivilisation, die
nicht mehr dasselbe ist wie die kirchliche Einheitskultur des Mittelalters unter
päpstlicher Führung. Das antike Weltbild, der neubelebte Aristotelismus hat
daran ebenso teil, wie der Spiritualismus der neuen Frömmigkeit. Dantes
Monarchia ist nicht nur Epitaph des Mittelalters, sondern sie enthält Züge einer
Reichsidee, die in die Zukunft weisen.

4. Zunächst aber wurde am Beginn des XIV. Jahrh. der Reichsgedanke
zurückgedrängt und übertönt von jenen nationalen, politischen Stimmen in
Frankreich. Dabei nun entwickelt sich eine Strömung, die immer weiter wegführt
von dem mittelalterlichen Standpunkt. Unter den französischen Advokaten und
Kronjuristen ist der merkwürdige Normanne Pierre Dubois einer der ersten
Vertreter echt französischer Bildung, der ein Weltbild konstruiert, das zwar
nicht die Idee der abendländischen Gemeinschaft und Kultur fahren läßt, das
aber nichts mehr übrig läßt von dem alten, heiligen römischen Reich. Nicht Papst
und Kaiser, sondern das Land der heiligen Dynastie der gottgeweihten, fran-
zösischen Könige, der wahren Nachfolger Karls des Großen, steht an der Spitze
der abendländischen Welt. Nicht sowohl römische Kaiser im alten Sinne wollen
diese französischen heiligen Könige sein (obwohl auch das erstrebt wird), sondern
die Träger und Verbreiter des neuen europäischen Bildungsideals, der neuen,
französischen Weltkultur. Sie ist nach Dubois die neue Weltmacht, die überall
auch im Orient, die Herrschaft antreten soll. Frankreich und seine wunderfätigen
Könige sind die berufenen Sendboten einer Zivilisation der Menschheit, der sich
schließlich auch das Papsttum zu unterwerfen hat. In der uns modern anmuten-
den Form eines europäischen Staatenbundes mit internationalem Schieds-
gerichtshof denkt sich Dubois die Verwirklichung seiner modernisierten Reichs-
idee; von den alten politischen Formen des mittelalterlichen Imperiums ist
nicht mehr die Rede. Der französische Staat mit seinem starken Königtum,
seinen Legisten und Advokaten ist ihm das neue Werkzeug Gottes für solche
Pläne. Das römische Reich scheint auch hier antiquiert, überholt durch modernere
staatliche Formen, durch das lebendige Nationalbewußtsein. Die geistlich/welt-
liche Theokratie des Mittelalters wird abgelöst durch ein neues Staatsgebilde,
das wohl die christlich/kirchlichen Grundlagen noch nicht verleugnet, aber erwächst
auf dem Boden der Nationalkultur des Einzelstaates, nur daß für Dubois und
seine Gesinnungsgenossen französische Kultur und Weltkultur zusammenfallen.

Man kann also nicht sagen, daß hier der Reichsgedanke etwa entwertet oder
gar preisgegeben sei, wie von jenen antikaiserlichen Juristen. Aber er ist von seiner
bisherigen Grundlage gelöst. Nicht das imperium Romanum, nicht die kirchliche
civitas Dei, auch nicht Dantes civitas humana steckt in diesem französischen

Reichsbegriff, sondern es ist die französische Rasse, das heilige Blut der französischen Dynastie, was allein Fähigkeit und Anspruch gibt, die Weltaufgabe der Christenheit zu übernehmen, das Weltamt des imperium anzutreten.

Eben dagegen aber wendet sich jetzt mit sicherem Rassegefühl das deutsche Staatsbewußtsein. Dubois war nicht der erste, der an das Blut appelliert hatte. Vor dem Franzosen hatte ein biederer, kirchentreuer Deutscher im Kampfe gegen französische Anmaßung den Gedanken des deutschen Blutsanspruchs, der deutschen Abstammung, in die Waagschale geworfen. Ein Dsnabrücker Kanonikus Jordan und mehr noch sein Zeit- und Gesinnungsgenosse in Köln, Alexander von Roes, haben noch am Ende des XIII. Jahrh. den alten Reichsgedanken von der Mission der Deutschen, der deutschen Ostfranken, wieder aufgegriffen: nicht nur durch den Akt der päpstlichen Übertragung ist das Reich zu den Deutschen gekommen, sondern kraft der blutsmäßigen Abstammung von Troern und Römern, kraft der schicksalhaften Verknüpfung der Deutschen mit dem abendländischen Herrschervolke, den Römern, und dem gottgewollten Herrscherberuf: den Deutschen das imperium, den Franzosen das studium, den Römern das sacerdotium, so werden jetzt die Welt und die Weltämter von diesem Deutschen verteilt. Es ist eine im Vergleich mit dem französisch-angiovinischen Radikalismus durchaus konservative Reichsidee, aber sie ist doch gewandelt im Vergleich mit dem ottonisch-salisch-staufischen Reichsgedanken. Sie rechnet mit der realen Vielheit der Staaten und Nationen, mit einer Aufteilung der christlichen Aufgaben unter die Völker, sie will nicht einen Imperialismus nach der Art Dubois', aber sie wahrt den Deutschen, als dem blutsmäßig meistberechtigten Volke, als dem Reichsvolke, den Anspruch auf das imperium, den von Gott bestimmten Herrscherberuf.

Auch die anderen deutschen Imperialisten der ersten Hälfte des XIV. Jahrh. stimmen in diesen Ton ein: ein Engelbert von Admont, ein Lupold von Bebenburg und Konrad von Megenberg. Die Diskussion des Reichsgedankens verstummt in diesen politisch so bewegten Zeiten nicht wieder; je mehr das Reich als politische Größe abnimmt, je mehr es verliert an staatlichem Gehalt, um so mehr entwickelt sich die Theorie, sie bleibt ein Bestandteil der politischen Publizistik bis zum Ende des heiligen römischen Reiches im XIX. Jahrh. Erhalten bleibt in diesen Traktaten der Gedanke von der überpolitischen, überstaatlichen Bedeutung des Reiches als der im Weltplan Gottes bestimmten Macht der Ordnung und der Verbreitung des christlichen Gedankens in der Welt; notwendig verbunden mit der Kirche als ihr weltlicher Arm, Schutzmacht das Papsttums, Verteidigerin des Glaubens, besonders geweiht zu diesem Dienste für die Welt; notwendig verbunden auch mit Deutschland und dem deutschen Volke fränkischen Stammes; aber notwendig auch in seinen Zielen universal, übernational.

Noch einmal wandte sich in der ersten Hälfte des XIV. Jahrh. in Deutschland alles politische Interesse dem alten Konflikt von sacerdotium und imperium zu. Die letzten mittelalterlichen Kämpfe zwischen Kaiser und Papsi unter Ludwig dem Bayern bringen eine politische Lösung des Reichsproblems durch die Er-

klärung des Reiches als vollen, souveränen Staat in dem Kenner Weistum der Fürsten. Das römisch-deutsche Reich des Mittelalters war mehr und weniger gewesen als ein Staat. Es stand als universale Schutzmacht über den europäischen Staaten, es war vornehmer, erhabener, von höherer kirchlicher Weihe als ein anderer Staat; aber es war eben deshalb auch weniger als ein Staat, denn es war abhängig geworden von dem höchsten Willen in der Kirche, die es repräsentierte, vom Papste, abhängig von der Verleihung staatlicher Autorität durch den Papst. Damals, 1338 zuerst, wird die staatliche Souveränität des Reiches von den Reichsfürsten selbst gesetzlich festgestellt, das Reich wird mündig, wird Volksstaat. Damit ist aber auch sein rein weltlich-staatlicher Charakter erklärt; der Gedanke der einzigartigen kirchlichen Weltaufgabe, der Weltendung, die nur durch die besondere, engere Verbindung mit dem Papsttum zu erfüllen war, tritt mindestens in den Hintergrund. Der besondere, religiöse, metaphysische Unterton, der von jeher im Gedanken des Heiligen römischen Reiches mitschwang, wird in Renesse nicht laut. Nicht daß er vergessen war; aber das Reich bedeutet doch zunächst nicht mehr, als jenen mitteleuropäischen Staat, der Deutschland, Italien und Burgund umfaßte, dessen souveräner Herrscher der römische Kaiser ist durch Wahl der deutschen Kurfürsten, ein Staat, wie andere, wenn auch ein besonders vornehmer, aber auch besonders machtloser.

5. Hier begann die Schwierigkeit, die in der mittelalterlichen Reichsidee lag: entweder wirklicher Verzicht auf jede übernationale, überstaatliche Aufgabe, aber volle staatliche Souveränität, oder Verzicht auf die volle Souveränität, Abhängigkeit vom Papsttum, um die universalen, überstaatlichen Aufgaben des Reiches zusammen mit der Kirche erfüllen zu können. Die Versuche der Theoretiker, die Frage zu lösen, enden notwendig in Fiktionen, in Halbheiten: das Reich war kein souveräner Weltstaat, der Europa seine Gesetze diktieren konnte; es wollte aber seine Souveränität wahren und doch mit Hilfe des Papsttums seinen alten Nimbus erhalten. Weder konnte man den alten Reichsgedanken schlechtthin opfern, noch konnte man verzichten auf die Form der errungenen Staatlichkeit. Je mehr nun freilich diese Staatlichkeit verfällt, um so mehr tritt das andere Moment hervor, um so mehr aber wird auch Reich und Reichsgedanke zu einer bloßen Fiktion.

Der revolutionärste, politische Denker des ganzen Mittelalters, der Italiener Marsilius von Padua, hatte das vom Papsttum bedrohte und umstrickte Reich retten und befreien wollen, indem er das Papsttum angriff und als kirchliche Institution zu vernichten suchte. Er rettete wohl die Souveränität des Kaisertums, er festigte die Staatlichkeit des Reiches, beseitigte völlig alle unstaatlichen, mittelalterlichen Hemmungen der Reichsgewalt, aber er entleerte damit auch den Reichsgedanken seines überstaatlichen, kirchlich-religiösen Inhalts, er entheiligte, ja, er vernichtete mit dem Papsttum auch das Wesen der mittelalterlichen Reichsidee. Denn er kennt nur den Staat, den weltlichen, naturrechtlich aus dem Willen des Volkes hervorgegangenen, auf diesen Willen gegründeten Staat. Niemand vor ihm hatte, wie er, die radikalsten Folgerungen aus dem Begriffe der souve-

ränen, staatlichen Gewalt des Volkes gezogen, niemand die Kirche unter rein politischen Gesichtspunkten der vollen Autorität des Staates unterstellt. Von überstaatlichen Aufgaben, von christlich-kirchlicher Sendung des Staates, kurz von der mittelalterlichen Reichsidee ist hier nicht mehr die Rede. Nichts ist so charakteristisch als das Schwanken dieses Revolutionärs in der Meinung vom Weltstaate. Er ist durchaus der Vertreter des Gedankens des nationalen Einzelstaates; er mußte es sein bei seiner Anschauung von Souveränität und Staatsautorität. Aber als Verteidiger Ludwigs des Bayern konnte und wollte er den Reichsgedanken nicht aufgeben. Jedoch er gibt keine klare Vorstellung von diesem Reiche, wenn er auch beteiligt war an der Farce der Kaiserkrönung Ludwigs durch die Vertreter des römischen Volkes, des Reichsvolkes. Er kennt wohl und kritisiert die Lehre von der päpstlichen *translatio imperii*, er spricht vom *Romanum imperium*, vom *princeps Romanus*, oder öfter noch vom *legislator humanus supremus* und *legislator universalis fidelis*. Aber das sind abstrakte Vorstellungen, die wenig mit der mittelalterlichen Kaiseridee zu tun haben. Die staatliche Autorität ruht in dem durch Natur und Sprache geeinten Volke eines jeden Staates. Von einem europäischen Staatenbund ist bei ihm ebensowenig die Rede wie von der *monarchia mundi* im Sinne Dantes. Marsilius ist kein Erneuerer des Reichsgedankens, wenn er ihn auch nicht bekämpft. Für ihn ist die Vorstellung eines überstaatlichen, universalen, wesentlich religiös bestimmten Menschheitsverbandes etwas Fremdes, im Grunde Staatsfeindliches. Alles politische Gemeinschaftsleben vollzieht sich auf rein diesseitigem Boden, nach rein staatlich politischen Gesetzen, gemäß dem Volkswillen und dem positiven Recht. Etwas Höheres, Wertvolleres als die Staatsgewalt gibt es für das politische Leben nicht; auch die Kirche, auch die Religion stehen im Rahmen dieser Staatsautorität. Der Staat dient allein dem Diesseits, wie die Kirche dem Jenseits. Von den mittelalterlichen Problemen des Reichsgedankens, seinem Ethos, seiner Verankerung in der Weltanschauung, der Notwendigkeit des Universalismus und der Weltendung der Deutschen ist bei diesem Italiener nichts zu finden.

Die Schrift des Marsilius hat dem modernen, weltlichen Staate den Boden bereiten helfen, als Theorie einer Staatsräson, die nichts mehr wissen will von der *civitas Dei* des Mittelalters, die den Frieden auf Erden herstellen will, indem sie den Gottesstaat der Papstkirche zerstört. Es ist romanisches Staatsgefühl in diesem *Defensor Pacis*, erwachsen auf dem Boden des italienischen Stadtstaates. Man hat wohl behauptet, Marsilius sei nicht so sehr die Gegenwelt, als wieder nur die Rehrseite Roms. Aber Marsilius hat nicht nur den mittelalterlichen, römischen Kirchentyp zerstört, sondern auch einen neuen Staatstyp geschaffen mit romanisch-rationalistischem Autoritätsbewußtsein. Das mittelalterliche Weltimperium der Kirche hielt dieser Kritik nicht stand, aber auch das deutsche Staatsgefühl und Rechtsbewußtsein bleibt im Grunde unbefriedigt bei einer Konstruktion, die das „Reich“ des Mittelalters zerstörte, um den Staat des Kaisers gegen seine Feinde zu verteidigen. Der Versuch, entsprechend dem neuen Ideal, das römische Volk, d. h. die Stadtrömer, zur obersten Instanz der

Reichsgewalt zu erheben, mußte scheitern, wie er im XII. Jahrh. unter Arnold von Brescia gescheitert war und im XIV. Jahrh. nochmals scheitern sollte unter Cola di Rienzo. Die völlige Säkularisierung und Politisierung des Reichsgedankens bedrohte seinen Kern: das Reich war kein Staat schlechthin und durfte keiner sein. Das Beste, was in ihm fortlebte, war eben die überstaatliche Mission, die Erhebung in eine metaphysische Sphäre der Verheißung, auch als das mittelalterliche Reich längst zerfallen war.

6. Es ist rührend zu sehen, wie damals, in diesen Kämpfen um das Reich, die wenigen politischen Denker, die Deutschland hervorbrachte, versucht haben, „das Reich“ sich zu erhalten und doch die eben erkämpfte Staatlichkeit und Souveränität nicht wieder preiszugeben. Der Versuch des kaisertreuen, deutschen Bischofs Eupold von Bebenburg mit seiner wenig glücklichen, juristischen Konstruktion des Reichsbegriffs ist dafür ebenso bezeichnend, wie der seines romfreundlichen Gegners Konrad von Regenberg, der schließlich dasselbe wollte. Die alten Parteigegegensätze von Imperialisten und Kurialisten verschwimmen in diesem beiden gleichen, gut deutsch gemeinten Vorsatz der Erhaltung des Reiches. Zu einer deutschen Staatstheorie, einem deutschen Reichsstaatsrecht brachte man es nicht; aber der Reichsgedanke lebt gerade nach der Krisis des XIV. Jahrh. lebendig fort als Ideal und Zukunftshoffnung. Auch Deutschland macht ja jetzt eine gewisse nationalstaatliche Bewegung durch, die in den nicht endenden Reichsreformplänen des XV. Jahrh. die Grenzen des territorialen Partikularismus zu sprengen sucht. Das Reich konnte nicht zum Staate werden, aber die Krisis, die den Reichsgedanken selbst im XIV. Jahrh. zu bedrohen schien, ist überwunden. Nationalisiert und zum Teil säkularisiert, nicht mehr das, was er einst bedeutete, aber doch als Triebkraft des deutschen Nationalbewußtseins geht der Reichsgedanke in die neueren Jahrhunderte ein. Schon um die Wende des XIV. zum XV. Jahrh., als durch den Ausbruch des großen Kirchenschismas die Einheit des Abendlandes verloren zu gehen drohte, bewährte der Reichsgedanke wieder seine alte, einigende Kraft. Nicht als „Herr der Welt“, wie die tönenden juristischen Phrasen es wollten, aber als Schutzherr der Kirche und Verteidiger des Glaubens der Christenheit konnte der Kaiser noch einmal sein abendländisches Weltamt versehen, konnte der „deutsche“ Kaiser, wie schon der Chronist Königshofen mit Stolz sagt, die Reform der Christenheit in die rechten Bahnen lenken. Kaiser Sigismund steht im XV. Jahrh. im Mittelpunkt der europäischen Bewegung, als ihr providentieller Führer. Keine wirkliche staatliche Macht steht hinter ihm; aber die konziliare Reform, die sich auf deutschem Boden abspielt, die zentrale, mitteleuropäische Lage Deutschlands, die auch im Kampfe gegen die Feinde des Glaubens im Osten, gegen die Türken, von Bedeutung wird, alles trägt bei zu einer allgemeinen Belebung des Reichsgedankens, den sonst nur der deutsche Kaufmann im Auslande, die kaiserlichen mercatores der Hanse, kräftig zur Geltung gebracht hatten: das Reich das Bollwerk der Christenheit, die Schutzmacht des europäischen Friedens und des rechten Glaubens, das gottgewollte Werkzeug der Erlösung der Menschheit, mit solchen alten und

immer wieder neuen Hoffnungen begrüßt die heranwachsende Generation in Deutschland das deutsche Kaiserreich am Ausgange des Mittelalters. Alle Reformwünsche heften sich an die Namen der Kaiser, an Sigismund, an Friedrich III. Der deutsche Humanismus bemächtigt sich des Reichsgedankens für seine patriotischen Ziele; ein Nikolaus von Cues, Dietrich von Niem, Gregor von Heimburg, Peter von Andlau, Jakob Wimpheling und viele andere werden Herolde dieses neuen Reichsbewußtseins, und am Beginn des XVI. Jahrh. erreicht in der Schrift des sogenannten Revolutionärs diese nationale Strömung einen kaum noch zu überbietenden Höhepunkt. Das deutsche Volk, das adeligste der Welt, von Gott auserwählt zur Würde des Imperiums, das Kaisertum von überirdischem Glanz umstrahlt, bestimmt zur Erlösung der Menschheit von Unfrieden und Sünde, darum notwendig die Verdeutschung der gesamten Welt, auch der romanischen Völker, unter der Oberhoheit des deutschen Kaisers, das sind die ausschweifenden, überschwenglichen Phantasien, die hier, an der Schwelle der Neuzeit, sich an die Reichsidee heften.

Ohne solche Stimmung ist schließlich auch die Reformation nicht denkbar. In Luther verdichtete sich für viele die Hoffnung auf die Zukunft des Reiches, Luther selbst war erfüllt von dem Reichsgedanken in all seiner mittelalterlichen Erhabenheit. Erst im Reich und durch das Reich hätte seine Reformation ihr Ziel erreichen können; ein protestantisches Kaisertum hätte die Einheit der abendländischen Christenheit unter deutscher Führung erhalten sollen, hätte die im XV. Jahrh. angebahnte Reform durchsetzen sollen. Dann wären die Hoffnungen und Wünsche der deutschen Imperialisten erfüllt worden. Aber die Führung des Reiches war nicht deutsch, der spanische Kaiser versagte sich der deutschen Nation in ihrer Schicksalsstunde, er verriet den Reichsgedanken der Deutschen an ihre Feinde. Der Bruch, der Zwiespalt des Reiches wurde zu einem neuen Fluche für die Deutschen, wie einst im XIII. Jahrh. Wieder war für Jahrhunderte eine Verwirklichung des Reiches in staatlichen Formen vereitelt, wieder flüchtet sich die Reichssehnsucht in die überstaatlichen, metaphysischen Sphären. Durch alle Kämpfe der Folgezeit lebt der Gedanke fort, trotz Spaltung des Reiches, trotz Spaltung der Religion und Weltanschauung, bei Protestanten wie bei Katholiken.

Das alte Heilige Römische Reich war nur noch ein Name, der deutsche Staatskörper wandelt sich fortgesetzt, kämpft um seine Einheit, um seine Volkwerdung. Aber über allem Wandel schwebt auch jetzt, im XVII., XVIII., XIX. Jahrh. das Ideal des Reiches als der höchsten, vollendeten Form des deutschen Volkes, als der notwendigen Bedingung für die Erfüllung seiner Sendung und Berufung in der Welt: nicht mehr, wie im Mittelalter zum Schutze des Papsttums oder einer religiösen Konfession, nicht im Sinne eines erobernden Imperialismus, auch nicht im Sinne einer propagandistischen Kulturmission nach französischem Muster, sondern im Sinne der Vollendung seines Volkstums zu voller innerer und äußerer Harmonie, zur Bewährung als Volk, das fähig ist, anderen Völkern staatliches Leben vorzuleben und sich zu einem festen Kern abendländischer Zivilisation und Staat-

lichkeit zu gestalten. Dann gilt auch heute noch das Wort, das einst im Jahre 1861, mitten in den Kämpfen um die deutsche Einheit, der Österreicher Julius Ficker schrieb, daß „der Deutsche deshalb in die Mitte des Weltteils, auf den bedrohlichsten und zugleich bedrohendsten Posten gestellt ist, weil seine Kraft genügt, diese Stellung zu behaupten, weil seine maßhaltende Besonnenheit sie ihn nicht mißbrauchen lassen wird, weil nur durch ihn und von hier aus ein überlegenes Machtgebiet geschaffen werden kann, welches, die unruhigen und drängenden Glieder unserer europäischen Völkerfamilie auseinander haltend, dem ganzen Weltteile eine Bürgschaft dauernder, friedliche Zustände ermöglichender Machtverteilung bieten wird.“

Das Theater der Nachkriegszeit in Frankreich in seinen Hauptvertretern.¹⁾

Von

André Meyer.

I.

Konstantin: Für mich ist das Theater von heutzutage nichts als ein altes Vorurteil, nichts als traurige Routine . . .

Sorin: Aber das Theater ist doch ein wichtiger Kulturfaktor!

Konstantin: Neue Formen brauchen wir, neue Formen. Lieber gar nichts als beim alten kleben bleiben!

Tschschow, Die Möwe. Akt I. Sz. 3.

Mehr denn je wird heute in Frankreich über den Verfall des Theaters geklagt. Direktoren und Dichter hätten kein anderes Ziel, als die Wünsche eines rohen, ungebildeten, in einige berühmte «stars» verliebten Publikums zu erfüllen. Die Kunst habe die Bühne endgültig verlassen, und allein die leichtesten Stücke seien

1) Lit.: Bis jetzt nur eine Gesamtdarstellung: im letzten Kapitel von «Le théâtre contemporain» von Edmond Sée (A. Colin 1928). Sée führt eine Unzahl von Namen an und gibt einige Inhaltsangaben von Stücken, aber eine kritische Arbeit ist sein Buch nicht. Romains findet dort keine Würdigung, Crommelynck wird nur flüchtig erwähnt.

Wertvoller sind schon einige in Buchform erschienene, ausgewählte Zeitungsartikel von Theaterkritikern, wie z. B. Lucien Duboch, *Le Théâtre*, 1918—1923 (Plon 1925). — Maurice Martin du Gard, *Carte Rouge* (Flammarion 1930). — Pierre Briffon, *Au hasard des soirées* (1935) usw. . . — Beste Theaterkritik liefern jeden Montag Henri Vidou in «Le Temps» und André Bellesort in «Le Journal des Débats».

Vgl. auch in deutscher Sprache die Artikel von R. Friedmann, *Krise des französischen Theaters* (Deutsch-franz. Rundschau Okt. 1931) und von A. Schröder, *Das moderne franz. Theater im literarkritischen Licht* (Neuphilologische Monatschrift 1932), obwohl letzterer das geschäftstüchtige Théâtre de Paris mit dem Théâtre de l'Atelier auf eine Stufe stellt und das leichte Aktualitätsstück «Ces Messieurs de la Santé» als vorzüglich bezeichnet.

Schließlich möchte ich den Leser vor der sehr oberflächlichen „Franz. Literatur der Gegenwart“ von Ditto Forst Battaglia ausdrücklich warnen. Der Verfasser hat offensichtlich nur eine sehr flüchtige Kenntnis der Werke, die er bespricht, und seine entscheidenden Urteile können leicht irreführen.

noch jugkräftig. Das zu einer gewöhnlichen Geschäftsunternehmung herabgesunkene Theater werde gegen die Konkurrenz vom Kino, vom Radio, von den sportlichen Veranstaltungen bald nicht mehr bestehen können. Diese pessimistische Ansicht wird nicht nur von Journalisten, sondern auch von vielen Dichtern und Direktoren geteilt.

Jeder, der zu dieser Frage Stellung nehmen will, muß aber zuerst bemerken, daß diese Krise des Theaters keineswegs eine für die Nachkriegszeit bezeichnende Erscheinung ist.²⁾ Schon vor dem Krieg stellte Copeau fest, daß das Theater nur noch den Zweck der Unterhaltung erfülle. «Le théâtre, même celui qui s'intitule sérieux est tombé au dernier rang des occupations frivoles.»³⁾ Ferner ist die Tatsache nicht von der Hand zu weisen, daß es heute in Paris noch 40 Theater gibt, die jeden Abend besucht werden. Ist es aber wirklich so weit gekommen, daß sämtliche Stücke, die auf diesen Bühnen gegeben werden, nur abgeschmackte Reißer sind, die mit Kunst nicht das geringste zu tun haben? Wir glauben es nicht. Schon im J. 1829 sagte Goethe zu Eckermann: „Eine Anzahl neuer Stücke wird jede Woche in Paris geschrieben und auf die Theater gebracht, und man muß immer fünf bis sechs durchaus schlechte aushalten, ehe man durch ein gutes entschädigt wird.“ Es hat sich nichts geändert. Neben dem Geschäftstheater und neben dem üblichen Epigonentheater, das nur den alten Schlandrian weiter fortsetzt, gibt es in Frankreich, nach dem Krieg, ein Theater, das, nur die Kunst sich als Ziel setzend, eigene Wege einschlägt und neue Perspektiven zu eröffnen versucht. Zwar findet das alte Boulevardstück, das Sittenstück mit satirischem Einschlag, noch immer den größten Beifall: Bourdet, Deval, Pagnol eilen von Erfolg zu Erfolg. Doch das ist in der Regel, und es kommt schließlich nicht auf den Erfolg an. Wichtig ist nur, daß die Stücke, die auf neue Richtungen hinweisen, aufgeführt werden und daß ein, wenn auch kleines, Publikum vorhanden sei, daß sich für dieses Theater interessiere. Man kann aber heute in Paris, nach dem Ausscheiden von Copeau und von Lugné-Poe, nach dem Tode Gémiers, noch immer sechs Theaterleiter zählen, die sich für junge, begabte Talente, für ein gesundes, künstlerisches Theater einsetzen. Es sind die bekannten Kämpfer: Dullin im «Théâtre de l'Atelier», Baty im «Théâtre Montparnasse», Pitoeff im «Théâtre des Mathurins» und die jüngeren: René Rocher im «Théâtre du Vieux Colombier» (dem früheren Theater Copeaus), Paulette Goddard, im «Théâtre de l'Œuvre» (dem früheren Theater Lugné Poes), Sarrus und Célérier im «Théâtre des Champs-Élysées» (dem früheren Theater Jouvets).⁴⁾ Auf diesen Bühnen und leider nur ausnahmsweise auf der «Comédie Française» und auf dem «Théâtre de l'Odéon» blüht heute die französische dramatische Kunst. Es wäre

2) Vgl. bei Thieme, Bibliographie de la littérature française de 1800 à 1930, Teil 3, S. 88, die lehrreiche Aufzählung der Werke, die seit 1768 über den Verfall der französischen Bühne erschienen sind.

3) «Critiques d'un autre temps» (N. R. F. 1923).

4) Jouvet selbst, den Copeau einst für seinen Nachfolger erklärte, hat in den letzten Jahren ausschließlich Stücke von dem sehr überschätzten Jean Giraudoux aufgeführt und ist leider nicht mehr zu den Pionieren zu rechnen.

freilich zu wünschen, daß das Publikum den sich um die Kunst verdient machenden Direktoren und Dichtern in noch größerem Maße die unerläßliche moralische und finanzielle Unterstützung bringen möchte. Erst dann könnte man von einer großen Theaterrenaissance sprechen. Tatsache bleibt aber, daß eine Elite, die allerdings auch manche «snobs» in sich faßt, dem wahren Theater treu bleibt.

Als die führenden Vertreter der dramatischen Kunst heute in Frankreich möchte ich nun J. J. Bernard, F. Crommelynck, H. R. Lenormand, P. Raynal, J. Romain und E. Bildrac nennen. Alle sechs gehören derselben Generation an; sie sind alle in dem vorletzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts geboren;⁵⁾ ihre ersten Versuche fallen in die letzten Jahre vor dem Krieg, und schon 1920 (J. J. Bernard erst 1922) hatte jeder von ihnen durch ein bedeutendes Stück die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf sich gelenkt. Das Jahr 1920, das die Erstaufführungen von «Le Cocu magnifique», «Le Simoun», «Le Maître de son cœur», «Cromedeyre le vieil» und «Le Paquebot Tenacity» erlebte, bedeutet daher den wichtigsten Wendepunkt in der Entwicklungsgeschichte des modernen französischen Theaters.⁶⁾

II. Jean-Jacques Bernard.⁷⁾

Jean-Jacques Bernard ist gewöhnlich als Sohn des geistreichen Komödiendichters Tristan Bernard und als Vertreter des „Theaters des Schweigens“ bekannt. Da diese letzte Formel aber häufig zu Mißverständnissen führte, hielt es der Dichter für ratsam, selber über seine Auffassung der dramatischen Probleme genaue Auskunft zu geben. «En réalité il ne s'agit pas de silence et il n'y a là aucune théorie. J'ai été frappé de la valeur dramatique des sentiments inexprimés», erklärte er. Und ferner: «Le théâtre est avant tout l'art de l'inexprimé. C'est moins par les répliques mêmes que par le choc des répliques que doivent se révéler les sentiments les plus profonds. Il y a sous le dialogue entendu comme un dialogue sous-jacent qu'il s'agit de rendre sensible.» Dieses Bekenntnis gilt für sein ganzes Werk. Immer wieder zeigt er uns empfindsame, zartbesaitete Menschen, die unter der rohen Wirklichkeit leiden; nie läßt er sie aber ihre Gefühle, ihre Leidenschaften unmittelbar aussprechen. Nur

5) Lenormand und Bildrac im Jahre 1882, Raynal und Romain im Jahre 1885, J. J. Bernard und Crommelynck im Jahre 1888.

6) Wir werden diesen ersten Artikel den Werken Bernards, Lenormands und Raynals widmen. Für den folgenden bleiben dann noch Bildrac, Romain und Crommelynck. Diese Einteilung ist nur aus Bequemlichkeitsgründen vorgenommen worden.

7) Sein dramatisches Schaffen umfaßt bis heute folgende Stücke: 1910: «Le Voyage à deux». 1912: «La Joie du Sacrifice». 1919: «La Maison épargnée». 1921: «Le Feu qui reprend mal». 1922: «Martine». 1924: «L'Invitation au Voyage». 1924: «Le Printemps des autres». 1925: «Denise Marette». 1926: «Le Secret d'Arvers». 1927: «L'Âme en peine». 1928: «Le Roy de Malousie». 1931: «La Louise». 1931: «Les Sœurs Guédonec». 1933: «A la Recherche du Cœur». 1934: «Jeanne de Pantin». 1935: «Nationale 6». (Théâtre complet bis jetzt 4 Bde. bei Albin Michel.)

Lit.: Paul Blanchart, J. J. Bernard. (Les Masques 1928.)

ein Blick, eine Miene, eine Handbewegung, irgendein äußerlicher Umstand soll das tiefe Elend ihres Herzens dem Zuschauer verraten. «Un sentiment commenté perd de sa force. La logique du théâtre n'admet pas les sentiments que la situation n'impose pas, et si la situation les impose il n'est pas besoin de les exprimer.» Dadurch wird der Dialog auf ein Mindestmaß beschränkt. Wortfarge Menschen führen unbedeutende Gespräche, weil sie der Mitwelt nichts von ihrem starken Seelenleben verraten wollen oder können. Der Gesamteindruck, den ein Stück von J. J. Bernard hinterläßt, ist immer der gleiche. Wir fühlen uns in eine sonderbare, unbestimmte Stimmung versetzt, stille Wehmut hat sich in unser Herz eingeschlichen; wir bleiben nachdenklich und gerührt. Diese Wirkung hat sich ja auch der Dichter versprochen, der einmal meinte: «La mission du théâtre est d'éveiller des échos dans l'âme du spectateur, et il y parviendra d'autant mieux qu'il laissera plus de place à ce besoin de rêve qui existe dans chaque être humain.»

Vor J. J. Bernard hatte schon Maeterlinck die Bedeutung des Schweigens auf der Bühne erkannt. In seinen Stücken ist aber das Schweigen oft nicht Mittel, sondern Zweck. Nicht nur um ihre Gefühle zu verbergen, schweigen seine Helden, sondern auch um eine gruselige Wirkung zu erzielen. Der vielgeschmähte H. Bataille hat ebenfalls in seinen wenig bekannten «Ecrits sur le théâtre»⁸⁾ die Wichtigkeit des indirekten Wortes für das Theater nachdrücklich betont. «L'homme ne s'exprime entièrement qu'à de rares occasions. Ce qu'il dit n'est généralement qu'un aspect de lui-même, un rapport momentané de soi avec les événements . . . ce qui est varié et profond, c'est ce qu'on ne dit pas, c'est l'insignifiance des paroles auxquelles nous faisons porter tout notre pauvre infini.» Solche Sätze sind ganz im Sinne Bernards geschrieben. Leider blieben Batailles Stücke stark hinter seinen Absichten zurück und sind oft in einem schwülstigen, überladenen Stil geschrieben. Außerdem verfolgt auch Edouard Eftaunié auf dem Gebiet des Romans denselben Zweck wie J. J. Bernard: «dégager, sous l'apparence quotidienne la vie secrète ou mystérieuse des êtres». Einer seiner Romane heißt «La Vie Secrète».⁹⁾ Außer Maeterlinck hat aber keiner der angeführten Dichter einen Einfluß auf J. J. Bernard ausgeübt, und das Verdienst der Originalität darf man ihm nicht absprechen.

Seine Kunstanschauung mußte J. J. Bernard in Gegensatz zu den Romanstikern bringen. Nichts liegt ihm ferner als die berühmten Gefühlsausbrüche: «Vous êtes mon lion superbe et généreux!» oder «Rien ne nous rend si grand qu'une grande douleur!» Mit der Tiefe des Gefühls erscheint ihm solches Pathos unvereinbar. Er wittert darin Pose, Selbstgefälligkeit. Wegen dieser Abneigung hat man aus ihm einen Klassiker machen wollen. Man übersah, wie sehr die Kunstanschauung Bernards mit der Ästhetik seines Regisseurs, Gaston Baty, übereinstimmt. Baty ist ein unversöhnlicher Feind des französischen klassischen

8) Erès 1917.

9) In der deutschen Literatur möchte ich hier an Theodor Storm, den Meister der Andeutungskunst, etwa in „Simmensee“, erinnern.

Theaters. In seinem gedankenreichen Werk «Le Masque et l'Encensoir»¹⁰⁾ lehnt er sich gegen die Tyrannei von «Sire le Mot» auf und protestiert gegen das rein literarische Theater. Das Theater sei mehr als nur Literatur, der geschriebene Text dürfe nur ein Element, wohl das wichtigste, doch nicht das einzige sein; durch andere Mittel noch als durch den Vortrag solle die Absicht des Dichters zum Ausdruck kommen. «Isolés, les mots ne sont à la pièce que ce qu'est à la fleur vivante son cadavre sans parfum et sans couleur sur le feuillet d'un herbier.» Das gilt ganz besonders für Bernards Stücke, die bei der Aufführung viel mehr wirken als bei der bloßen Lektüre.

Den ersten Erfolg erlebte Bernard zusammen mit Baty, bei der Aufführung von «Martine», die heute noch von manchem als sein bestes Stück gepriesen wird. Martine ist eine junge Bäuerin, die sich an einem heißen Sommervormittag, auf der Landstraße, in einen galanten jungen Mann innig verliebt hat. Für Julien aber, den jungen Mann, einen Journalisten, der eben aus Syrien in das Dorf seiner Großmutter zurückgekehrt ist, sind die tändelnden Scherze mit Martine ohne Bedeutung gewesen. Er heiratet eine gebildete Jugendfreundin. Das stumme Leiden des Bauernmädchens wird von niemandem beachtet. Schließlich findet sie sich mit ihrem Schicksal ab und heiratet den klobigen, aber tüchtigen Bauer, der schon lange vergeblich um sie geworben hatte. In ihrem bescheidenen Heim besucht sie Julien noch einmal, um endgültig von ihr Abschied zu nehmen und mit Gewißheit zu erfahren, daß sie ihn geliebt hat und der Erinnerung an diese Liebe treu geblieben ist. Dieses Stück ist ein vorzügliches Beispiel des „Theaters des Schweigens“. Anstatt ihrem Schmerz in schönrednerischen Klagen Luft zu machen, verschweigt Martine ihre tiefsten Gefühle, und ihr Leiden wirkt dadurch um so dramatischer. In einem romantischen Stück «On ne badine pas avec l'amour» von Musset finden wir schon das Urbild der Martine: Rosette. Beide sind naive Kinder, die ihr Herz einem Mann verschenken, der es nicht ernst mit ihnen meint; beide blicken zu dem geliebten Mann mit unsagbarer Sehnsucht hinauf, und ihre Liebe ist ergreifend. Rosette ist aber nicht wie Martine, die Hauptfigur, sondern nur eine Episodenfigur, die durch ihren grausamen Selbstmord plötzlich in den Vordergrund gerückt wird. Dieser Selbstmord entspricht der Kunstauffassung des Romantikers, erscheint uns aber als eine gewaltsame Lösung und wirkt nicht so tief, wie der unheilbare Kummer, der hinter den unbedeutenden Worten der Martine zu spüren ist. Hinter dem scheinbar äußerst banalen und alltäglichen Leben dieser jungen Bäuerin versteckt sich eine wahre Tragik, die der Dichter mit feiner Kunst fühlbar macht.

«Martine» ist das fünfte Stück des Verfassers. Von zwei jugendlichen Einaktern kann man leicht absehen; ebenfalls von «La Maison épargnée», einem Stück, das J. J. Bernard als zu unvollkommen in dem «Théâtre complet» nicht aufgenommen hat. Erwähnung verdient bloß «Le Feu qui reprend mal», die Tragödie eines von ungerechter Eifersucht gepeinigten heimgekehrten Front-

10) Mit einem ungewöhnlich langen Vorwort von M. Brillant (Bloud & Gay 1926).

kämpfers. Das Stück bleibt im ganzen undramatisch; Bernard versteht es aber meisterhaft, die Atmosphäre wiederzugeben, und wir erleben mit seinem Helden, wie schwer es ist, nach vier Jahren furchtbaren Elends mit dem Glück wieder vertraut zu werden.

Mit «L'Invitation au Voyage» blieb J. J. Bernard auf der mit «Martine» erreichten Höhe. Die Handlung ist sehr einfach. Eine Frau lebt seit acht Jahren glücklich mit ihrem Mann; nach der Abreise nach Argentinien eines ihr sonst gleichgültigen Freundes fühlt sie sich plötzlich seltsam erregt. Eine Sehnsucht nach diesem fernen, unbekanntem Land wird in ihr mit jedem Tag mächtiger. Schließlich kann sie es nicht mehr aushalten: sie faßt den Entschluß, ihren Mann zu verlassen, und trifft sich, unter einem Vorwand, mit dem sich für kurze Zeit wieder in der Nähe aufhaltenden Freunde. Schon am andern Tag kehrt sie aber enttäuscht heim; der Freund ist ein nüchterner Geschäftsmann, und sie hat erfahren, daß Buenos-Aires keine geheimnisvolle Stadt, sondern eine moderne Großstadt wie jede andere sein sollte. Ihr Mann, dem diese innere Tragödie nicht entging, und der viel darunter leiden mußte, versteht, daß sie sich ihm jetzt wieder ganz gibt. — Dieses Stück scheint mir J. J. Bernards reifstes Werk zu sein; es ist noch strenger aufgebaut als «Martine». Keines ist auch so bezeichnend für «l'art de l'inexprimé». Hier verschweigen beide, der Mann und die Frau, ihre Gefühle. Die Tragödie, die sich in ihren Herzen abspielt, wird nur durch äußerliche Umstände angedeutet. Die Frau spricht ihre Sehnsucht nicht aus, aber sie liest «L'Invitation au Voyage» und spielt auf dem Klavier die Melodie von Duparc. Daß sie zu ihrem Mann endgültig zurückkehrt, erfahren wir nur aus dem Umstand, daß Baudelaire in eine Ecke geräumt und Duparc's Melodie durch Chopin, den Lieblingskomponisten ihres Mannes, ersetzt wird. Ebenso will der Mann zweimal eine Aussprache mit seiner Frau haben. Jedesmal aber bleiben sie bei nichtsagenden Sätzen; jeder hat den anderen verstanden; ein Blick, ein Seufzer genügt dazu. Martine wurde durch Unbeholfenheit und keusche Zurückhaltung zum Schweigen gezwungen. Hier sind die Eheleute miteinander so vertraut, daß sie gar nicht mehr der Worte bedürfen, um sich gegenseitig zu verstehen. Die Sehnsucht der Frau hat der Dichter durch die Langeweile, die auf diesem einsamen Haus in den Vogesen lastet, ausgezeichnet motiviert. Das ganze Stück ist, obwohl sehr dramatisch, in einem zarten, poetischen Ton gehalten.

Diese Poesie vermischen wir in «Le Printemps des Autres». Die Liebe einer noch jungen Schwiegermutter zu ihrem Schwiegersohn ist an sich ein sehr dramatischer Stoff, den der Dichter aber ziemlich ungeschickt behandelt hat. Zum Schluß bleiben die beiden Eheleute allein zusammen und versuchen, wie in «Le Feu qui reprend mal» oder «L'Invitation au Voyage», das Geschehene zu vergessen.

Wiel wirksamer ist der kurze Einakter «Le Secret d'Arvers». Die Geschichte um das berühmte Sonett bot ja dem Dichter einen Stoff, der seiner Auffassung des Dramas ganz entsprach. Das tiefe Gefühl des schüchternen Arverts wird von der leichtsinnigen Marie Rodier gar nicht beachtet; der geschwätzige, oberflächliche Fontaney vermag dagegen viel Eindruck auf sie zu machen. Aus diesem

Stück kann man am besten ersehen, welche Stellung J. J. Bernard den Romanzistern gegenüber einnimmt.

1926 erhielt der Dichter, auffallenderweise für ein wenig gelungenes Stück: «Denise Murette», den Hervieu-Preis. In dem kurz darauf folgenden Drama «L'Âme en Peine» ist Lenormands Einfluß deutlich zu spüren. Es handelt sich diesmal nicht mehr um unausgesprochene, ungestandene Gefühle, sondern um unbewußte. Wir sehen einen Mann und eine Frau, die glücklich gewesen wären, wenn sie sich gefunden hätten, denn sie waren vom Schicksal füreinander bestimmt. Sie hat aber einen anderen geheiratet, und er ist arbeitslos, führt ein einsames, trauriges Leben, bis er eines Tages auf der Schwelle eines Hauses vor Kälte stirbt. In diesem Hause wohnt eben die Frau, nach der er sich immer unbewußt gesehnt hat und die auch unglücklich und unzufrieden gelebt hat. J. J. Bernard legt großen Wert auf dieses Stück. «C'est une pièce rêvée avec mon cœur, non avec mon cerveau», erklärt er. Die unheimliche Schwere des Schicksals fühlen zu lassen, ist aber eine Aufgabe, der nicht jeder gewachsen ist. Hier meinen wir, daß der Dichter seinen Kräften zu viel zugetraut hat. Sein Versuch, mit Lenormand zu wetteifern, muß als mißglückt angesehen werden. Er beging außerdem den Fehler, die dem Stück zugrunde liegende Idee durch eine an der Handlung unbeteiligte Person recht deutlich ausdrücken zu lassen, was ja seiner eigenen dramatischen Auffassung zuwiderläuft.

Endlich seien noch zwei von seinen letzten Stücken erwähnt: «Les Sœurs Guédonec», nach einer schon 1922 veröffentlichten Novelle, die das plötzliche Erwachen des Muttergefühls in den Herzen von zwei alten habgierigen Jungfern andeutet, und «Nationale 6», womit er seinen beiden Hauptwerken ein ebenbürtiges Stück geliefert zu haben scheint. Unerwiderte Liebe und zerschlagene Hoffnungen wie bei «Martine», ernüchterte Schwärmerei wie bei «L'Invitation au Voyage» sind die Hauptmotive.

Man möchte J. J. Bernard einen elegischen Dramatiker nennen. Seine Hauptverdienste beruhen vor allem in der Einfachheit der gebrauchten Mittel, in der Exaktheit der psychologischen Beobachtung, in der dramatischen Wirkung seiner von zarter Poesie umwobenen Stücke. Er bleibt aber ein «poeta minor». Zum großen Dramatiker fehlt es ihm an gestaltender, schöpferischer Kraft. Seine Personen zeichnen sich nie durch die Schärfe ihres Geistes noch durch die Stärke ihres Willens aus, wohl durch die Tiefe ihrer Gefühle, die aber niemals zum Durchbruch kommen. Außerdem sind sie fast immer leidend; sie kämpfen niemals gegeneinander, sie haben nur einen inneren Kampf auszusechten. Das Leben schlägt ihnen oft tiefe, nie heilende Wunden, sie bleiben aber immer äußerlich Sieger. Wir haben kein Beispiel dafür, daß sie durch Mord oder Selbstmord zugrunde gehen. Ein Vergleich zwischen «Phèdre» und einem Stück Bernards, das ungefähr denselben Stoff behandelt, «Le Printemps des Autres», läßt sofort die Grenzen des „Theaters des Schweigens“ erkennen. Dies dürfte erklären, warum Bernards Stücke nur auf kleinen Bühnen gegeben werden sollen. «L'Invitation au Voyage» wurde zuerst im großen «Théâtre de l'Odéon

aufgeführt und ließ die Zuschauer kalt; auf der kleinsten Pariser Bühne, dem «Studio des Champs Elysées» erfreute es sich dagegen eines dauernden Erfolges.

Zum Schluß sei noch bemerkt, daß der Einakter «Le Voyageur» von Denys Amiel gewöhnlich für das beste Stück des „Theaters des Schweigens“ gehalten wird. Denys Amiel¹¹⁾ ist längere Zeit Sekretär von H. Bataille gewesen, der ihn wohl auf die Bedeutung des indirekten Dialogs aufmerksam gemacht hat. Seine Äußerungen darüber stimmen mit den anfangs angeführten Worten Bernards überein. «Garder le silence ne signifie pas se taire. Certes en société, les gens parlent, s'expriment jusqu'à la verbosité. Mais leurs bavardages peuvent être pourtant d'un silence angoissant, s'ils se taisent précisément sur leurs occupations principales.» «Le Voyageur» wurde 1923 von Dady aufgeführt. Wir sehen dort zwei Freunde, die um den Besitz einer Frau kämpfen. Dieser Kampf findet in Gegenwart der Frau und unter dem Schein eines harmlosen Gesprächs statt. Aber jede Äußerung hat einen doppelten Sinn, jede Bewegung ist ein strategisches Manöver. Ein Klavier spielt, genau wie in «L'Invitation au Voyage», eine große Rolle. Schließlich erliegt der jüngere dem älteren. Dieser Einakter ist zweifellos sehr hoch zu schätzen. Vor den Stücken Bernards hat er den Vorteil voraus, daß er uns gegeneinander kämpfende Menschen zeigt und dadurch eine größere dramatische Wirkung erzielt. Die schwüle Atmosphäre um diesen unerbittlichen Streit ist auch vortrefflich wiedergegeben. Schade, daß Amiel dem lockenden Sirenenfang der Boulevardbühnen schließlich nicht zu widerstehen vermochte.

III. Henri René Lenormand.¹²⁾

«Je suis un homme de théâtre qui s'est donné pour mission de ranimer le tragique sur la scène. Mon théâtre est une tentative de résurrection de la tragédie ou plutôt un essai de réintégration des éléments tragiques de l'antiquité dans le drame moderne.» Diese Erklärung Lenormands¹³⁾ läßt uns schon erkennen, daß er zu den seltenen Theaterdichtern gehört, die die höchsten Gipfel ihrer Kunst zu erreichen bemüht sind. Es wäre aber verkehrt, wenn man aus den angeführten Worten schließen wollte, daß Lenormand der einzige französische Dramatiker seit Racine sei, der die Griechen als Vorbild genommen habe.

11) 1885 geboren. Auch seine, mit A. Drey zusammen geschriebene, heute schon klassische Tragikomödie «La Souriante Mme Beudet» (1921) wird seinen Namen vor der Vergessenheit bewahren.

12) Chronologische Reihenfolge seiner Bühnenwerke: 1908: «Le Soleil de l'Instinct». 1909: «Les Possédés». 1913: «Poussière». 1918: «Terres Chaudes». 1919: «Le Temps est un Songe». 1920: «Les Ratés». 1920: «Le Simoun». 1922: «Le Mangeur de Rêves». 1922: «La Dent Rouge». 1924: «L'Homme et ses Fantômes». 1924: «A L'Ombre du Mal». 1925: «Le Lâche». 1926: «L'Amour Magicien». 1927: «Mixture». 1929: «L'Innocente». 1929: «Une Vie Secrète». 1932: «Sortilèges». 1932: «Asie». 1932: «Les Trois Chambres». 1934: «Crépuscule du Théâtre». (Théâtre Complet bis jetzt 7 Bde. bei Grès).

Lit.: Daniel Rops, Sur le Théâtre de H. R. Lenormand (Cahiers Libres) 1928. Gaury Jaunet, H. R. Lenormand (Les Masques 3^{ème} volume) 1926.

13) Revue Bleue 1928.

Seine Vorbilder sind vielmehr Shakespeare und Calderon gewesen, und seine Stücke erinnern in keiner Weise an die französische klassische Tragödie, sondern an Strindberg und an Dostojewski, die auch beide zweifellos einen starken Einfluß auf ihn ausgeübt haben.

Wie jeder echte Tragiker hat Lenormand eine, wenn auch keine originelle, pessimistische Weltanschauung seinem Werk zugrunde gelegt. Er bekennt sich zum Fatalismus und zum Determinismus. Alles, was geschieht und geschehen wird, steht seit ewig in den unwiderruflichen Gesetzen des Schicksals geschrieben. Der Mensch ist nur ein Spielzeug in der Faust dunkler Mächte, und sein Treiben ist völlig sinnlos. Das lehrt uns das Drama «Le Temps est un Songe». Das Stück spielt in Holland. Ein junger Mann, Nico, kehrt aus den Kolonien in seine Heimat zurück, um seine Braut zu heiraten. Kurz vor ihrem Wiedersehen mit ihm hat diese aber eine entsetzliche Erscheinung gehabt: sie hat einen Mann in dem Teich, neben dem Haus Nicos, ertrinken sehen; dieser Mann war ihr Bräutigam selbst. Sie vertraut sich der Schwester Nicos an, und beide sind bemüht, alles zu tun, um zu vermeiden, daß dieses geträumte Unglück Wirklichkeit werde. Nico erklärt ihnen aber die Weisheit der Inder, deren Anhänger er geworden ist. Die Zeit sei nur eine Vorstellung unseres Geistes; Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft folgen nur in unserer Einbildung aufeinander; in Wirklichkeit existieren sie zugleich nebeneinander. Es sei daher sehr gut möglich, daß man seine Zukunft auf irgendeine Weise im voraus erfahre, aber dieses Wissen sei von keinem Nutzen, denn die Gesetze des Schicksals lassen sich durch menschlichen Willen nicht abändern. Und Nico sucht das Welträtsel zu lösen, indem er sich unter genau denselben Umständen, wie seine Braut es geahnt hatte, in dem Teich ertränkt. — Dem Schicksal und der eisernen Notwendigkeit ist der Mensch vollkommen ausgeliefert, denn er hat keinen freien Willen. Seine guten oder bösen Eigenschaften sind nicht sein Werk, sondern das Ergebnis einer erblichen Belastung. In dem Drama «Mixture» lernen wir eine Frau kennen, die zur Diebin geworden ist. «Croyez-vous que vous seriez de la profession si quelque chose dans votre père ou votre mère n'était pas incliné vers la profession?» fragt sie eine Kollegin. Sie selbst behandelt ihre Tochter, wie sie von ihrer Mutter behandelt worden ist; sie folgt demselben pathologischen Drang, ihr Kind ins Unglück zu stürzen. — Ebenfalls durch die Umgebung, besonders durch die klimatischen Verhältnisse ist das Seelenleben und die Tätigkeit des Menschen bedingt. «Décidément, tout dépend des lieux et des milieux. Croire au surnaturel dans l'île de la Grenouillère serait le comble de la folie . . . mais au sommet du Mont St. Michel? . . . mais dans les Indes? . . . Nous subissons effroyablement l'influence de ce qui nous entoure.» Diese Worte Maupassants in seiner Novelle «Le Horla» könnten als Motto für viele Stücke Lenormands dienen. In «Le Temps est un Songe» leidet Nico unter der Wirkung der grauen, feuchten, trostlosen Landschaft der Niederlande, und seine Lebensmüdigkeit wird dadurch unheilbar. «L'eau est morte ici, on devient comme elle, stagnant, moisi.» Ein Europäer, der sich mehrere Jahre in Afrika aufhält, gewöhnt sich, halb un-

bewußt, eine neue Denz und Empfindungsweise an. «Ce pays efface tout. Afrique, ça veut dire la Noire, l'Obscurcissante. Le progrès, la bonté, la justice même, pour beaucoup d'entre nous, ce sont de beaux souvenirs d'Europe.» («A l'Ombre du Mal.») Die Bergbewohner sind abergläubisch («La Dent Rouge»), die Talbewohner sind oft mutlos und niedergeschlagen. «Nous subissons l'influence de ce lieu encaissé, de ces forêts qui tombent dans la vallée, de toutes ces lignes descendantes. Ici notre âme roule au bas de sa pente.» («Le Mangeur de Rêves.») — Nur weil der Mensch sich nicht kennt, glaubt er, daß er nach seinem freien Willen handle. Der wichtigste Teil seines eigenen Wesens bleibt ihm unbekannt. In seinem Unbewußten, hegt er Gefühle, Wünsche, die ihn mit Grauen erfüllen, wenn sie durch einen äußerlichen Anlaß ins Licht des Bewußtseins gerückt werden.¹⁴⁾ Don Juan glaubt, daß er die Frauen geliebt hat; er ist aber unbewußt homosexuell veranlagt. (L'Homme et ses Fantômes Eine Mutter glaubt, daß sie nur das Glück ihrer Tochter will, und versucht doch unbewußt, sie ins Unglück zu stürzen. «Tu ne l'as pas voulu, mais quelque chose en toi le voulait.» («Mixture.») Das Unbewußte ist aber zugleich das Fruchtbare und Schöpferische im Menschen; im Unbewußten liegt die Wurzel aller Kunst. Der große Künstler bekennt selbst, daß eine in ihm wohnende, nicht klar erkannte Kraft seine Werke schaffe. «Ce n'est pas moi qui fait ma musique. Je l'écris, mais il y a en moi quelqu'un qui dicte», erklärt der geniale Komponist Sarterre. («Une Vie Secrète.») Seine Frau zwingt ihn, über sich selbst nachzudenken, den moralischen Wert seiner Lebensweise zu prüfen; die Folge davon ist, daß die geheimnisvolle Kraft in ihm sofort versiegt. Er kann nicht mehr komponieren. «Ma femme m'a communiqué le même fléau que le christianisme au monde: la conscience», klagt er. Für den Künstler, ja, für den Menschen überhaupt ist die Moral gefährlich. Mitleidige Gefühle können verderblich werden für den Menschen, der sie hegt. «Malheur aux faibles!» («Le Mangeur de Rêves.») «Les faibles, les convaincus, les apôtres meurent les premiers.» («A l'Ombre du Mal.») Man ist sogar berechtigt, den absoluten Wert der Moral unter Zweifel zu stellen, denn die Gerechtigkeit, die Grundlage aller Moral, existiert ja nur im Traum, nie in Wirklichkeit. «Aucun être, même le plus pur, même le plus aimant ne peut éviter de commettre l'injustice. Il n'y a pas de justice absolue. Nous appelons justice notre passion la plus forte.» «La justice? Mais cela n'existe pas, la justice. C'est une idée d'homme. Une petite idée d'homme.

14) Die Frage ist oft aufgeworfen worden, inwiefern Lenormand von Freud beeinflusst worden sei. Lenormand hat die Wichtigkeit der Psychoanalyse wiederholt betont, er war aber schon vor seiner Bekanntschaft mit den Werken Freuds mit den Problemen des Unbewußten vertraut. Unmittelbar unter dem Einfluß Freuds stehen nur zwei Dramen: «Le Mangeur de Rêves» und «L'Homme et ses Fantômes». In beiden Stücken erscheint der Psychiater Luc de Bronte, der die Menschen über ihre eigenen Gefühle aufklärt. Lenormand meint aber, im Gegensatz zu Freud, daß man die unbewußten Gefühle nicht gewaltsam in das Licht des Bewußtseins bringen dürfe; denn anstatt den Menschen dadurch zu heilen, führe man nur seinen Untergang herbei. Jeannine erschießt sich, als sie erfährt, daß sie unbewußt den Tod ihrer Mutter verschuldet habe.

Ce n'est pas une réalité.» Diese Zitate sind aus einem der kraftvollsten Dramen Lenormands entnommen: «A l'Ombre du Mal». Das Stück spielt in Afrika. Ein Gouverneur, Préfaillès, hat vor mehreren Jahren einen seiner Untergeordneten, Rougé, ohne Grund, aus grausamem Scherz, jahrelang unbarmherzig gequält. Rougé bekleidet nun einen wichtigen Posten und quält ebenso grausam seinen durchaus ehrlichen und anständigen Untergebenen Le Cormier, indem er ihn zwingt, gegen sein Gewissen zu handeln, den Unschuldigen zu verurteilen, den Schuldigen unbestraft zu lassen. Durch Zufall treffen sich eines Tages Rougé und Préfaillès wieder. Dieser denkt nun mit der tiefsten Reue an die vergangene Zeit zurück; Rougé erklärt ihm aber, daß er den ungeahnten Wert der Ungerechtigkeit damals habe erkennen gelernt. Jeder, der den Kampf ums Leben bestehen wolle, müsse ungerecht handeln. «Combien vivante et inextinguible est l'injustice! . . . Si nous sommes encore debout après vingt ans d'Afrique, d'épidémies, de trahisons, c'est que nous avons vécu tous les deux à l'ombre du mal.» Der zu Unrecht verurteilte Eingeborene Maëlit ist auch bald von der Richtigkeit dieser neuen Lehre überzeugt; er geht auch sofort zur Praxis über und läßt die ihm nur freundlich gesinnte Frau Le Cormier enthaupten. Zu solchen Ergebnissen kommt also der Mensch, wenn er den Sachen auf den Grund geht. Er sollte lieber in der Untätigkeit warten, bis der Tag kommt, der ihn von seinen Qualen erlösen wird, bis ihn der Tod ins Nichts zurückwirft. Und doch folgt jeder seinem inneren Trieb, und keiner verwünscht das Leben, trotz allen Leiden. «Certes, il y a beaucoup à dire contre cette vie . . . et pourtant . . . Dieu veuille me la conserver aussi longtemps que possible . . . Comme elle est, Seigneur, ni meilleure ni pire . . . comme elle est.» («Le Simoun».)

Dies sind also die Hauptgedanken, die in Lenormands Dramen ausgesprochen werden. Lenormand hätte aber keine Meisterwerke, sondern höchstens lesenswerte Buchdramen geschrieben, wenn es ihm vor allem auf die Darlegung einer Idee angekommen wäre. Denn ein sogenanntes Ideendrama ist eben, streng genommen, ein Unding. «Le drame d'idées é moustille une heure ou deux les gens qui n'ont pas l'habitude de penser. C'est un voyage par train de plaisir sur les frontières de la philosophie», sagte einmal J. Romain¹⁵⁾ verächtlich. Durch das Beispiel Eurcls gewichtig, beging Lenormand nicht den Fehler, der Idee eine zu große Bedeutung einzuräumen. Wir finden in seinen Stücken keine breite Erörterung der Idee um der Idee willen.¹⁶⁾ Er ist immer darauf bedacht, daß seine Stücke der dramatischen Wirkung nicht entbehren, und seine Absicht ist nicht, den Zuschauer zu belehren, sondern in die Tiefe der menschlichen Seele einzudringen. Er ist viel weniger Metaphysiker und Moralist als Psychologe.

15) Im Vorwort zu «L'Armée dans la Ville».

16) Um der Idee willen sind wohl nur «Le Mangeur de Rêves» und «L'Homme et ses Fantômes» geschrieben worden. Sie gelten auch als schwache Stücke. In «Une Vie Secrète» und «A l'Ombre du Mal» ist die Idee dagegen wirklich Leben geworden und hemmt den Lauf der Handlung nicht.

Die Hauptpersonen seiner Dramen lassen sich in zwei entgegengesetzte Kategorien einteilen: Die Instinktmenschen und die Hirnmenschen. Die ersteren sind wilde, leidenschaftliche Naturen, sie folgen blindlings ihren inneren Trieben und leben „jenseits von Gut und Böse“. Sie stellen die gesund gebliebene Menschheit dar, und in ihnen wohnt eine unheimliche Kraft, die unsere Bewunderung abzwängt. Die Hauptvertreter dieser Instinktmenschen sind der geniale Komponist Sarterre («La Vie Secrète»), die heißblütige Nestizin Miescha («Le Simoun»), die englische Diebin Fearon («Le Mangeur de Rêves»; «Mixture»). Lenormands besonderes Interesse gilt aber vorzugsweise der anderen Gruppe, den Kranken, den Grüblern und Wahrheitsfuchern. Die Instinktmenschen haben nur Verachtung für diese entarteten Kreaturen. «Je crève de voir se trainer ces bêtes malades, ces espèces de fantômes intelligents qui ne peuvent vivre ni mourir, ni créer ni détruire, qui pensent, qui pensent et qui ne savent même pas ce qu'ils pensent», schimpft Fearon und kennzeichnet zugleich vortrefflich die pathologischen Gestalten, denen wir in jedem Stück Lenormands begegnen. Es sind alle Idealisten, die sich Rechenschaft über sich selbst und die Welt geben wollen, und sie können nicht eher Ruhe finden, bis sie zu einem endgültigen Ergebnis gelangt sind. Sie haben nur eine Sehnsucht: die Sehnsucht nach eindeutiger, vernunftgemäßer Wahrheit. Die Liebe ist für sie keine Leidenschaft, der sie sich ganz hingeben, um alles andere zu vergessen. Sie lieben nur, insofern sie das Rätsel des geliebten Menschen lösen wollen. Sie haben kein Herz und auch keinen Willen mehr. Der Zweifel nagt ununterbrochen an ihnen, sie sind ewig unruhig, besängstigt und vermögen niemals zu handeln. Sie können nicht aufhören über alles nachzugrübeln, obwohl sie sich ihrer Ohnmacht voll bewußt sind. «Je ne me tourmente pas, je m'analyse . . . C'est tout à fait maladif de se ronger ainsi, je le sais bien, . . . mais il ne suffit pas de voir son mal pour le guérir.» («Les Ratés».) Unvergesslich vor allen anderen bleibt die Gestalt Laurencys. («Le Simoun.») «45 ans, usé, alourdi par l'existence subtropicale. Ses manières hésitantes, sa voix sans timbre, révèlent une volonté brisée. On le devine conscient de sa propre faiblesse.» Er weiß, daß er von seiner Mätresse Miescha betrogen und verachtet wird, vermag aber nicht, sich von ihr zu trennen, denn ihr Wesen bleibt für ihn noch ein Rätsel, das er entziffern möchte. Später, als er entdeckt, daß er seine eigene Tochter begehrt, will er Selbstmord verüben und bringt doch die dazu nötige Kraft nicht auf. Er ist feige, genau wie Lui («Les Ratés») oder Jacques («Le Lâche»). Dieser ist ein Maler und war zuerst ein Instinktmensch, wie jeder Künstler. Beim Kriegsausbruch folgt er nur dem Selbsterhaltungstrieb und flüchtet in die Schweiz; er stellt sich krank und lebt in einem Sanatorium. Anfangs läßt er sich durch die verächtlichen Blicke oder beleidigenden Äußerungen der Insassen nicht stören. Er wird aber nach und nach gezwungen in sich zu gehen und zu prüfen, ob er recht gehandelt habe. Er sucht nach Gründen, um seine Tat in seinen eigenen Augen zu rechtfertigen. «La guerre est une démence, une monstruosité. Philosophiquement, l'homme a raison de s'y soustraire, mais il n'est pas assez fort pour avoir raison contre la

multitude. S'il refuse de la suivre dans ses aberrations, sa conscience devient malade, il dégénère.» Diese Wahrheit leuchtet ihm zu spät ein; er wird gezwungen zu handeln, um sein Leben zu retten, scheitert kläglich und wird erschossen.

Lenormands Helden (oder vielmehr Nicht-Helden) verhalten sich immer passiv, denn jede Widerstandskraft ist in ihnen erloschen. Der dramatische Konflikt in seinen Dramen kann daher nicht aus dem Zusammenstoß zweier entgegengesetzter Willen entspringen. Wir erleben keine Krise, keinen entscheidenden Augenblick, wo die bis zum äußersten getriebenen Leidenschaften sich entladen und ein verhängnisvolles Ende heraufbeschwören müssen, keinen Kampf zwischen dem Schicksal und dem sich, wenn auch hoffnungslos, wehrenden Menschen.¹⁷⁾ Anstatt eines Konflikts, eines Kampfes, zeigt uns Lenormand den langsamen Untergang von Menschen, die allmählich einer geheimnisvollen Gewalt erliegen, gegen die sie sich machtlos fühlen. «Vous savez comment il arrive qu'un homme dégringole d'échelon en échelon, sans pouvoir remonter jamais»; in diesen Worten aus «Les Ratés» ist die Handlung von fast allen Dramen Lenormands am knappsten und prägnantesten zusammengefaßt. In «Les Ratés» z. B. sehen wir einen Schriftsteller und eine Schauspielerin, die sehr rasch ihre Hoffnungen auf Erfolg und Ruhm aufgeben müssen. Sie versuchen durch gegenseitige Liebe ihre Not zu lindern, sinken aber ins materielle und moralische Elend immer tiefer hinab. Manchmal erblicken sie einen Ausweg, haben aber dann nicht die Kraft, einen mutigen Entschluß zu fassen. Sie prostituiert sich, er betrinkt sich und weiß sich schließlich nicht anders zu helfen, als indem er die Frau und sich selbst erschießt.

Ein langsamer Verfall mit grausamem Ende, Mord oder Selbstmord, das ist der Stoff, den Lenormand immer wieder mit Vorliebe behandelt. Dafür mußte er auf die übliche Einteilung in Akte verzichten. Fast alle seine Dramen sind, nach dem Muster Shakespeares und Calderons, aus kurzen, rasch aufeinander folgenden Bildern zusammengesetzt. Die Kritik hat verschiedene Einwände gegen die Richtigkeit dieses Verfahrens gebracht. Es würde vor allem dem Dramatiker nicht erlauben, die feinsten Gefühle zu zergliedern. Auf diesen Vorwurf gab Lenormand in «Le Lâche» eine Antwort, als er den deutschen Professor, dem Jacques seine Seelenzustände auseinandersetzen will, sagen

17) Keine seiner Gestalten könnte wie der alte Clotald in Calderons Drama „Das Leben, ein Traum“ ausrufen:

„Wohl kennt das Schicksal jeden Pfad und weiß
Zu treffen alle, die es sucht, selbst
Im Dickicht des Gebirges, doch dünkt mich, ist's
Nicht recht, verzagend ihm sich hinzugeben.“

Als einzige Ausnahme könnte man den «vérificateur» im «Simoun» erwähnen. Er versucht zu kämpfen; sein Kampf besteht aber darin, daß er gewisse Formeln nach der Couéschen Methode auswendig lernt; sein Wille ist rein mechanisch, keine freie Tat, kein Ausdruck einer starken Persönlichkeit.

läßt: « Je ne suis pas un romancier, pour vous suivre dans ces complexités. »¹⁸⁾ Als echter Theaterdichter hat er immer erkannt, daß die Handlung fortschreiten und nie erlahmen darf. Da seine Charaktere aber nie oder wenig handeln, war es ihm nur durch die Reihenfolge der Bilder möglich, eine dramatische Wirkung zu erzielen. In jedem Blick sollen wir eine Steigerung beobachten, der Druck des Schicksals soll immer schwerer lasten und der Höhepunkt des Dramas erst in der letzten Szene erreicht werden.¹⁹⁾

Das Schicksal, als einzige handelnde Kraft, soll dem Zuschauer immer gegenwärtig bleiben. Aus diesem Grund, und nicht etwa aus romantischer Vorliebe für Lokalfarbe, legt Lenormand immer großen Wert auf die Wiedergabe der Atmosphäre. Als Rahmen für seine Dramen nimmt er bestimmte, ihm vertraute Landschaften: die sumpfige Ebene Flanderns oder Hollands, mit ihrem toten Wasser, ihrem grauen, nebligen Himmel; die afrikanische Wüste, mit ihrer erschreckenden Eintönigkeit, ihrer glutvollen Hitze und ihren Sandstürmen; die hohen Berge, mit ihrer grauenerregenden Stille, ihren unheimlichen Erscheinungen. Auch die verschiedenen Kundgebungen des Unbewußten oder des Jenseits, wie Träume, Erscheinungen, Gespenster, Tischrücken usw., die in Lenormands Dramen so oft vorkommen, sind als Ausdruck der Macht des Schicksals bedacht. Hier muß aber der Regisseur dem Dichter zu Hilfe kommen; das erklärt, warum die besten französischen Regisseure: Gémier, Baty, Pitoeff, die Stücke Lenormands immer mit der größten Sorgfalt inszeniert haben. Für Lenormand gilt dasselbe wie für J. J. Bernard: man muß der Aufführung seiner Stücke beiwohnen, wenn man sie gerecht würdigen will.

Wie J. J. Bernard ist auch Lenormand von der Unzulänglichkeit der Sprache überzeugt, um die unendlichen Nuancen der Empfindungen genau auszudrücken. «Assez forts pour paralyser un artiste, les mots sont incapables d'exprimer une réalité», heißt es in «Une Vie Secrète». Als Laurency die Leiche seiner Tochter erblickt, spricht er kein Wort; nur durch die Kunst des Schauspielers soll ausgedrückt werden, wie sein anfängliches Entsetzen allmählich einem Gefühl der Erleichterung Platz macht. Und doch kann man Lenormand nicht zu den Vertretern des „Theaters des Schweigens“ zählen. Seine Helden sprechen ihre Gefühle meistens selbst aus und finden manchmal sehr schöne Worte dafür; z. B. wenn Nico seine Sehnsucht nach dem Wasser seinem vertrauten Diener verständlich machen will: «Au début, je n'aimais pas l'eau d'ici. Je la trouvais fangeuse, immobile, répugnante. Mais depuis, je l'ai beaucoup regardée, j'ai passé des heures tout seul penché au dessus d'elle . . . et je me suis mis à l'aimer. Il y a des mares noires au pied des vieux remparts . . . on dirait

18) Es ist oft, wohl zu Unrecht, behauptet worden, Lenormand sei ein auf der Bühne verirrter Romanschriftsteller. Seine Novellenbände «Le Penseur et la Créatine» (1920) und «L'Armée Secrète» (1926) sollen jedenfalls nicht unerwähnt bleiben. In «L'Armée Secrète» behandelt er denselben Stoff wie in «Le Lâche».

19) Wenn der Dichter aber ausnahmsweise keinen Verfall schildern will, bleibt er dem klassischen Muster treu. «Une Vie Secrète» und «A l'Ombre du Mal» sind in 3 Akte eingeteilt; im letzteren Stück ist sogar die Regel der drei Einheiten streng beobachtet.

des yeux fixes qui possèdent la vérité. Quant à l'eau du grand étang, je ne sais pourquoi, elle me rappelle Romée . . . Elle a des passions, des colères contenues comme celles de Romée . . . Parfois elle frissonne tout à coup par places, sans qu'on sache pourquoi . . . Eh bien, quand Romée éprouve une surprise ou une contrariété qu'elle veut dissimuler, une de ses joues se met à trembler comme l'eau . . . Cet étang paraît clair, il ne l'est pas. Sous la surface où se reflète le ciel, il y a tout un monde obscur, impénétrable. Quand on regarde Romée dans les yeux, c'est la même chose . . . Leur clarté n'est qu'à la surface . . . En dessous, il y a la même ombre, le même froid mystérieux . . . C'est singulier, cette ressemblance . . . Je lui en ai parlé un jour, elle n'a pas compris . . . Pendant longtemps j'ai cru qu'elle seule pouvait me donner l'apaisement, la certitude. A présent je me demande si la vérité n'est pas au fond de l'eau, tout au fond . . . sous la vase.»

Lenormand wird nie ein populärer, gefeierter Dichter sein. Dafür ist der Gesamteindruck, den seine Stücke hinterlassen, zu trübe, zu niederdrückend. Aber auf das zeitgenössische französische Theater, besonders auf die Dramatiker um Gaston Baty: J. J. Bernard, Santillon, J. B. Pellerin usw., hat er einen großen Einfluß ausgeübt. Bezeichnend ist, daß er 1926 zum Vorsitzenden des neugegründeten, allerdings kurzlebigen «Théâtre des Jeunes Auteurs» gewählt wurde. In seinem letzten Stück, «Crépuscule du théâtre», beurteilt er die Zukunft des Theaters ziemlich pessimistisch und beschwört das Publikum, sich von der Kunst nicht ganz abzuwenden. Solange er uns aber mit neuen Meisterwerken beschenkt, besteht kein Grund, an dem französischen Theater zu verzweifeln.

IV. Paul Raynal.²⁰⁾

In einer Zeit, wo alle Schriftsteller, auch die besten, durch unbescheidene Reklame ständig von sich reden lassen, bildet Paul Raynal eine seltene, hochzuschätzende Ausnahme. Dieser durch sein Kriegsstück «Le Tombeau sous l'Arc de Triomphe» in der ganzen Welt berühmt gewordene Dichter verachtet den lauten Ruhm. Anstatt jede Woche seine geringsten Pläne und Absichten einem Pariser Journalisten mitzuteilen, lebt er zurückgezogen in der Stille der Provinz. Anstatt seinen Ruhm auszumünzen, bringt er erst ein neues Stück auf die Bühne, wenn er glaubt, daß er etwas zu sagen habe. Während ein Sacha Guitry schon mehr als 100 Lustspiele, Vaudevilles, Operetten usw. geschrieben hat, umfaßt das ganze dramatische Schaffen Raynals bis jetzt nur vier Stücke. Jene aber verrauschen bald, diese sind von bleibendem Wert.

Paul Gavault verhalf Raynal zu seinem ersten Erfolg, indem er «Le Maître de son Cœur» 1920 im «Théâtre de l'Odéon» aufführte. In diesem Stück zählt jeder der drei Träger der Handlung nicht mehr als 25 Jahre. Simon ist in die

20) Chronologische Reihenfolge seiner Bühnenwerke: 1920: «Le Maître de son cœur», 1924: «Le Tombeau sous l'arc de Triomphe», 1932: «Au Soleil de l'Instinct», 1933: «La Francerie». Diese Stücke sind in der Petite Illustration théâtrale und bei Stock erschienen.

Lit.: Bis jetzt keine. Raynal ist auffallenderweise nicht einmal im sechsbänd. Larousse erwähnt.

schöne Witwe Alice sterblich verliebt und erfreut sich ihrer keimenden Gegenliebe. In seinem unermesslichen Glück gedenkt er aber noch der Freundschaft, die ihn mit Henri bindet, und singt seiner Mätresse ein Loblied auf diesen unvergleichlichen Freund. Er erweckt dadurch ungeschickterweise die Reugierde der gefallsüchtigen Frau, die nun keine Ruhe hat, bis sie den stolzen, selbstbewußten Henri zu Fall bringt. Dies Vorhaben gelingt ihr aber nicht. Henri heißt mit Recht «Le maître de son cœur»; er unterdrückt seine Gefühle und läßt sich nicht verführen. Die besiegte, nun von tiefer Liebe ergriffene Alice fügt sich in seinen Willen: sie kehrt zu Simon zurück. Als sie aber aus einer unvorsichtigen Äußerung Henris erfährt, daß sie von ihm geliebt wird, kann sie ihre innigsten Gefühle nicht länger verheimlichen. Simon, der entsetzt zuhören muß, glaubt, daß er von den ihm teuersten Menschen verraten worden ist, und erschießt sich. Das Stück ist nicht ohne Fehler. Die Exposition wirkt ungelentig, da der Dichter sich einer früheren Geliebten Henris bedient, die dann nicht mehr in den Lauf der Handlung eingreift. Und der Selbstmord Simons am Schluß bleibt ganz unmotiviert. Denn es ist kein Zweifel darüber, daß er durch den angeblichen Verrat seines Freundes viel mehr als durch die Enttäuschung seiner Liebe dazu getrieben wird. Wie kann er aber, ohne ein Wort der Erklärung, den Glauben an seinen Busenfreund so plötzlich verlieren? Trotz dieser Schwächen ist das Erstlingswerk Raynals sehr dramatisch und kann heute schon als klassisch betrachtet werden. Die schöne Männlichkeit des Helden steht in schroffem Gegensatz zu der Würdelosigkeit der Wüstlinge, die in den Dramen der Vorkriegszeit so zahlreich vertreten waren.

In «Au Soleil de l'Instinct» behandelt der Dichter abermals den Konflikt zwischen Freundschaft und Liebe. Brigitte fühlt ihre Liebe zu Rémy erkalten und hat auf dessen Bruder, Alban, ein Auge. Als sie aber von diesem erfährt, daß dieser Wechsel ihrem früheren Geliebten nicht unerwünscht kommt, ist sie tief gekränkt. Sie verhöhnt Alban und versucht die innige zwischen den beiden Brüdern bestehende Freundschaft zu zerstören. Sie muß für diesen Frevel furchtbar büßen. Alban nimmt an ihr Rache, indem er ihre Liebe zurückerobert und sie dann unbarmherzig von sich abstößt. Sie erlangt schließlich ihren Pardon, muß aber die beiden Arm in Arm vereinten Brüder auf Nimmerwiedersehen verlassen. Der Kampf ist hier noch viel dramatischer als in «Le Maître de son Cœur». Auch dieses Mal unterliegt die Frau, sie erweist sich aber als gefährlicher, ebenbürtiger Gegner. Ausnahmsweise zeigt uns hier der Dichter einen Mann, der ganz in dem Dienst seiner Leidenschaft steht: das Rachegefühl ist für Albans Handlungsweise allein maßgebend, so daß Rémy zum Schluß ausrufen kann: «Serons nous toujours des barbares? . . . Joie de tuer, joie de périr. Vous ne poussez que les cris de l'instinct. Je suis ici la seule voix humaine.» Insofern ist der Titel des Stückes gerechtfertigt. Er kann aber nur dann ganz befriedigen, wenn man berücksichtigt, daß Raynal unter «instinct» nur eine unwiderstehliche, elementare, aber keine unbewußte Kraft versteht. Der Racheplan Albans z. B. ist die Frucht einer sehr reiflichen Überlegung. «On ne peut

passer du mépris à l'amour. Mais de la haine, on y passe très bien. Et l'on passe assez bien du mépris à la haine.» So spricht kein dem Instinkt ganz ergebener Barbar, sondern nur ein guter Kenner der «Carte du Tendre».

Den beiden bisher erwähnten psychologischen Tragödien stehen zwei Kriegsstücke gegenüber: «Le Tombeau sous l'Arc de Triomphe» und «La Francerie». Sie sind ebenfalls in drei Akte eingeteilt (der zweite Akt besteht immer aus einer einzigen langen Szene) und benötigen auch nicht mehr als drei Personen (jedesmal zwei Männer und eine Frau). In «Le Tombeau sous l'Arc de Triomphe», seinem zweiten Stück, hat Raynal schon die Vollendung seiner Kunst erreicht. In einer Herbstnacht 1915 kommt ein von seiner Braut und seinem Vater sehnsüchtig erwarteter Soldat zum erstenmal seit 14 Monaten auf Urlaub. Er darf nur vier Stunden bleiben, aber diese kurze Zeit genügt ihm, um zwei Siege zu erringen: den einen gegen seine an sich selbst zweifelnde, für die Grausamkeit einer langen Trennung zu schwache Braut; den anderen gegen seinen sich an ein sanftes, bequemes Leben gewöhnenden, verjährte Rechte anmaßenden, selbstsüchtigen Vater. Als er beim Morgengrauen von ihnen Abschied nimmt, um einem sicheren Tod entgegenzugehen, hat er den sinkenden Mut der einen wieder gestärkt und den anderen aus seinem heillosen Schlummer herausgerissen. «Je t'aime» und «Reste vivant» sind die dankbaren Worte, die ihm zuletzt noch zugerufen werden. Es ist heute kaum begreiflich, daß dieses Stück 1924 erst nach einem heftigen Pressefeldzug Antoinès und dem persönlichen Eingreifen des Ministers Léon Bérard gespielt werden konnte und daß es bei den ersten Auführungen von den empörten Zuschauern ausgepiffen wurde. Man ergriff Partei für den Vater gegen den Soldaten und der Dichter wurde des Mangels an Patriotismus angeklagt. Raynal hat allerdings nicht den üblichen kriegsbegeisterten «brave petit poilu», sondern den pflichtbewußten Frontkämpfer verherrlichen wollen. Sein Soldat setzt alle seine Kräfte und sein Leben für die Verteidigung seines Landes und seiner Kultur ein; er ist aber kein rachsüchtig und blutdürstiger, verblendeter Fanatiker, und die Greuel des Krieges entgehen ihm nicht. «La guerre est absurde, plus ridicule encore que furieuse . . . la guerre a perdu son prestige. Je ne la crains pas et je l'abhorre, je la fais et je la méprise.»²¹⁾ Dieser Ernst, der mit pazifistischen Tendenzen durchaus nicht zu wechseln ist, war zu neu für ein von einer den Patriotismus verkitschenden Presse verdorbenes Publikum. Über den Streit um politische Ideen vergaß man den künstlerischen Wert des Stückes. Heute wird weder seine große dramatische Wirkung noch die historische und psychologische Wahrheit der Charaktere bestritten.²²⁾ Man ist sich im allgemeinen darüber einig, daß es das beste Stück über den Krieg ist.

21) Gegen die Greife hatte Raynal ungefähr dieselben Anklagen erhoben wie Fichte in der 14. Rede an die Deutsche Nation und ihnen Selbstsucht und Feindseligkeit gegen allen Fortschritt vorgeworfen. Er wurde daran erinnert, daß man wohl an besiegten, doch nicht an siegreichen Greifen Kritik üben darf.

22) Man vergleiche z. B. den Vater mit dem unvergeßlichen Théodule in «Mars ou la guerre jugée» von Main und die (katholische) Braut mit Emilie in dem das Leben des heiligen Alexis behandelnden Stück von Ghéon «Le Pauvre sous l'Escalier» (1920).

Am «Le Tombeau sous l'Arc de Triomphe» reicht jedenfalls «La Francerie» nicht heran. Das Stück spielt in besetztem französischem Gebiet zwischen dem 5. und dem 9. September 1914. Zwei Franzosen, der 16jährige Paulou und Frau Douvissis disputieren mit einem deutschen Fürsten. Im ersten Akt glauben die Franzosen an ihre Niederlage, im zweiten Akt glauben sie an ihren Sieg, im dritten Akt steht dieser Sieg fest. Die wahre Handlung bildet im Hintergrund die Marneschlacht. Der Grundgedanke dieses von einem starken patriotischen Gefühl beseelten Stücks wird von Paulou ausgesprochen: «La patrie de France a l'honneur d'être une âme et sur elle la mort ne saurait prévaloir.» Raynal hat aber Frankreich nicht auf Kosten Deutschlands verherrlichen wollen. Den dritten Akt hat er der deutschen Nation gewidmet «dont tout l'honneur est ici respecté». Auch in der Leidenschaft des Kampfes verweigern die Franzosen dem Gegner niemals ihre Achtung. Er selbst, als er glaubt, Sieger zu sein, erklärt: «Il n'y a que du respect autour des vaincus.» Raynal ist ferner immer bemüht, sich keine Ungerechtigkeit zuschulden kommen zu lassen. Er hütet sich, die heikle Kriegsschuldfrage zugunsten eines der beiden Völker zu entscheiden. «Aucun peuple n'est responsable de la guerre, aucun gouvernement n'en est innocent.» «Personne n'est tout à fait coupable de la guerre et personne n'en est tout à fait innocent.» Schließlich spricht er den Wunsch aus, daß die gemeinsamen Kriegserinnerungen, anstatt aufs neue den Haß zu entfachen, die Grundlage für eine zukünftige Freundschaft zwischen beiden Völkern bilden werden. «De la fidélité aux souvenirs pareils, aux souvenirs communs, montera l'amitié future.» Es ist dem Dichter trotz manchen geschickten Versuchen leider nicht gelungen, dieses Konversationsstück dramatisch zu gestalten. Der Kampf bleibt ohne Spannung. Außerdem sind die Charaktere nicht sehr fesselnd. Frau Douvissis ist ziemlich unbedeutend; der deutsche Fürst unterliegt zu leicht gegen Paulou, dem wir, angesichts seines zarten Alters, nur mit großer Mühe eine so außerordentliche, allseitige Begabung zutrauen können. Man muß lediglich den Dichter dafür loben, daß er nicht zu einer naheliegenden Liebesgeschichte zurückgriff, um den Erfolg seines Stückes zu sichern.

«Mon théâtre est une tentative de résurrection de la tragédie.» Mit wieviel mehr Recht als Lenormand könnte Raynal das von sich behaupten! Er ist der einzige moderne Dichter, dessen Werke an die klassische französische Tragödie erinnern. Es kommt ihm ausschließlich auf die Dramatisierung psychologischer Konflikte an. Im Gegensatz zu den Dramatikern der Vorkriegszeit meidet er streng jeden Realismus. Seine Personen gehören der höheren Schicht der Gesellschaft an; aber nur damit die Lösung des seelischen Konflikts von keinem materiellen Umstand abhängig gemacht werde. Sie leben in einer abstrakten, den Zufälligkeiten des alltäglichen Lebens entrückten Welt und haben daher oft, über ihre Individualität hinaus, einen symbolischen Wert. In «Le Tombeau sous l'Arc de Triomphe» spricht der Soldat (der bezeichnenderweise keinen anderen Namen trägt) nicht nur in seinem Namen, sondern im Namen aller seiner Kameraden. Er ist der Frontkämpfer schlechthin. «Je suis la Jeunesse de France, l'immortelle

et salvatrice Jeunesse . . .), ruft er selbst aus. In «Au Soleil de l'Instinct» wird Brigitte sogar zur Vertreterin ihres Geschlechtes, sie ist das Ewig-Weibliche. «Sa voix s'est faite soudain mystérieuse, comme si ce n'était plus Brigitte maintenant qui parlât pour Alban seul, comme si une femme entre toutes les femmes confiait les secrets de toutes et leurs volontés à tous les hommes en un homme.»

Raynalds Helden sind oft mit den Helden Corneilles verglichen worden, und jeder von ihnen könnte in der Tat, wie Auguste behaupten: «Je suis maître de moi comme de l'univers.» Sie zeichnen sich durch ihren starken Willen und die ruhige Klarheit ihres Geistes aus. Sie sind alle, in jeder Hinsicht, hervorragende Persönlichkeiten, «des princes dans la vie, de ceux que la nature elle-même a pris soin de couronner avec une prédilection maternelle, de ces grands seigneurs faits par Dieu.» («Le Tombeau.») Sie fühlen sich frei, durch keine dunklen Leidenschaften gehemmt. Ihr Selbstbewußtsein, ihr Stolz artet aber nie in Selbstgefälligkeit oder in Prahlerei aus. Der Soldat, den man so oft des Hochmuts beschuldigt hat, erstarrt nicht in seinem Heldentum wie Horace. Am Schluß des zweiten Aktes ist er nur ein armer, verzweifelter, weinender Mensch. Der Stolz kennzeichnet ebenfalls die Frauen, die der Dichter seinen Helden gegenüberstellt. Sie besitzen im höchsten Grade alle Tugenden ihres Geschlechtes, können aber zu keiner wahren Freiheit gelangen, denn der Instinkt ist in ihnen noch zu mächtig. Sie brauchen die Hilfe des Mannes, um sich bis zur heroischen Tat zu erheben. Im Kampfe gegen den Mann müssen sie unterliegen. Raynal läßt nicht das Pflichtgefühl, sondern die Freundschaft²³⁾ über die Liebe siegen. Der Kampf endet, wie bei Corneille, meistens mit Versöhnung. Der Selbstmord Simons bleibt eine Ausnahme.

In den Tragödien Raynalds herrscht «Sire le Mot» unumschränkt. Trotz der treffenden Bemerkung Corneilles in seinen «Discours»: «Il y a cette différence entre le poète dramatique et l'orateur que celui-ci peut étaler son art et le rendre remarquable avec pleine liberté et que l'autre doit le cacher avec soin, parce que ce n'est jamais lui qui parle et que ceux qu'il fait parler ne sont pas des orateurs», hat Raynal aus allen seinen Personen begabte Redner gemacht. Sie sprechen alle eine sehr schöne bildreiche Sprache. Hören wir z. B. den Soldaten, als er sein Glas zu Ehren seiner toten Kameraden erhebt: «Je bois à eux et tout à coup, je ne sais plus, une pitié plus que religieuse traversant et transfigurant mon émotion fraternelle, si ce que j'élève au bout de mes doigts, c'est une coupe ou un calice et, comme dans le miracle catholique, si je vais boire le vin donné par les chères terres mater-

23) Mine in «Le Maître de son Cœur» erkennt selbst die Überlegenheit dieses ihr unbekanntes Gefühls über die Liebe: «L'amour ne vaut que par la qualité des amants. Dans des cœurs vulgaires il peut être médiocre. Mais je crois comprendre que l'amitié a sa beauté à elle. Si des humbles la possèdent, elle leur prête sa grandeur.» Auch in den Kriegsstücken wird die Freundschaft verherrlicht. «C'est une chose exquisite, entre deux hommes, de sentir tout à coup l'amitié qui naît, pénétrante comme un amour», erklärt der Soldat. In «La Francerie» wird die Freundschaft zwischen Frankreich und Deutschland ersehnt.

nelles ou le sang sacré dont ils les ont baignées en les protégeant.» Sie sprechen manchmal nicht nur ihre Gefühle, sondern auch die Bemerkungen des Dichters über diese Gefühle aus. Oder hat je eine Frau, als die Liebe zum erstenmal ihr Herz ergriff, wie Mline ausgerufen: «Ah! la minute émouvante! Et combien on la chérit! Comme on tressaille jusqu'au fond de l'âme en songeant qu'elle sera éternelle et que nous ne la reverrons pas!»? Den Gegensatz zwischen den lyrischen Ergüssen und dem dramatischen Dialog versucht der Dichter durch geschickte Bemerkungen zu schwächen. Nach einer besonders schönen Rede gratulieren sich Mline und Henri: «Voilà une belle phrase!» «Vous parlez d'une façon épatante.» Mude ruft begeistert aus: «Voilà ces phrases chatoyantes, ces diaprures . . .» Die vielen lyrischen Einlagen hemmen aber den Lauf der Handlung und müssen bei einer Aufführung zum Teil wegfallen. Im ganzen ist der von schwülstigem Pathos auch nicht immer freie Stil Raynals undramatisch und stellt an die Schauspieler sehr hohe Anforderungen. Aus diesem Grund eignen sich seine Tragödien besser für die Lektüre als für die Bühnenaufführung.

Den Ruhm, als erster an die Tradition der psychologischen Tragödie des XVII. Jahrh. wieder angeknüpft zu haben, darf aber Raynal für sich in Anspruch nehmen; außerdem hat er das beste Kriegsstück geschrieben.²⁴⁾ Seine Tragödien haben sich trotz dem Widerstand des Publikums und der Kritik heute durchgesetzt und werden der Nachwelt erhalten bleiben, während die einst so gefeierten Stücke seines Nachahmers und Freundes Géraldy²⁵⁾ jetzt schon in Vergessenheit geraten sind.

Um die Toleranz Thomas Mores (1478-1535).

Von

Franz Groffe.

Ehe Thomas More, der berühmte Verfasser der Utopia, auf dem Schafott den tödlichen Streich empfing, hatte er die umstehende Menge zu Zeugen angerufen, daß er im und für den Glauben der katholischen Kirche sein Leben lasse. Vierhundert Jahre nach seinem Tod ist More mit seiner Heiligsprechung die höchste Ehre dieser Kirche zuteil geworden. Die katholische Kirche hat viele fromme und für sie bedeutende Männer in die Gemeinschaft ihrer Heiligen aufgenommen; aber wohl seltener geschah es, daß sie eine Persönlichkeit zur Ehre der Altäre erhob, die von ihren Gegnern ebenso fanatisch als Vorkämpfer gefeiert wurde. Schon frühzeitig hatte sich die Wertung Mores in zwei getrennten Lagern vollzogen, die — nur zu häufig zu Extremen greifend — einer einseitigen und fanatischen Deutung des Lebenswerkes Mores Vorschub leistete.

Wir stehen der Tatsache gegenüber, daß More in den Mußestunden einer poli-

24) Die anderen französischen Kriegsstücke — Curels berühmtes Drama «Terre Inhumaine» nicht ausgenommen — sind sehr schwach.

25) 1885 geboren.

tischen Gesandtschaft eine Schrift begann, die seinen Namen über ganz Europa tragen sollte. In diesem Buch, das er *Utopia* nannte, wurde von ihm ein Toleranzideal vorgetragen, das nicht nur dem festumschriebenen Bekenntnis der katholischen Religion widersprach, sondern von seinem Verkünder später in der Praxis mit gewissen Abstrichen verworfen wurde. So glaubte man, in More den Reaktionär, den Mann des zwiefachen Glaubens zu sehen, der eifern gegen den Geist seines Raphael zu Felde zog. Diese Anklagen sind nicht unwidersprochen geblieben. N. W. Chambers¹⁾ zeigt, daß wir es auf keinen Fall mit einem grausamen Kegerrichter zu tun haben, der seine Kanzlerschaft dazu benutzte, den Flammen in Smithfield neue Nahrung zu geben. Die besonders im XVII. Jahrh. aufgenommenen und später oft nacherzählten Berichte über angebliche illegale Gewalttaten Mores gegen Häretiker werden als böswillige Verleumdung und haltloses Geschwätz abgetan und die während seiner Amtszeit über Keger gefällten Todesurteile auf drei reduziert. Im übrigen sei nicht More, sondern der Londoner Bischof Stokesly der eigentliche verantwortliche Mann bei den Kegerprozessen gewesen. More trägt nach seiner eigenen Aussage in der *Apology*²⁾ für körperliche Bestrafung in zwei Fällen unmittelbar die Verantwortung. In dem ersten Fall handelt es sich um einen Knaben, der in seinem Haushalt beschäftigt war. Dieser hatte eine von George Jape verbreitete Irrlehre im Hause Mores weitergegeben und wurde deshalb vor dem Hauspersonal von einem Diener „wie ein Kind“ gepeitscht. Zum zweiten berichtet uns More in seiner *Apologie*, daß es sich um die Bestrafung eines geistig beschränkten Individuums gehandelt habe, das die in Andacht versunkenen Frauen in der Kirche unanständig belästigt habe. Trotz seiner Überzeugung, daß Häretiker weit gefährlicher als Mörder und Kirchenräuber seien, für die er manchmal harte Strafen anordnen mußte, hat More nur für das sichere Gewahrnsam gesorgt.

Nach alledem haben wir nicht den geringsten Anlaß, die Worte des wahrheitsliebenden More anzuzweifeln, mit denen er seine „Widerlegung“ der von den „Brüdern“ erzählten Geschichten beschließt: „Von all denen, die mir wegen Kekerrei ausgeliefert wurden, hat kein einziger, so wahr mir Gott helfe, einen Schlag oder Streich erhalten, nicht einmal einen Nasenstüber. Alles, was mir meine Amtspflicht auferlegte, war, sie in sicherem Gewahrnsam zu halten, nicht in so sicherem, daß es nicht Georg Constantyne gelungen wäre auszureißen.“³⁾

Dennoch ist es meines Erachtens für das Gesamtbild Mores nicht das wesentliche Moment, ob man ihn oder Stokesly für die praktische Durchführung der verkündeten Todesurteile verantwortlich zu machen hat. Zahlen spielen in diesem Falle nicht die größte Rolle. Denn wir wissen, daß More der geistige Führer im Kampf gegen die Häretiker war. Es bleibt zu erwägen, ob die moralische Verantwortung, die More mit seinen Streitschriften gegen Lyndale in diesem Glaubens-

1) N. W. Chambers, *The Saga and Myth of Sir Thomas More*. Proc. Br. Ac. London O. U. R. '26, 179ff.

2) *Th. More, Apologye*. Ed. by A. Tirving Taft E. E. T. S. Or. Series No. 180, '30, 180/82.

3) *Ebd.* 133.

kampf übernommen hat, in einem so ungleichen Verhältnis zur „Schuld“ eines Stokesly steht. Ebenso wenig läßt sich aus der Gastfreundschaft, mit der More den „Reformierten“ Grynæus und den von Luthers Lehren „bekehrten“ Roper bei sich aufgenommen hat, der Erweis bringen, daß More seinem Toleranzideal in der Utopia völlig entsprochen habe.⁴⁾ More war nicht vom Schlage eines Heinrichs VIII., der tränenden Auges über die Hinrichtung eines Freundes einen neuen Mord befehlen konnte. Er war eine durchaus gütige Natur und ein noch besserer Freund und Gesellschafter. Seine humanitäre Haltung, die ihn den Selbstwert und die Würde eines Menschen achten ließ, bewahrte ihn davor, in jedem Kezer auch leiblich einen „Boten des Teufels“ zu sehen. Hätte er 400 Jahre später gelebt, so gäbe es keinen Zweifel, daß er einer uneingeschränkten bürgerlich-praktischen Toleranz gegenüber den Häretikern entsprochen hätte. So aber erlitten die irrenden Brüder in der Praxis eine Degradierung zu utopischen Gottesleugnern, denen aber selbst noch eine „stumme“ Gewissensfreiheit zugebilligt wurde. Im übrigen wurde jeder bei der Verkündung einer von dem katholischen Dogma abweichenden Lehre — mochte sie nach seinem Urteil auch aus dem Erkenntnisdrang nach Wahrheit geschehen — von More dem Scheiterhaufen empfohlen.⁵⁾ Es bliebe zu der äußerlichen Problematik noch ein geltend gemachter Einwand zu erwähnen, daß nämlich von keinem seiner früheren Biographen eine kritische Stellungnahme zu dem utopischen Toleranzideal für nötig erachtet wurde. Roper⁶⁾ erwähnt es nicht, für Harpsfield⁷⁾ ist die Utopia ein Buch, das seinen anderen lateinischen Büchern ebenbürtig ist und Stapleton findet nur Lob für sie. Man braucht hinter dieser Tatsache kein bewußtes ängstliches Schweigen zu vermuten, aber damals wie heute paßt für eine im hagiographischen Stile geschriebene Lebenserzählung besser die Erwähnung des von More getragenen Ciliciums als ein Eingehen auf seine utopische Toleranzidee. Der Beweis eines dem Katholizismus treu ergebnen Lebens und der Märtyrertod Mores mußte naturgemäß die Utopia als Bagatelle überschatten und jede Möglichkeit eines Vergleiches der hier vorgetragenen Ideen mit dem Leben Mores von vornherein ausschließen. Damit wäre aber neueren Beurteilern die Haltlosigkeit ihres Vorwurfes einer Inkonsequenz Mores noch nicht hinlänglich bewiesen.

Das bekannte Schlußkapitel der Utopia, in dem More von den religiösen Anschauungen der Insulaner spricht, bedarf keiner sich in Einzelheiten ergehenden Ausführung. Wir haben es mit einem universalen Theismus zu tun, der ein friedliches Nebeneinander der verschiedensten Religionsformen verbürgt, soweit sie im Kern die einfachsten Wahrheiten: Unsterblichkeit der Seele, göttliche Vor-

4) Stapleton, *The Life and Illustrious Martyrdom of S. Th. More*. Transl. by Ph. E. Haller, 2 Bde. '28, 64; vgl. auch W. S. Jordan, *The Development of Religious Toleration in England* '32, 48.

5) *The English Works of Sir Th. More*, Ed. by E. W. Campell. 2 Bde. '31. Vol. II. *The Dialogue concerning Tyndale*. 4. Book 15 Ch., 309 ff.

6) William Roper, *The Life of Thomas More*. Ed. by S. W. Singer. 2 Bde. '22.

7) R. Harpsfield, *The Life and Death of Sr. Th. More*. Ed. by E. V. Hitchcock . . . E. E. T. S. Or. Ser. Nr. 186, 102.

sehung und eine jenseitige Vergeltung für Gute und Schlechte enthalten. Keine Religionsform hat das Recht, eine absolute Überlegenheit des Glaubensbesseres für sich zu beanspruchen oder die Berechtigung anderer Glaubensformen in Frage zu stellen. Denn Utopus maßte sich nicht an, eine endgültige Bestimmung zu treffen. Wer konnte wissen, ob Gott nicht selbst eine vielfältige Art der Verehrung genehm sei und er deshalb den Menschen verschiedene Eingebungen schenke.⁸⁾ Damit wird aber keinem religiösen Indifferentismus das Wort geredet, da der objektive Wahrheitsgehalt der einzelnen positiven Religion unangetastet bleibt. Der Unterschied zwischen „wahrer“ und „falscher“ Religion blieb allerdings nur unbewußt bestehen. Denn wenn wirklich sich ein Glaube im Besitz der meisten Wahrheit befindet, so wird sich diese durchsetzen, wenn ihre Sache mit Vernunft und Mäßigung betrieben werde. Die religiöse Propaganda wird aber, da sie sich nicht auf die Superiorität eines alleingültigen Lehrauftrages stützen darf, zur Unwirksamkeit verurteilt.

Die in dieser Form gebilligte dogmatische Toleranz mußte naturgemäß mit dem Grundsatz der alleinseligmachenden Kirche, die sich im Besitz der fertigen Wahrheit fand, unvereinbar sein. Wie konnte aber ein Mensch, dessen christozentrische Grundhaltung durch Leben und Tod bezeugt ist, zu solchen Anschauungen gelangen? Eine Übereinstimmung der utopischen Religionsprinzipien mit dem Katholizismus wurde von keinem in Erwägung gezogen. Auch die bewußte Bagatellisierung der Utopia, sie als launige Stilübung abzutun, mit der sich More die Anerkennung Erasmus' sichern wollte, konnte nicht aufrechterhalten werden. Wir wissen, wie sehr ihm an einer freundlichen Aufnahme der Utopia bei seinen humanistischen Freunden gelegen war.⁹⁾ Es blieb aber die Möglichkeit, den Ideen eine nachträglich konstruktiv gefundene Deutung zu geben, die mit dem praktischen Leben und dem englischen Schriftwerk More's im harmonischen Einklang stand. Es galt zunächst, die theoretische und praktische Toleranz der Utopia auf den nicht katholischen Volksteil zu beschränken und damit den Beweis zu erbringen, daß More in einem vorchristlichen Staat die Ausübung der Toleranz begünstigt haben würde.¹⁰⁾ So sehr auch More in seinem Gedankensystem von der mittelalterlichen theokratischen Idee erfüllt sei und er im augustiniischen Sinne eine Durchdringung von Staat und Kirche und schließlich eine geistliche Überlegenheit der letzteren wünsche, in der Utopia habe er einmal diesen Standort verlassen: Hier stehe er als Bürger des irdischen und nicht des himmlischen Reiches.¹¹⁾ Was er über die religiöse Toleranz der Utopia zu sagen habe, nehme nur Bezug auf die Anhänger der Vernunftreligion. Darüber hinaus glaubt man, den Sinn der Utopia als programmatische Verkündung einer Versöhnung der

8) Th. More, „Utopia“, Lat. Literaturdenkm. II. Hrsrg. v. B. Michels und Th. Ziegler S. 102 Z. 29ff. Übers. v. Gerh. Ritter. 2. B. '22, 100 (Klass. d. Polit.).

9) Vgl. die Briefe More's an Erasmus, Opus Epistolarum Des. Erasmi . . . P. S. Allen. I—VI, 1906—1926. II, Nr. 481, 461, 502, 499.

10) Chr. Hollis, Sir Th. More. Edn. '34, 171.

11) Engl. Works of S. Th. More ed. Introd. by A. W. Reed. Vol. II (7).

Antike und des Christentums erschlossen zu haben. Die Utopia wird in Verbindung gebracht mit dem Kampf der Dyforder Studenten, die als christliche Trojaner gegen die heidnische humanistische Richtung der Griechen zu Felde zogen. Die Utopia sollte zeigen, wie wir Christen uns zu der Weisheit der Heiden zu verhalten haben. Auch More empfiehlt — wie Gott den Juden bei ihrem Auszug aus dem heidnischen Agypten empfohlen hatte — das „Gold und Silber“ einer heidnischen Philosophie und Gotteserkenntnis nicht ungehoben zu lassen und in den Dienst der Kirche zu stellen.¹²⁾ Weiter glauben andere in der Utopia so etwas wie eine „Parteinahme für die Seligkeit der Ungetauften“ zu erblicken. Demnach habe sich More dieselbe Frage vorgelegt, die der Abt Erithemius auf natürlichem Weg, d. h. ohne theologische Argumentation Kaiser Maximilian zu beantworten hatte: „Ob ohne Beeinträchtigung des Glaubens jene weitverbreitete Meinung zulässig erscheine, welche dahingeht, daß jeder Verehrer des einen Gottes in der Religion, die er für wahr und heilbringend hält, ohne den christlichen Glauben und die Taufe selig werden könne, wenn er von der Religion Christi keine Kenntnis hat.“¹³⁾ More antwortete aber nicht im Sinne Erithemius', der den Heiden, Schismatikern und Häretikern, sowie allen Bewohnern unentdeckter Inseln ewige Verdammnis androht, sondern er vertritt die Meinung des Franziskaners Master Nicolas de Lyra.¹⁴⁾ Dieser hätte allen an Gott und eine jenseitige Belohnung Glaubenden den gleichen Himmel wie den Christen versprochen.

Warum sollten aber — so fragen wir uns — More's frühere Biographen, besonders der in vielem mit More verwandte Harpsfield, diese Sinngebung der utopischen Religionsanschauungen nicht verstanden haben, die ihnen heute nach 400 Jahren gegeben werden. Dienen denn nicht alle diese Deutungen nur dazu, einen neuen „Mythos“ zu den alten um More zu schaffen? Es steht außer Frage, daß More mit diesen Gedankenkreisen vertraut und an ihnen interessiert war, aber sie standen nicht im Blickfeld der Utopia. Es geht More viel weniger um Gottesbürger, Heiden und Häretiker, als um die Herausstellung der Toleranz, die, aus „humanistischer Religiosität“ geboren, alle erfaßt, die alle einfachen, aber fundamentalen Wahrheiten anerkennen. Aus der Utopia selbst kann ein Toleranzmonopol der Deisten nicht erschlossen werden. Erst nachdem More von dem Christentum und den Auswüchsen eines Übereifers gesprochen hat, folgt der fundamentale Satz: „Denn das ist eine ihrer ältesten Verfassungsbestimmungen, daß keinem seine Religion Schaden bringen darf.“¹⁵⁾ Nun ist der Begriff der „religio“ keineswegs so eng gefaßt, daß sie sich nur in hermetisch abgeschlossenen Religionsgesellschaften äußern könne. Religionen sind verschiedene Formgebungen, in denen sich die Verehrung Gottes vollzieht. Es herrscht ein freier Wettbewerb der Wahrheit, der durch keine dogmatische Festsetzung eingeengt wird. Diese Anschauung wird von More noch einmal in dem Bericht über die öffent-

12) Hollis aD. 197.

13) F. v. Bezold, Jean Bodins Colloquium Heptaplomeres und der Atheismus des 16. Jahrh. Hist. Z. 114 ('15), 3. F. 18, 295.

14) R. W. Chambers aD. 197.

15) „Utopia“. Übers. v. Ritter aD. 2, 99.

liche Ausübung des Religionskultes in dem besten aller Staaten zusammengefaßt: „Sollte er sich darin irren oder sollte es in beider Hinsicht etwas Besseres geben, das auch Gott besser gefällt, so bitte er, seine Güte möge es ihn erkennen lassen. Denn er sei bereit, Gott zu folgen, wohin er auch von ihm geführt werde. Sollte aber diese Staatsform die beste und seine Religion die richtigste sein, dann möge Gott ihm Beständigkeit darin verleihen und auch alle anderen Menschen zu derselben Lebensweise und Gottesanschauung befehlen, falls es nicht sein unerforschlicher Wille sei, sich an dieser Mannigfaltigkeit der Religionen zu erfreuen.“¹⁶⁾

Es ist bezeichnend, daß der eifernde Christ verurteilt wurde, weil er die christliche Religion über alle anderen erhoben hatte. Schon mit dem Urteil, das eine überragende Stellung des Christentums ausschloß, wäre More von der Anschauung einer einzig wahren Kirche abgewichen. Die von More in seinem Dialog gegen *Syndale* gemachte Unterscheidung zwischen Häretikern, die durch eigene Schuld vom wahren Glauben abgefallen sind, und solchen, die sich ohne Verschulden im Irrglauben befinden (*heretics and heathen*), finden in der *Utopia* keine Anwendung. Auch jene Toleranz des Dialogs, die More in einem gewissen religiösen Interimszustand zugebilligt hat, indem die Kirche Christi noch nicht als die allein seligmachende erkannt sei, scheidet in *Utopia* aus.¹⁷⁾ Für den neugetaufsten Utopier gab es keinen Zweifel über die Rechtgläubigkeit der Kirche Christi. Er hatte mit der Taufe wegen ihres „character indelebis“ die wirkliche Verpflichtung, den universalen Anspruch des Christentums geltend zu machen, und hatte nach seiner Lehre das Recht, das Christentum als einzige religiöse Gemeinschaft, in der sich die absolute Wahrheit verwirklicht, über die anderen „zu erheben“. Hätte er den Utopiern nicht als Vertreter einer prinzipiellen dogmatischen Intoleranz das Augustinuszitwort zurufen müssen: „Erwache, es ist Tag . . . In dieses Vaterland überzusiedeln laden wir dich mit mahnender Stimme ein, geselle dich der Schar seiner Bürger bei! Geh nicht den falschen und trügerischen Göttern nach; weg damit, verachte sie, erhebe dich zur wahren Freiheit! Sie sind keine Götter, böse Geister sind sie, für die deine ewige Seligkeit eine Pein ist!“¹⁸⁾ Hätte der *Morus*, dem die Sorge um das Seelenheil jedes einzelnen als tiefster Grund seines Kampfes gegen Häretiker galt, nicht die utopische Episode mit dem Christen dazu benutzt, „um zu zeigen, welche Übel den . . . Utopiern . . . zustießen, als sie noch ihre Götter verehrten, und bevor sich die christliche Religion ausbreitete“? Niemals konnte der um Wahrheit und Erkenntnis ringende utopische Christ bei dem Verfechten eines seiner Religionsgemeinschaft entgegengesetzten Dogmas zu einem „Abtrünnigen und leibhaftigen Höllenboten“, wie es im Dialog von More ausgesprochen war, werden.¹⁹⁾ Seine Religion blieb auch dann „das persönlich interessierte Wahrheitsstreben der Menschenseele nach einer harmonischen Erfassung des Weltganzen“²⁰⁾, aber keine verdammenswerte formelle oder materielle Häresie.

16) Ebd. 109.

17) „Dialogue“ aD. vol. II, 4. Book, 13. Ch., 303.

18) Augustinus, Gottesstaat. Bibl. d. Kirchenväter. Bd. 11. I. II, 29, 127.

19) „Dialogue“ aD. vol. II. 4. Book, 1. Ch., 254/55.

20) Karl Böttler, Toleranz und Intoleranz im Zeitalter der Reformation. Spj. '12, 1.

Bei der Selbstverständlichkeit, mit der heute eine uneingeschränkte praktisch-bürgerliche Toleranz ausgeübt wird oder ausgeübt werden sollte, fällt uns die historische Betrachtungsweise des Toleranzbegriffes nicht leicht. Aber gerade Mores Toleranzidee besitzt rein menschliche Werte, die unbeschadet durch die Jahrhunderte auch heute noch zu uns sprechen. Genau wie Utopus so argumentierte schon Theoderich d. Gr. und nach ihm viele andere.

Dennoch steht auch More in seiner Zeit. Der Gedanke des Vergleiches der religiösen Lebensführung innerhalb verschiedener Religionen war schon im Mittelalter zu beobachten. Die „mittelalterlich-neuplatonische Grundvoraussetzung“, daß sich alles Irdische in dem Maß seinem Verderben entziehen könne, je größer sein Anteil an göttlichen Zwecken sei, hatte außerdem gegen Ende des Mittelalters einer milden Toleranzstimmung Vorschub geleistet, aber es waren nicht die Reformatoren, sondern Humanisten, die auf Grund ihrer Geschichtskennntnis gründlicher vergleichen gelernt hatten und der Gedankenfreiheit eine Gasse in die Welt bahnten. Nicht nur Christen sondern auch Juden und Türken werden in den Kreis der Betrachtung einbezogen. Die Überzeugung, daß die Gottheit in verschiedenen Religionen wirksam sei, hatte die „streng-supranaturale Betrachtung“ des Christentums erweicht zugunsten eines „theologischen Rationalismus“, als deren Begründer Erasmus zu gelten hat.²¹⁾ Es besteht kein Anlaß, zu glauben, daß der Freund Erasmus' von dieser humanistischen Toleranzstimmung unberührt war. Mag jedoch bei verschiedenen Humanisten auch eine der Zeit entsprechende, rein persönliche Indifferenz gegenüber theologischen Fragen dem Toleranzbegriff vorgearbeitet haben, für More trifft dies nicht zu. Die Humanitas hat als eigentliches Fundament seiner Toleranz zu gelten.²²⁾ Wenn auch im allgemeinen durch die Betonung des christlich-ethischen Zweckes des englischen Humanismus und durch das „Hervorkehren der im christlich-ethischen Sinne verwertbaren Züge antiken Denkens“ die gemeinschaftsbildende Kraft der humanistischen Idee größer als auf dem Kontinent zu veranschlagen ist, so darf man nicht verkennen, daß sich ihre Auswirkung nur auf eine soziologisch höher gestellte Bildungsschicht beschränkte und nicht in die Volksmassen eindrang. Die Tatsache, daß die Utopia nicht in der Muttersprache geschrieben war und in Löwen veröffentlicht wurde, beweist, daß sie sich nicht an das niedere Volk wenden wollte. Vieles, was in diesem liberalen Kreise als ungefährliche Plauderei betrachtet wurde, war nicht für alle Ohren bestimmt. Selbst bei Berücksichtigung des soziologischen Gesichtspunktes wäre es falsch, More eine formale traditionell-bedingte Kirchlichkeit als eine Art „Sozialmimik“ zuzuschreiben, innerhalb welcher er sich in einer völlig anderen geistigen Haltung bewegte. Man läßt sich in der Regel für einen kirchlichen Traditionalismus nicht den Kopf abschlagen. Aber warum sollte man nicht annehmen, daß ein Mann, der als Dxford-Reformer mit Colet den Haß gegen die Zerrissenheit der europäischen Christen teilte, aus einer inneren Neigung heraus ein Bild entwarf, in dem ein friedliches Nebeneinander aller Kulte einem edlen Menschen-

21) W. Dilthey, Weltanschauung und Analyse des Menschen seit Renaissance und Reform. Ges. Schr. 2 (29), 74. 22) M. Freund, Die Idee der Toleranz im Engl. d. gr. Revol. '27, 13.

tum besser entsprach, als das Gegeneinander innerhalb einer Kirche? Es galt zunächst, den Weg zur wahren Menschenwürde zu bahnen, in der menschliches Wesen rein und frei von jeder konfessionellen Begrenzung seine Erfüllung finden konnte. Das christliche Endziel verstand sich dabei gewissermaßen von selbst. Ist es nicht psychologisch verständlich, daß More bei der Übersteigerung seines Toleranzideals sich über Dogmen und Autoritätsglaube hinwegsetzte? Ohne etwa daran zu denken, nach einem Ersatz für die katholische Religion zu suchen, war er mit ihren Lehren in Konflikt geraten. Aber in demselben Augenblick, wo seine Überzeugung von außen den ersten Angriff erfuhr, wurde das Toleranzideal der Utopia als eine humanitäre Vision fallen gelassen. Dieser „Wandel“ hat nichts Unehrenhaftes für das Charakterbild Mores, wenn man seine Motive versteht. Die Aufgabe seines Idols war nicht der schnöde Prinzipienverrat eines Kompromißcharakters, sondern eine zeit- und psychologisch bedingte, emphatische Verlagerung seiner festverwurzelten religiösen Einstellung. More hatte die Utopia trotz seines Reformwillens in einer gewissen Unbekümmertheit geschrieben. Er hatte in diesem Zeitpunkt noch nicht ernstlich an eine Kirchenspaltung denken können, die schon ein Mann wie Martin Dorpius in weiser Voraussicht gefürchtet hatte. Erst durch die Angriffe Luthers, durch den Schrecken des Bauernaufstandes und das rasche Ausbreiten der Sekten wurde für ihn jene Kreuzzugspsychologie geschaffen, die ihn zum harten Kämpfer für unbedingten Autoritätsglauben machte.

Wenn man von politischen Rücksichten spricht, die More zur Bekämpfung der Häretiker veranlaßten, so können sich diese nur auf eine *Res publica Christiana* beziehen. Niemals war es ein Kampf aus Staatsraison im machiavellistischen Sinne. Sir Thomas More plädierte nicht für Toleranz „bis diese den Staat gefährden konnte“, sondern er gab seine duldsame Haltung auf, als die Einheit der Kirche gefährdet war und damit erst der Staat Schaden erleiden konnte. So wie More in der Utopia um des Menschen willen im „idealistischen Sinne“ mit der theokratischen Idee gebrochen hatte, so wurde sie von ihm wieder kraftvoll aufgegriffen, um seine Mitmenschen vor der ewigen Verdammnis zu retten. Nicht das juristische Recht eines politischen Konservatismus steht an erster Stelle, sondern ein durch Autoritätsglauben bedingtes Seelsorgs-„Recht“ auf Verantwortung für das Seelenheil des einzelnen. So konnte More selbst niemals den Kampf gegen die Häretiker als eine charakterliche Unbeständigkeit²³⁾ empfunden haben. More appelliert nicht an die nationalen, sondern zuerst an die religiösen Empfindungen im Volk. Es war ein Kampf „zwischen Wahrheit und Falschheit; . . . zwischen Gott und dem Teufel“²⁴⁾.

Wenn man Morus auf der einen Seite sogar imperialistische Gedankengänge zuschiebt, dann darf man nicht vergessen, daß More später gegen einen König kämpfte, der, indem er weltliche und kirchliche Macht verquickte, die sicherste Unterlage für eine Steigerung imperialistischer Tendenzen schuf. Daß für More der lebendige Gott nicht allein der englische Gott war, zeigt sein Gang zum

23) Sir J. Mackintosh, *Life of S. Th. More* (*Lives of Eminent British Statesmen* I ('31), 98.

24) „Apologie“ aD. 10. Ch., 53.

Schafott. Hier waren seinem Imperialismus Schranken gesetzt.²⁵⁾ Es war ihm unmöglich, sich von einem König ins politische Schlepptau nehmen zu lassen und sein Gewissen nach den Gesetzen eines Reiches zu richten, wenn diese Gesetze der ganzen Christenheit zuwider schienen. More war wohl als liberaler Humanist zum Verteidiger der Kirche geworden, aber niemals war der „Kanzler im Ministrantenrock“ fähig gewesen, politische Maßnahmen zu treffen, ohne zunächst nach dem übernatürlichen Hochziel zu fragen. Es ist unsinnig, das Charakterbild Mores und seine Staatsphilosophie einzig aus der Utopia erschließen zu wollen und mit vorgefaßter Meinung aus einem idealistischen Humanisten einen auf weite Sicht arbeitenden ehrgeizigen Politiker zu machen. Es ist gerade die Tragik Mores, daß er als „Heiliger und Humanist“ auf eine politische Ebene gedrängt wurde, die seinem inneren Wesen widersprach und ihn zum Schafott führen sollte. Für More, dessen Persönlichkeit gewiß nicht zuletzt durch seine heitere Veranlagung gewann, konnte aber das wahre Reich nicht von dieser Welt sein. Er hatte die Tiefen des Sündenbewußtseins und des Verworfenheitsgefühls durchgemessen. Das „Memorare novissima, et in aeternum non peccabis“ stand ihm ständig vor Augen.²⁶⁾ In realistischer Art weiß er die Strafen der Verdammnis zu schildern. Aber er kennt auch andererseits das Mittel, auf sicherem Wege in den Himmel zu kommen: Das ist der Glaube. Dieser zu Gott führende Glaube lebt aber nur in der einen Kirche der Märtyrer und Bekenner. Es ist die una sancta catholica, die allein die Verheißung trägt und Leben spenden kann. Ihr kann und muß der Christ blind gehorchen. Nur die römisch-katholische Kirche ist allein im Besitz der Wahrheit.²⁷⁾ Eine subjektive Heilserkenntnis scheidet gänzlich aus, da der Erlösungstod Christi am Kreuz als reale und objektive Tat universell für die Menschheit geschehen ist.

Die Herausstellung des Autoritätsglaubens Mores ist von zentraler Bedeutung für die Behandlung der Häretiker. Die göttliche Stiftung der sichtbaren Kirche und die Größe und der Wert der in ihr wirkenden Kräfte machen es für More genau wie für Augustinus zur Selbstverständlichkeit, daß Häresie zu den schwersten Verbrechen gegen Gott gehört. Der Verrat und Treubruch an Gott muß auf Erden genau wie Mord und andere Verbrechen geahndet werden. Kezerei, deren letzter Grund in der Superbia des Menschen zu suchen ist, verschließt aber nicht nur dem Häretiker und Schismatiker den Himmel, sondern gefährdet das Seelenheil, der in dem geistlich-weltlichen Reich vereinten Christen. Die katholische Religion war zugleich der fundamentale Rechtsboden der christlichen Gesellschaft. Wer sich anmaßte, seine Stimme gegen die Lehre der sichtbaren Kirche zu erheben, gefährdete damit den Bestand der christlichen Gesellschaftsordnung. Häresie war

25) H. Duden, Die „Utopia“ des Th. Mores und das Machtproblem in der Staatslehre. Sitzber. d. Heidelb. Akad. '22, 20, vgl. die Zurückweisung R. W. Chambers, The Saga . . . aD. 212 und D. Wendemann, Staats- und Sozialauffassung des Th. Mores, Berliner Diss. '28.

26) Engl. Works of Sir Th. More aD. I The Four Last Things 467/471.

27) „Dialogue“ aD. vol. II, 2. Book, 2. Ch., 134; 4. Book, 18. Ch., 322; 4. Book, 16. Ch., 312; 3. Book, 1. Ch., 179.

somit ein „Crimen publicum“, das den Frieden des Staates verletzete, und nichts war dem gerechten Sinn More's mehr verhaßt als Unordnung und Zügellosigkeit. So ergibt sich als erste Pflicht: die Menschheit vor dem Verlust ihres Seelenheiles zu schützen. Von der Festigkeit im Glauben leiten sich naturgemäß Friede, Ruhe und Sicherheit des Reiches ab. Nachdem More in der Apology 47 Kapitel (von 50) dazu verwendet hat, um von dem seelischen und körperlichen Schaden jeglicher Häresie zu sprechen, bleiben ihm nur wenige Worte, um auf die Staatsgefährlichkeit der Häretiker hinzuweisen. Ein Diskutieren scheidet schon von vornherein aus. So wie Hieronymus dazu rät „das faulende Fleisch abzuschneiden und das räudige Tier aus dem Schafstall zu vertreiben, damit nicht die ganze Herde verderbt werde“, empfiehlt More, das Karbunkel glatt herauszuschneiden, um nicht die Gesunden zu infizieren. Der oft zitierte Satz: „Was die Ketzer betrifft, so hasse ich ihre Irrtümer, nicht ihre Personen. Ich wünsche, jene würden vernichtet, diese verschont“²⁸⁾, ist eine Erweiterung des augustini'schen Ausspruches: „Dilige hominem, oderis vitium“. Wie sollte man aber die Laster hassen und ihre Personen schonen, wenn Paulus lehrt, man solle den Menschen dem Teufel zur Vernichtung des Fleisches übergeben, einmal zur Rettung des Geistes am Tage des Herrn und zur Abschreckung der Lasterer?

Wenn es aber gilt, die von Gott gesetzte heilige Ordnung gegen die Ketzer zu verteidigen, dann muß man aufrufen zum „bellum iustum“, um die Zerstörer des wahren Friedens schlagartig ohne Kompromisse zu vernichten. More empfiehlt das, was Augustinus und Hieronymus und andere heilige Väter vor ihm getan haben, wenn der christlichen Pax Gefahr drohte.²⁹⁾ Die staatliche Obrigkeit war mit ihrem Gewissen verpflichtet, der Kirche ihren Arm zu leihen, um das Volk vor Aufruhr zu bewahren und den Zustand der Harmonie, des inneren und äußeren Gleichgewichtes wiederherzustellen. Es war nicht die Unduldsamkeit eines Staatsmannes, der je nach der politischen Möglichkeit und Unmöglichkeit Toleranz oder Verfolgung empfahl, sondern der für Gott geführte Kampf eines Menschen, der die Welt allein als Heils- und Erlösungsprozeß verstand. More würde auch dann nicht aufgehört haben, Ketzer zu bekämpfen, wenn Sekten in einem starken innerlich und äußerlich gefestigten Staat sozial und politisch als ungefährlich erschienen wären.

So hatte das ohne revolutionäre Absicht, aber als lebendige Sehnsucht vorgetragene Toleranzideal der Utopia in dem in More fest verankerten dogmatischen Grundprinzip die Grenzen seiner Verwirklichung gefunden. Immer wird dem nicht bis zum innersten religiösen Bewußtsein vordringenden „sachlichen“ Beurteiler der More der Utopia und des Dialogue als ein psychologisches Rätsel erscheinen. Der Gläubige aber wird in dem Sterben die Folgerichtigkeit eines für ein höchstes Ziel begonnenen Lebens sehen, dessen Erfüllung weder durch ein utopisches Zwischenspiel noch durch die machiavellistische Staatskunst eines absoluten Herrschers gehindert werden konnte.

28) „Apology“ aD. 49. Ch., 190.

29) F. Hergenröther, Katholische Kirche und katholischer Staat. Herder 1872, 550.

Ganzheit und Struktur.

Von

Ellen Hönninger.

„Ganzheit und Struktur“ heißt die vor kurzem abgeschlossene dreibändige Krueger-Festschrift.¹⁾ Ihr wird in der Entwicklung der neueren deutschen Psychologie und Philosophie (ganz abgesehen von den in ihr vereinigten beachtlichen Einzelarbeiten) besondere Bedeutung zukommen, weil ihr Sinngehalt weitverzweigte, den engeren Leipziger Arbeitskreis übergreifende Bemühungen der deutschen Gegenwart unzweideutig zum Ausdruck bringt: unteilbares Ganzsein und Ganzwerden in der Zeit, gegliedertes Miteinander („Gemeinschaft“!), erlebbare Wirklichkeit sollen wissenschaftlich gegründet werden auf dispositives Sein, auf strukturell Überdauerndes, auf denknotwendige Bedingungenszusammenhänge, die das Erfahrbare mit dem Metaphysischen verbinden und sich als wirksam und wirklich erweisen, ohne formalistisch ableitbar zu sein. Mit zunehmend gründlicher Forschung zeigt sich der Krueger'sche Strukturbegriff als „wirksam und wirklich“ in diesem Sinne: er vermag die Gegenständlichkeit des lebendigen Seins (an der schon so manche bloße „Konstruktion“ oder sog. „Arbeitshypothese“ gescheitert ist) in sich aufzunehmen, er wird der Entwicklungsfähigkeit des „Existierenden seelischer Art (Krueger)“ gerecht, er umfaßt dessen Erdgebundenheit und zugleich dessen Wertgerichtetheit. Der metaphysisch bedeutsame Strukturbegriff wird sich überall als fruchtbar erweisen, wo man um die Erkenntnis lebendigen Seins ringt.

Die letzten Jahre haben der von Krueger schon seit Jahrzehnten vertretenen Auffassung des psychischen Tatbestandes der Gemeinschaft, und damit einem Kernstück der Strukturpsychologie, zur Anerkennung verholfen. Es gibt bislang keine andere wissenschaftliche Begriffsbildung²⁾, die ein Verständnis der Gemeinschaftserlebnisse im gleichen Maße ermöglichte wie sie. Die Sprache Kruegers, die vor acht oder zehn Jahren nur einige wenige verstehen wollten, gilt heute innerhalb der Psychologie als die einzig mögliche, wenn man wissenschaftlich überhaupt etwas sagen will über das Gemeinschaftsproblem. Psychologie — bisher doch vorwiegend Angelegenheit eines engeren Kreises von Spezialisten — erhält in Kruegers Werk, durch die Ausrichtung auf diesen Gegenstand, nicht nur eine außerordentliche Vertiefung, sondern zugleich eine bedeutsame Steigerung ihrer öffentlichen Wirkung. — Derartige Gedanken drängen sich auf, wenn man sich klar macht, an welcher historisch bedeutsamer Stelle die Krueger-Festschrift steht. Inhaltlich bietet sie in sich geschlossene, systematische und zugleich anschauliche Gestaltungen des Themas. Die Darstellungen werden der Tiefe

1) Ganzheit und Struktur. Festschr. 3. 60. Geburtstage F. Kruegers. Hrsg. v. D. Klemm, H. Volkelt, K. Graf von Dürckheim-Montmartin. Wzn., Weck '34/35. 3 Teile in 1 Bd. 24.—

2) Vgl. Krueger, F., Psychologie der Gemeinschaft. Rede 3. Eröffnung des 14. Kongr. d. Deutsch. Ges. f. Psych. in Tübingen 1934. Jena, Fischer '34.

des Gedankens gerecht und tragen doch zugleich den taufrischen Hauch erlebter Wirklichkeit.

Der Band „Wege zur Ganzheitspsychologie“ enthält eindrucksvolle Proben der wissenschaftlichen Forschungsarbeit aus dem von Krueger persönlich inspirierten Leipziger Psychologentreis und eine programmatische Einleitung von Hans Volkelt, die zugleich die bisherigen Ergebnisse der Arbeiten am Psychologischen Institut der Universität Leipzig in den Hauptzügen charakterisiert. Teil 2 und 3 der Festschrift (mit den stark ineinander greifenden Themen „Seelische Strukturen“ und „Geistige Strukturen“) vereinigen Beiträge namhafter deutscher Forscher der Geistes- und Naturwissenschaften, die sich der Kruegerschen Ganzheits- und Strukturlehre, darüber hinaus seiner weltanschaulichen, zutiefst deutschen Haltung verbunden fühlen.

Hans Volkelt beginnt die Festschrift mit einer Abhandlung über „Grundbegriffe“, historisch und systematisch betrachtet. Vorwiegend im Anschluß an seinen Beitrag soll hier ein Überblick über die inneren Antriebe und Ziele der Kruegerschen Psychologie gegeben werden mit gelegentlichen Hinweisen auf die übrigen Aufsätze der Festschrift. Ohne sich lange bei erkenntnistheoretischen Erörterungen aufzuhalten, steuert Volkelt auf den Problemkreis zu, der sich aus der psychologischen Erfahrung ergeben hat, und rechtfertigt die strukturalistische Methode aus den Leistungen der Leipziger Schule. So erhellt der Sinn ganzheitspsychologischer „Begriffe“ an evidenten Ergebnissen tiefgründiger Forschungsarbeit. Empirische Einzelerfahrungen werden eingegliedert in ein Gedankengefüge, das dem Aufbau der seelischen Wirklichkeit bis in seine dauernden dispositionellen Grundlagen hinein gerecht wird und die überindividuellen seelischen Strukturen gebührend betont.

Der erste Grundgedanke der Ganzheitspsychologie ist, daß alle seelischen Bestände unzusammengesetzt sind. Diese These hatte sich früher gegen die Vorherrschaft der sog. „Elementenpsychologie“ durchzusetzen; rasch siegte die neue Erkenntnis, weil leicht einzusehen war, daß Elemente überhaupt nichts Erlebbares, sondern nur Gedachtes sind; z. B. ist für uns Menschen „cis“ ein Ton, niemals eine Summe von einer bestimmten Anzahl Schwingungen pro Sekunde, ebenso wenig, wie wir im weißen Licht eine Mischung von verschiedenen Farben erleben. Schwerer war es, das Vorurteil von der Zusammengesetztheit des Erlebens aus „psychischen Faktoren“ zu überwinden, weil das analysierende Bewußtsein allerdings Identisches aus verschiedenen Erlebnissen heraus Schälen kann: man denke an Farb- oder Tastgegebenheiten, Geräusche usw., die verschiedenen „Trägern“ zugeordnet werden können. Erlebnismäßig primär ist auch hier nicht die isolierte Teilwahrnehmung, sondern das Ganze; man weiß ja aus Erfahrung, daß bekannte Gerüche, Tonfolgen usw. immer das Ganze einer bestimmten Blume, eines bestimmten Liedes im Erlebnis hervorrufen; sie erwecken vielleicht zunächst nicht einmal solche selbständigen Gestalten, sondern diffuse Erinnerungen, man sagt etwa: „hier riecht es nach Ferien“, erst nachträglich besinnt man sich, daß es nach Heu riecht, und schließlich gewahrt man,

daß der Geruch aus einer Essenzflasche kam; daraufhin findet man dann, daß es eigentlich fade röche. Wo bleiben da die konstanten Aufbauelemente der Geruchswahrnehmung, an die man früher irrtümlich glaubte?

Man darf sehr wohl von vergleichbaren Zügen, Seiten, Färbungen an Erlebtem sprechen (alles dies bezeichnet hochganzheitliche Qualitäten) oder auch von „Momenten“ des Psychisch-Gehabten (mit diesen sind Zergliederungslichkeiten gemeint), nur muß man sich hüten vor der falschen Vorstellung von ding-analoger Zusammengesetztheit des seelischen Bestandes aus isolierten Teilen mit konstanten Merkmalen.

Wahrhaft gefährlich konnte die „analytische“ Auffassungsrichtung werden, wo sie, des instinktiven oder gefühlsmäßigen Erlebens vergessend, in Gemeinschaften nur Summe von Personen sah und die „Gruppen-Seele“ ignorierte oder falsch beurteilte, falsch behandelte und falsch wertete.

Die Leipziger Schule verdankt wesentliche Einsichten der Tatsache, daß sie nicht einseitig, wie es bis vor kurzem üblich war, auf die Erforschung optischer Gegenstandswahrnehmung sich beschränkte, die allerdings beim erwachsenen intellektuellen Kulturmenschen als eine Art des distanzierenden Erlebens — zum mindesten im Bewußtsein — stark dominiert (vgl. U. Rüssels in der Festschrift veröffentlichten Forschungsergebnisse!). Der Kreis Kruegers achtete auf alle Erlebensbestände (z. B. auch auf taktil-motorische Gestalten); auch das Wesen sukzessiv erlebter Ganzheiten (z. B. Rhythmus und Melodie, Bewegungsgestalten, Gefühlsverläufe) erschloß man hier experimentell. Mit den dabei gewonnenen Einblicken kam man an die zentraleren Schichten des Menschseins heran, denn „leben“ bedeutet recht eigentlich ganz/sein und ganz/werden in der Zeit.

Mit dem Vordringen in verschiedene Richtungen des Erfahrbaren und mit dem Vergleich der Forschungsergebnisse gewann man Einsicht in den Zusammenhang der verschiedenen Erlebnisbereiche und in die Bedeutung ihrer Eigenart für die „Gesamtgestalt des Seelischen“, die im individuellen Charakter nicht ihre einzige erfahrbare Form gewinnt: auch in übergreifenden Ganzen ist sie faßbar. Volkelt gibt dem Grundgedanken der Ganzheitspsychologie noch eine metaphysische Wendung, indem er — wenn ich recht verstehe — die jeweils „umfassenderen Ganzen“ (Familie — Volk — Gott) als die „ganzeren Ganzen“ darstellen will. Eine solche Entwicklungsreihe soll aber wohl nicht geradlinig gedacht werden, sonst wäre die Auslassung des Zwischengliedes „Menschheit“ nur ein Zufall; aber Volkelt übergeht wohl absichtlich diesen Begriff in seiner Darstellung des Weges zum Absoluten, weil er in „Menschheit“ keinen prägnanten Fall gegliederter Ganzheit erblickt.

Schon hier wird deutlich, daß man die notwendigen philosophischen und metaphysischen Konsequenzen der Ganzheits- und Entwicklungspsychologie niemals schematisch durch Generalisieren empirisch gewonnener Ergebnisse finden kann. Denn so würde man zu einem von Kruegers Schule scharf bekämpften Spintisieren kommen, das schließlich von seinen eigenen Ergebnissen schwindlig wird. Auf jeder weiteren Stufe der psychologischen und philosophischen Forschung

ist wieder die volle Gestaltungsmacht eines verantwortungsbewußten Denkers notwendig. Gefährlich sind auch die vereinfachenden und verbildlichenden populären Termini, wie „Ober- und Unterbewußtsein“, „Gedächtnisinhalt“ usw. Eine solche Redeweise hat z. B. lange Zeit gehindert, darauf zu achten, wie das Gedächtnis mit Erfahrung, Gefühl und Willensleben verbunden ist (Konsequenzen für den Unterricht!), wie es sich, als Disposition, entwickelt und dabei vital Nebenfächliches dauernd ausscheidet.

Eine Rückschau auf die Entwicklung der Ganzheitspsychologie dient in der ersten Abhandlung der Festschrift dazu, das Wesen dieser Wissenschaft auch nach ihrer Herkunft zu erhellen und ihre Verbundenheit mit der spekulativen Philosophie (seit der deutschen Mystik!), sowie mit den Naturwissenschaften und der naturwissenschaftlichen Philosophie (Fechner, Wundt!) zum Bewußtsein zu bringen. Auch ihre Begegnung mit den verstehenden Geisteswissenschaften (Spranger!) und der Kunst (Dilthey, Döbereiner) wird als entwicklungsnotwendig begriffen, so wie es andererseits für die Psychologie ja auch wesensnotwendig ist, am gesamten seelischen Leben der Volks- und Kulturgemeinschaft teilzuhaben. Die Geschichte ihrer Wissenschaft sollte von den Ganzheitspsychologen öfter zum Gegenstand ihrer Forschung gemacht werden!

Volkelt zeigt, wie Krueger den Cornelius'schen Begriff der „Gestaltqualität“ verarbeitet hat und an ihm das Wesen der „Ganzqualität“ schaute, die sehr verschiedene, durchaus nicht nur gestaltete seelische Bestände charakterisieren kann. Cornelius' Aufmerken auf das Gefühl als Erlebnis ist Auftakt zu Krueger's Vorstoß in die zentralsten Gebiete des Psychischen; ihm erschloß sich das Wesen der Gefühle:³⁾ sie sind nicht nur höchst signifikative Arten des Erlebens und nicht nur vital bedeutsam für den Menschen, nicht nur genetisch primär und doch hoch entwickelbar, sondern vor allem für jede Art tief bewegender, folgenreich sich auswirkender Erlebnisse geradezu konstitutiv, auch im Erleben und Leben der Familien, Sippen, Stämme und Völker.

Die Methode, mit der diese Ergebnisse gewonnen wurden, ist der Kunst der Selbstbeobachtung und der ganzheitsgetreuen Beschreibung von Theodor Lipps zutiefst verpflichtet. Das Experiment (von Krueger über Wundt hinaus immer mehr verfeinert und den zentraleren Erlebnis-schichten angepaßt) wurde planmäßig mit den genannten Methoden verbunden und förderte Erkenntnisse zutage, die unerperimentellen Methoden bis dahin verschlossen geblieben waren (vgl. Sanders Versuche über die Aktualgenese!).

Krueger beschränkte sich nicht auf Untersuchung des Seelenlebens erwachsener Kulturmenschen: er wendete den Begriff der Ganzheit auf Wundt's völkerpsychologische Feststellungen an; Renner (wie Bruno Gutmann⁴⁾) bestätigten,

3) Krueger, F., Das Wesen der Gefühle. Entwurf e. system. Theorie. 3./4. Aufl. 8pg. '30 (Sonderdr. aus: Arch. f. d. ges. Psychol. LXV, '28).

4) Gutmann, B., Das Recht der Dschagga. Mit Nachwort von F. Krueger, Zur Entwicklungspsychologie des Rechts. Mün., Beck '26; ders., Die Stammeslehren der Dschagga I. Mit Vorwort v. F. Krueger. Mün., Beck '32.

aus ihrer Erfahrung mit Primitiven, Kruegers Lehre vom genetischen und funktionalen Primat der Ganzqualitäten im Erleben; sodann fanden Kinder- und Tierpsychologie (trotz anfänglicher Bedenken Wundts) eine dauernde Pflegestätte in dem Leipziger Institut und machten rasche Fortschritte, nachdem einmal die Bedeutsamkeit gefühlsartiger, alles übergreifender Komplexqualitäten für das Seelenleben unintellektueller Lebewesen erkannt war und dadurch das Verständnis für das Verhalten sprachfreier Entwicklungsstufen gefördert wurde.

Volkelt bildete eine erfolgreiche Methodik des Experimentierens mit Kindern aus, erfolgreich besonders, weil sie das Experiment „kindgemäß“ gestaltete, z. B. die taktil motorischen Ganzqualitäten des wahrzunehmenden Gegenstandes wirksam werden ließ.

Die rein psychologischen Einsichten wurden rasch der Pädagogik durch Volkelt nutzbar gemacht; ihr Einfluß reicht heute von der Kleinkinderziehung bis zur planvollen Volkserziehung. Diesen ganzen Problemkreis hat Volkelt bescheiden im Hintergrund gehalten. Er verdient die besondere Beachtung der Lehrerschaft.

Nach der entwicklungsgeschichtlichen Betrachtung der Arbeit Kruegers und seiner Anhänger folgt ein streng logischer Aufbau der ganzheitspsychologischen „Grundbegriffe“. In seinen präzisen Formulierungen sagt Volkelt gewiß auch den Kennern der Psychologie Neues: Das psychische Insgesamt umschließt nicht nur den (derzeitigen) Erlebnisbestand, sondern vor allem auch die dispositionellen Bestände des Seelischen, obwohl diese nicht direkt in dem Sinne erfahrbar sind, wie etwa plötzliche Freude beobachtet oder eine Wahrnehmungsleistung gemessen werden kann. Die Dispositionen und die noch grundlegendere Strukturen des Menschen, der Gemeinschaften, des Volkes, enthalten vieles der Möglichkeit nach, was nie in Erscheinung tritt; trotzdem sind sie wirksam und wirklich; sie erweisen sich in dem Erfahrbaren, das sie selbst nicht sind; sie müssen als beharrliche Bedingungen alles in Erscheinung-Tretenden angenommen werden, wenn wir es verstehen wollen. Der Strukturbegriff in der Psychologie ist keine abstrakte „Arbeitshypothese“, denn auch das vorwissenschaftliche Verstehen von Menschen untereinander wäre ohne die naive Voraussetzung von Strukturellem in der Seele gar nicht möglich. Verschiedene Grade der Gewißheit, die bis zum Zweifel führen, kann es überhaupt nur in Hinsicht auf die Erkennbarkeit der Artung einer bestimmten Struktur geben. Ein Beispiel: Zwei Menschen versprechen sich, daß sie Sommer übers Jahr eine gemeinsame Wanderung unternehmen wollen. Dabei ist jeder von beiden, unreflektiert, davon überzeugt, daß seine „Anlage“ ihn physisch zur Leistung des Wanderns, psychisch zur Leistung des Versprechens befähigt, und daß bei dem Partner das selbe vorausgesetzt werden kann. Möglich ist es, daß der eine dieser Menschen die Lust am Wandern verliert, sein Versprechen aber trotzdem hält, oder aber die Wanderfreude behält, jedoch sein Versprechen bricht, weil er lieber mit einem anderen die Tour machen möchte; seine Struktur entbehrt im ersten Falle der Stetigkeit der Strebungen, im zweiten Falle der persönlichen Zuverlässigkeit, die man in kleinsten wie in größten Gemeinschaften voraussetzt (man kann sich

aber in der seelischen Artung eines Menschen täuschen). Wenn gar er zugleich den Geschmack am Laufen verliert und das Gefühl des Verpflichtetseins abstreift, womöglich die ganze Abmachung vergift, so ist er eben „kein Charakter“, d. h. seine Struktur hätte erkannt werden müssen als die eines „absolut unzuverlässigen Menschen“; diese Struktur wird er behalten, man „kann immer mit Unzuverlässigkeit bei ihm rechnen“.

So leidenschaftlich sich der Arbeitskreis Kruegers um die Erforschung der Ganzheit des Erlebens und der Seele selbst bemüht, so aufgeschlossen ist er für die hohe Bedeutung der Gegensätzlichkeit⁵⁾ im psychischen Leben des Einzelnen und der Gemeinschaft, ganz besonders bei germanischen Völkern. Man kann annehmen, daß die Leipziger Psychologenschule das Erlebnis des Gegensatzes ohne weiteres für ein gegliedertes und hochwertiges erachtet: hier tritt der Mensch aus dem schlichten ein- oder vielmehr undimensionalen vegetativen Sein heraus in den vieldimensionalen Lebensraum; Möglichkeiten erschließen sich ihm, die er zuvor nicht kannte, und die er gar nicht alle zu verwirklichen vermag, die aber ausnahmslos in strukturbedingten Zusammenhängen stehen.

Krueger meint mit der „tiefen Gegensätzlichkeit des Fühlens“ einen Dauerzustand inneren Lebens, eine fruchtbare Spannung innerhalb des seelischen Gefüges (also nicht nur das „Entweder—Oder“-Erlebnis in der „existenziellen Situation“). So erlebt der Mensch etwa Haß und Liebe zugleich gegenüber einer Persönlichkeit, die ihm als Freund nahe steht, aber als Feind seiner Familie auch sein eigener Feind ist. Um in solchen Konflikten Haltung zu gewinnen und zu bewahren („Entscheidung“ ist dazu nicht immer nötig), bedarf es einer Tiefe des Fühlens, die der Vielschichtigkeit des Erlebens analog ist. Die Gefühlstiefe nimmt mit der Dauer des Erlebnisses zu und bleibt als unverlierbarer Persönlichkeitswert erhalten.

Worin zeigt sich Tiefe des Fühlens? Dessen Intensität allein bezeugt noch nicht ein tiefes Erleben; z. B. ist der Kummer von Kindern sehr oft intensiv, sehr selten tief. Tief ist nur das, was in überdauerndes strukturelles Sein eingreift.

Die Gesamtstruktur des Menschen ist psycho-physisch.⁶⁾ Auf ihr baut sich ein Gefüge von Einzeldispositionen auf, in denen die besonderen Leistungsarten wurzeln, z. B. Gedächtnis, künstlerische Gestaltungskraft, Denken usw. Besonders kennzeichnend für den Charakter sind gewisse dispositionelle Gefüge, die auf alle übrigen Leistungsarten Einfluß haben, wie z. B. der (von Döbereiner so genannte) Wertkosmos. Werterleben und Wertungen sind innig verbunden mit der Gesamtstruktur des Menschen, mit der Tradition, aus der er stammt, und mit der Kultur der Gemeinschaft, in der er lebt. Der innerste Seelenkern wird von wertbetonten Erlebnissen berührt, von gänzlich wertfreien (auch auf dem Gebiete der Kunst, des Denkens usw.) wird nur die Oberfläche des Menschseins gestreift.

5) Vgl. Krueger, F., Die Tiefendimension und die Gegensätzlichkeit des Gefühlslebens. 2. Aufl. '31.

6) Vgl. die weittragenden Untersuchungen von D. Klemm über „Leistung“ und von J. Rudert über „Wille“ in der Krueger-Festschrift.

Klare Abgrenzung psychologischer von philosophischer Begriffsbildung vollzieht Volkelt, wenn er „Struktur“ gegen die sog. „Prinzipien“ des psychischen Auffassens und Gestaltens, auf der anderen Seite gegen die Kategorienlehre absetzt und einen dynamischen Seelenbegriff entwickelt; aus Hans Freyers Abhandlung in einem späteren Teile der Festschrift sieht man, daß auch die Idee „Volk“ sich der psychologischen Begriffsbildung eingliedert: „das, was dauert in den strukturellen Dauerformen, ist zutiefst nicht Inhalt, sondern Richtung.“ Wir wissen aus anderen Arbeiten der Schule Kruegers, daß Struktur — als „Existierendes seelischer Art“ — zugleich Gestalt ist, und daß immer schon festgelegt ist, wie weit ein Mensch in jeder der Richtungen kommt, in denen sein Seelenleben sich entwickeln kann und soll. So wenig Struktur sich in einmaligen seelischen Akten erschöpft, so wenig ist sie identisch mit „Actus purus“, dem empirisch nie ganz verwirklichten Urbild aller psychischen Dynamis. In dem Kruegerschen Strukturbegriff ist vielmehr Erdennahes inbegriffen (Gegensatz zu Kants intelligiblem Charakter und seinen Nachwirkungen bei Schopenhauer und Pfänder, hingegen Fortsetzung des Herderschen Seelenbegriffs!); so gehört z. B. zur Struktur eines Menschen die psycho-physisch bedeutsame Tatsache seiner Abstammung, sogar die seiner Erziehung, sofern sie ihn innerlich in einen Lebenskreis hineingebildet und nicht nur Außerliches aufgepfropft hat.

Die Leipziger Schule beachtet also gebührend die empirischen Bedingungs- zusammenhänge menschlichen Wesens, sie weist aber mit gutem Grunde die Ansicht zurück, daß Seelisches von außen her in mechanistischer Weise beeinflusst werden könne. Auch kein im außerseelischen verankertes System von „Mitteln und Zwecken“ (ebensowenig von „Zielen und Wollungen“) vermag psychisches Leben wahrhaft zu erklären, denn rein qualitative Gerichtetheiten der Seele werden wirksam auch ohne (bewußte oder unbewußte) Zielvorstellungen. Nicht nur im Kindesalter fehlen diese häufig, sondern ebensooft bei Erwachsenen, besonders, wenn sie gefühlbewegt sind: man beobachte z. B. die Haltung und das Handeln von Gliedern politisch erregter Gemeinschaften.

Man darf annehmen, daß für Volkelt „zielfrei wirkende Kräfte“ sukzessiv gestalten sind, nicht etwa wirre, irrende Triebhaftigkeit. Nur so kann es verständlich erscheinen, daß er eine „Typologie der Strukturen“ fordert und für möglich hält, daß er von Graden der Strukturiertheit spricht und von qualitativen Unterschieden in Hinsicht auf Tiefe, Fülle, Lebendigkeit, Entwicklungsfähigkeit und Dauer. Eine solche Strukturentypologie⁷⁾ würde, als Wissenschaft vom Lebendigen, wohl ebenso vielschichtig sein müssen wie ihr Gegenstand, und sie dürfte sich von keinem „ordnungsmonistischen“ Ideal verleiten lassen, der Spekulation anheimzufallen.

Wäre eine solche Typologie der Strukturen nur eine Angelegenheit der Wissenschaft vom Menschen? Mehrfach streift der Entwicklungspsychologe die

7) Zu ihr tragen in besonderem Maße bei die Arbeiten über „Leistung“ (von D. Klemm), über „Typus“ (von A. Erhardt), über „Gefühl“ (von E. Wartegg) und über „Musik“ (von A. Bellef).

Frage, ob Struktur, so, wie wir sie als Kern menschlich-psychischen Seins ansehen, auch für anderes Lebendige charakteristisch sei. Es scheint, daß Kruegers Schule diese Frage, äußerer und innerer Erfahrung gemäß, bejahen muß. Das für Kruegers Arbeiten so entscheidende Problem der Struktur steht auch im Mittelpunkt der Beiträge von Spranger und Litt. Sie entdecken neue wesentliche Seiten des Tatbestandes und tragen dadurch bei, ihn plastischer hervortreten zu lassen. Spranger geht davon aus, daß die produktive Einbildungskraft (vom einfachen räumlichen „Vorstellen“ bis zum intuitiven Erfassen seelisch-geistiger Situationen) wunderbarerweise immer dann „richtig“, d. h. übereinstimmend mit der Wirklichkeit, sei, wenn sie in dem Erlebnisraum bleibt, in dem einheitliche objektive Gestaltungsprinzipien wirksam sind, die das persönlich Erfahrene und Erfahrbare weit übergreifen. Objektive Strukturen im Sinne Sprangers können z. B. den deutschen Historiker des XX. Jahrh. in einem vielleicht des Kontrastes bewußten Verstehen mit Luther verbinden, während es für ihn kein „geistiges Band“ zu einem Zeitgenossen japanischer Rasse gibt, selbst wenn dieser zur Zeit in Europa lebt, ein Berufsgenosse ist usw. Der ethische Wert der Psychologie liegt für Spranger in dem Bemühen um die Erkenntnis und Teilhabe an jenen objektiven Strukturen, mittels derer und in denen Menschen sich selbst oder gegenseitig erkennen. Sprangers Beispiele stammen aus der Geschichtswissenschaft, in der es gilt, Ursachen für das Werden von „Situationsstrukturen“ zu entdecken. Auch in der psychologischen Typologie erforscht Spranger diejenigen innerseelischen Strukturen, die sich aus der Lage eines Menschen, nah oder fern von bestimmten Wertzielen, ergeben. Die Entwicklungspsychologie hingegen fragt: wie kam er in diese Lage? Und die allgemeine Psychologie will ergründen, was an Gesetzmäßigkeit aus einem individuell verstehbaren Einzelfall (einschließlich seiner Bedingungen und seiner Folgen) hervorleuchtet.

Das Verstehen der Geschichte und das Verstehen des „Du“ fordert zwar die Anerkennung von Strukturen, die den Forscher und sein Objekt übergreifen, bindet ihn aber weltanschaulich nicht so stark, wie die Voraussetzung durchgängiger Strukturgesetzmäßigkeit überhaupt. Mit Sprangers Methode kann man sich daher seinem Erkenntnisobjekt gut anpassen und ist mit dem „Verstehen“ nicht an den jeweiligen Stand des Wissens um Strukturgesetzmäßigkeit gebunden.

Theodor Litt's Forschung richtet sich wieder mehr im Kruegerschen Sinne (und im Anschluß an Hegel) auf die Feststellung von allgemeiner Strukturgesetzmäßigkeit. Er sieht sie aber in der Abfolge bestimmter, historisch wirklicher Gestaltungen (jede von absolut eigenartigem Gepräge), während Kruegers Schule „Struktur“ als „ἀρχή“ sucht, die in allen lebendigen Gestaltungen mehr oder minder reich entwickelt sich manifestiert.

In dieser Schule wird man den letzten Konsequenzen der in langjähriger Arbeit klar herausgearbeiteten psychologischen Grunderkenntnisse nicht ausweichen, auch wenn sie latente Gegensätze zu manchen anderen weltanschaulichen Überzeugungen oder wissenschaftlichen Meinungen verdeutlichen. Die Zustimmung

zur Strukturpsychologie Kruegers soll nicht mit Verschwommenheit ihrer Lehren erkaufte werden; dem aber, der sie denkend durchdringt, bietet sie ein Weltbild von heutzutage seltener Geschlossenheit, an dessen Aufbau wissenschaftliche Erkenntnis, tiefes Gefühl und Wertgerichtetheit gleichermaßen mitgewirkt haben.

In den verschiedenen Abhandlungen der Festschrift findet dieses einen reichen und lebendigen Ausdruck. Wenn man die im einzelnen so verschiedenartigen Beiträge als Dokumente zu der Geschichte des Strukturbegriffes betrachtet, zeigt sich, wie fest und tief eingewurzelt dieser heute schon in das gesamte wissenschaftliche Leben ist; zugleich ist er hoch hinaufgewachsen, verbindet die Ergebnisse der Einzelwissenschaften, die früher isoliert dastanden, und krönt sie durch eine aus der Fülle schöpfende Deutung.

Hans Naumann und Wolfram von Eschenbach.

Die in unserem Eingangsaufsatz zusammengefaßten, in den „Neuen Jahrbüchern“ seit 1934 vertretenen Anschauungen besonders zur mittelalterlichen Dichtungsgeschichte sind nicht unbeachtet geblieben: In dem neuesten Buch des großen Literaturhistorikers Hans Naumann „Der Staufische Ritter“¹⁾ finden wir unsere Erkenntnis wieder, daß Wolframs „Parzival“ das Hohelied des staufischen Kaisertums darstellt. Wir freuen uns darüber, und zwar um so mehr, als die früheren Veröffentlichungen dieses Gelehrten nicht vermuten ließen, daß er zu dieser Einsicht werde vordringen können. Andererseits aber sind wir wenig davon erbaut, Erkenntnisse, die sich noch im Stadium der Durchforschung befinden, hier wie fertige Formeln vom Katheder verkündet zu sehen, zumal wenn die Folgerungen keineswegs aus ihnen gezogen werden, die sich für jeden tieferen Sachkenner zwangsläufig aus ihnen ergeben. Naumann glaubt, mit den Erkenntnissen, die wir ausschließlich dem aufrüttelnden Erlebnis der nationalsozialistischen Revolution verdanken²⁾ und die, wie wir in einer ganzen Reihe von Veröffentlichungen darlegen konnten, das Bild der mittelhochdeutschen Dichtung grundlegend umgestalten, seine Studien zur „Höfischen Kultur“ von 1929 „abrunden“ und „ergänzen“ zu können, ohne zu bemerken, daß diese Studien damit endgültig in die Geschichte der Literaturgeschichte eingegangen sind. Daran vermag auch die Anmerkung nichts zu ändern, die der Gelehrte zu diesem wichtigen Kapitel seines neuen Buches macht. Sie lautet (S. 147): „Erste Skizze dieses Kapitels siehe Mitteilungen der deutschen Akademie, 1935, S. 549 ff. — Fr. Knorr, Wolframs ‚Parzival‘ und die deutsche Reichsidee, Zeitschrift für Deutsche Kunde 50, 1936, S. 160 ff.“ Denn geht man diesen Angaben nach, so findet man in den „Mitt. d. dt. Akad.“ einen Aufsatz N.s., der die längst bekannten Beziehungen Walthers zur Politik seiner Zeit darlegt, ohne auf Wolfram irgendwie einzugehen. Soweit das besagte Kapitel seines neuen Buches sich mit Wolfram befaßt, ist diese Quellenangabe also etwas großzügig. Andererseits aber entdeckt man in dem angeführten Aufsatz von Knorr den nötigen Hinweis auf den für diese Fragen grundlegenden Aufsatz desselben Knorr in den „Neuen Jahrbüchern“ von 1934. Die neue Auslegung der hochmittelalterlichen Dichtung hat also bereits in den „Neuen Jahrbüchern“ zu einem Zeitpunkt begonnen, den Prof. N. seinen Lesern verschweigt, und die

1) Leipzig, Bibliographisches Institut 1936.

2) Vgl. den Aufsatz N. Jb. 1935, 14.

„Höfische Kultur“ war Geschichte geworden, lange bevor er das Bedürfnis empfand, sie „abzurunden“.

So sehr also der Hinweis des großen Gelehrten auf unsere Befunde uns stolz macht, wird er uns nicht veranlassen, unsere Aufgabe darin erfüllt zu sehen, daß wir zur Abrundung seiner Lebensarbeit beitragen konnten. Vielmehr sind solche Selbstzeugnisse einer angejahrten und daher abrundungsbedürftigen Literaturhistorie uns nur ein Beweis mehr für Fruchtbarkeit und Notwendigkeit unserer in den „Neuen Jahrbüchern“ geleisteten Arbeit.

Wir hoffen und wünschen nicht, in den „Neuen Jahrbüchern“ Auseinandersetzungen dieser Art zu einer ständigen Rubrik machen zu müssen. Indessen erschien uns der vorliegende Fall wichtig genug, einmal eine Ausnahme zu rechtfertigen, da er gerade in dieser Stunde nicht ohne grundsätzliche Bedeutung ist. F. K.

Wissenschaftliche Fachberichte.

Vorgeschichte und germanische Altertumskunde.

Von

Reinhold Schirmer.

Die Vorgeschichtswissenschaft ist in zunehmendem Maße auf dem Wege von der reinen Stoffsammlung und der Typologisierung des Gefundenen zu einer Deutung der aus den Quellen abzulesenden geschichtlichen und kulturellen Geschehnisse und Beziehungen. In einem bedeutsamen Punkte dieses Weges steht der Mann, der die deutsche Vorgeschichte zu einer „hervorragend nationalen Wissenschaft“ gemacht hat: Gustav Kossinna. Sein Leben und Wirken wird in kurzen, zu kurzen Zügen von Stampfuß (1) geschildert, allein, schon diese beschränkte Übersicht vermittelt das Bild einer geschlossenen, kämpferischen Persönlichkeit und eines vorbildlichen deutschen Gelehrten, so daß der Wunsch nach einer reicheren Biographie rege wird.

Seit langem ringt die Vorgeschichtswissenschaft um die Aufhellung eines Problems, dessen Lösung mancher brennenden Frage im Leben der europäischen Völker eine Antwort zu geben vermöchte: Wo war die Heimat des indogermanischen Urvolkes, wo ist die nordische, wo sind die hellhäutigen Rassen entstanden? Als anthropologische Grundlage für diese Forschungen ist die Neuausgabe des grundlegenden Buches von Klaatsch (2) über das Werden der Menschheit sehr zu begrüßen. Die Herausgeber haben den Text der ersten Ausgabe fast ganz beibehalten, Andree hat die Arbeit durch die Anfügung eines Kapitels über die frühe Steinzeit Mitteleuropas ergänzt (Klaatsch beschränkt sich sonst nicht auf diesen Erdteil), während Weinert die paläontologischen Funde menschlicher Überreste untersucht, so daß das ganze eine durch schöne Sprache und ausgezeichnete Illustration hervorragende Gesamtdarstellung unseres Wissens von den Anfängen des Menschengeschlechtes und seiner Kultur ergibt. — Dacqué (3) dagegen müht sich um eine allgemeine Darstellung der gesamten Entwicklungslehre vom Standpunkte der Naturphilosophie aus, die hinreichend geschrieben und höchst lehrreich ist, auch wenn der Leser nicht zu allem Ja sagen kann.

Daß der Mensch während der Eiszeit an einzelnen Stellen Europas gelebt hat, ist allbekannt. Penck (4) zeigt nun, wie einzelne Stämme dem zurückweichenden

Eise, d. h. eigentlich ihrem Jagdwild nach Norden gefolgt sind. Damit sind die Grundlagen gegeben für die Annahme der Herausbildung des indogermanischen Urvolks im Norden Europas, im Niseeraum oder in Mitteleuropa, wie Schulz (5) meint. Sein Büchlein bringt eine gute Übersicht über die Geschichte und Kultur des Urvolkes und seines in der Heimat gebliebenen Teiles, der Germanen, deren Darstellung durch vortrefflich ausgewählte Bilder unterstützt wird. Eine große Zahl von deutschen und ausländischen Gelehrten haben mit der Festschrift für Hermann Hirt (6) ein Handbuch geschaffen, das den augenblicklichen Stand des Wissens von den Indogermanen und ihrem Verhältnis zu den Germanen vorführt. Auf einzelne Aufsätze näher einzugehen, ist angesichts der Fülle des Stoffes nicht möglich. Es sei nur folgendes festgehalten: das Buch gliedert sich in drei Teile, deren erster aus Vorgeschichte, Völkerkunde, Kunstwissenschaft, Religionswissenschaft, Rechtswissenschaft, deren zweiter aus Rassenkunde und Anthropologie die Beweise zusammentragen, die eine Entstehung der Indogermanen und der nordischen Rasse im Norden, in Europa wahrscheinlich machen. Der dritte Teil beschäftigt sich mit sprachwissenschaftlichen Dingen, wie dem Verhältnis indogermanischer Sprachen untereinander und ihren Beziehungen zu nicht indogermanischen, dem Aufbau einzelner Sprachen und dergleichen mehr. Doch ist hiermit die Bedeutung eines Buches bei weitem nicht erschöpfend gekennzeichnet, das für lange Zeit ein wichtiges Nachschlagewerk sein wird, mögen auch Einzelheiten bald überholt sein. — Zu anderen Ergebnissen kommt Brandenstein (7), der aus den allen indogermanischen Sprachen gemeinsamen Bezeichnungen für Bodengestalt, Klima, Pflanzen- und Tierwelt als Heimat die nordwestliche Kirgisiensteppe erschließen zu können glaubt. Nach der Abspaltung der arisch-indischen Stämme seien die Reste nach Westen bis zu den Kofitnosümpfen gewandert und hätten sich von hier aus weiter verbreitet. Diese Auswertung des Indogermanischen Wörterbuches von Walde-Pokorny ist gründlich, für die botanischen und zoologischen Einzelfragen sind Fachleute herangezogen, so daß die sachlichen Zusammenstellungen das Wissen von der frühindogermanischen Kultur sicher fördern werden. Jedoch, zeigen sich schon im Laufe der Untersuchung eine ganze Reihe von Fehlerquellen, wie z. B. die Möglichkeit des Verlustes mancher Wörter im Laufe der Entwicklung u. a. mehr, so stehen die Ergebnisse zu denen der Rassenkunde (vgl. Neche in 6) und der Vorgeschichte (6) geradezu in Gegensatz.

Den Darstellern der Vorgeschichte Deutschlands gilt als Axiom, daß die Germanen der in der Heimat zurückgebliebene Teil der Indogermanen seien. Meier-Böke (8) gibt ein Handbuch von einheitlicher Grundhaltung, da er die deutsche Vorgeschichte durchaus im Geiste der Symbolik Hermann Wirths und der Lehren Leudts sieht. Innerhalb dieses Rahmens ist das Buch zuverlässig und anregend. Auf wesentlich gesicherteren Pfaden wandelt allerdings Kieckbusch (9), der die deutsche Vorgeschichte in Einzelbildern vorführt, die teilweise etwas zusammenhanglos nebeneinanderstehen. Aber zur ersten Einführung ist das Büchlein ganz geeignet. In einer zweiten Schrift (10) erzählt er zusammenhängend von germanischer Geschichte und Kultur während der Römerzeit, lebendig, anschaulich, auch die Bodenfunde auswertend, so daß man ihm gerne weiter zuhören möchte. Schmidts (11) germanische Frühgeschichte stützt sich dagegen nur auf die schriftlichen Quellen und die Ergebnisse der Sprachwissenschaft, und ist innerhalb dieses Rahmens zwar durchaus ernst zu nehmen, jedoch infolge der Beschränkung des Ansatzes etwas einseitig und nicht mehr ganz zeitgemäß. Eine Ergänzung zu Schuchhards Vorgeschichte Deutschlands bildet sein Bilderatlas (12),

der mit der Vorführung der schönsten und bezeichnendsten Stücke der Bodenfunde und Denkmäler neben bildlichen Wiederherstellungen vorgeschichtlichen Lebens ein recht lebendiges Bild der Vorzeit erstehen läßt. Die Technik des Kupfertiefdrucks läßt manche Einzelheiten sehr schön herauskommen. — Das Hauptergebnis von Radig's (13) Arbeit, die sich im übrigen als ein anspruchsvoller, wohlgelegener Überblick über die Frühzeit Sachsens darbietet, ist der Nachweis, daß die böhmischen Randgebirge niemals in vorgeschichtlicher Zeit Sachsen von den Gebieten Nordböhmens getrennt haben, sondern daß stets die gleichen Kulturen auf beiden Seiten angetroffen werden. Das gibt dem Büchlein nationalpolitische Bedeutung. — Birkner (14) erzählt die Vorgeschichte Bayerns meist aus eigener Kenntnis der Fundumstände und von den Ergebnissen seiner eigenen Arbeiten aus. Sein Buch ist ein schönes Beispiel einer wissenschaftlich einwandfreien, anschaulichen Gesamtbearbeitung eines größeren Gebietes, deren äußeres Gewand, Druck und Illustration ebenso ansprechen. Als wichtigstes Ergebnis ist ihm zu entnehmen, daß Bayern, obwohl es als ausgesprochenes Durchgangsland Kultureinwirkungen der verschiedensten Art stets ausgeübt gewesen ist, doch zu fast allen Zeiten auch eine selbständige Kultur ausgebildet hat, die ihrerseits wieder auf die umgebenden Länder eingewirkt hat. — Die Betrachtung des hallstattzeitlichen Cannstätter Fürstengraves führt mitten hinein in die kunst- und verfassungsgeschichtlichen Probleme, die uns die Keltenzeit Süddeutschlands aufgibt. Parets (15) Bearbeitung des Fundes ist ein umsichtiger Grabungsbericht, der nicht im Stofflichen steckenbleibt, sondern die großen Zusammenhänge beispielhaft aufzeigt. — Ein Teil Pommerns hat lange Zeit in der Phantasie der Döbberaner anwohner gespuht: Vineta. Dieser Sage geht Burkhardt (16) mit kräftigen Streichen zu Leibe, indem er, allein auf die schriftliche Überlieferung gestützt, nachweist, daß das Vineta der Sage niemals bestanden hat, sondern daß diese auf einem Schreibfehler beruht. Die von Adam von Bremen u. a. genannte Stadt ist das heutige Wollin, ebenso die Jomsburg der Saga. Abzuwarten ist, ob die Ausgrabungen diese Auffassung bestätigen werden. — Die eingehenden Untersuchungen von Sturms (17) zeitigen das Ergebnis, daß die Durcharbeitung des archäologischen Fundmaterials im Baltikum für die Bronzezeit zwei Kulturgruppen erkennen läßt, eine bodenständige einfachere und eine von Westen her immer weiter vordringende reichere. Leider hat der Verfasser die Skelettfunde nicht berücksichtigt, so daß eine rassenkundliche Bestätigung fehlt. — Nicht nur nach Skandinavien, wie es nach dem Titel scheinen möchte, führt die neue Arbeit von Forssander (18), der in äußerst gründlicher Weise unter Vorlage reichen Materials der Frage der relativen Chronologie der ältesten Metallzeit Europas nachgeht und überhaupt das Eindringen des Metalls in die steinzeitlichen Kulturen untersucht, wobei er zu Ergebnissen kommt, die von den bisherigen Auffassungen abweichen. Wenn in den Funden Metallstücke auftreten, so kann nach Forssander daraus für das Land und für die Zeit, der der Fund angehört doch noch nicht ohne weiteres auf eine Metallkultur geschlossen werden, da es sich ja um eingeführte Stücke handeln kann. Dies wird an Beispielen gezeigt. Forssander kommt so zu einem viel jüngeren Ansatz der nordischen Metallkulturen, als z. B. Montelius.

Auch in der eigentlichen germanischen Altertumskunde kommt man von einer sicher unbedingt notwendigen Tatsachenverzeichnung mehr und mehr zu dem Versuche, zu einer Erkenntnis des Wesens des Germanentums selbst vorzudringen. So will Hofmeister (19) alles zusammentragen, was davon als feststehendes Gut

in die allgemeine Bildung einzubauen sei, und das ist ihm auch gelungen, soweit es sich auf die Darstellung der äußeren Kultur und des rein Technischen erstreckt, während seine Arbeit, sowie er auf die geistige Haltung, vor allem auf die Religion zu sprechen kommt, als unzulänglich erscheinen muß. — Auf die Bronzezeit, den ersten Höhepunkt germanischer Kultur, beschränkt sich Behns (20) Bilderband. Auf 40 Tafeln werden eine ganze Reihe bronzezeitlicher Geräte des Alltages und der Festzeit vorgeführt mit einer zum Teil recht gut einführenden Beschreibung. — Wichtig für die Erkenntnis der Art eines Volkes ist die körperliche Beschaffenheit seiner typischen Vertreter. Dankbar wird deshalb der erneuerte Germanenkatalog Schumachers (21) entgegengenommen werden, da hier alle sicheren und auch einige unsichere Bildnisse von Germanen aus der Antike mit eingehenden Beschreibungen vereinigt sind, neben den Grabfunden die Grundlage einer rassenkundlichen Durchforschung des Germanentums. Auch Schumachers Kommentar zu den Stellen des Tacitus über Körperbeschaffenheit und Kleidung der Germanen wurde wieder mit abgedruckt.

Wer altgermanisches Leben kennenlernen will, der wird immer zur Sammlung Thule greifen. Zur Einführung in sie gibt Stauf von der Marck (22) eine Inhaltsanalyse der einzelnen Bände, die wirklich dazu anregt, diese selber in die Hand zu nehmen. Das Leben des Nordens, so wie die Sagas, die Edda und die Skalden es schildern, dem Leser näher zu bringen, macht sich Süßkand (23) zur Aufgabe. Durch die Beschränkung auf die isländischen Quellen wird die Darstellung allerdings etwas einseitig. — Die Himmelskunde hat nach dem Buche von Reuter auch eine kurze, doch vielseitige und anregende Bearbeitung gefunden in dem Abriss von Hogrebe (24). Das Büchlein ist auch insofern recht brauchbar, als der Verfasser jedem Abschnitt Aufgaben beigegeben hat, deren Durchrechnung über die Größe der himmelskundlichen Leistung der Vorzeit immer wieder staunen läßt. — Wilkes (25) großes Werk über die Heilkunde behandelt nicht nur das germanische Altertum, sondern auch die Antike und überhaupt die Heilkunst der Zeit vor dem Aufkommen der wissenschaftlichen Medizin. Literarische und bodenkundliche Quellen und künstlerische Darstellungen müssen ihm dienen, das Bild der anatomischen, physiologischen und heilkundlichen Kenntnisse und Fähigkeiten zu zeichnen. Der Nichtmediziner hat zwei Wünsche: er möchte gerne wissen, wie die heutige Medizin zu manchen der Heilmittel steht, vor allem zu manchen Mitteln der Kräuterkunde (Wilke geht nur einigemal darauf ein), und er hätte gerne die allzumedizinischen Fachausdrücke verdolmetscht. Das Buch ist gut geschrieben und reich mit Bildern ausgestattet, so daß es dem Vorgesichtler manchen Hinweis geben und vor unsicheren Kombinationen bewahren kann. Auch der Volkskundler wird manches daraus lernen. — Kein Gebiet der germanischen Altertumskunde räumt der Phantasie einen so weiten Spielraum ein, wie die Frage nach der Herkunft, Entstehung und Bedeutung der Runen. Es ist deshalb erfreulich, daß Reichardt (26) eine sachliche Zusammenfassung dessen gegeben hat, was wir wirklich davon wissen, und was sich unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten als wahrscheinlich ansprechen läßt. Auch seine Übersicht über die wichtigsten Runendenkmäler und ihre Abbildung ist dankenswert. Reichardt glaubt die Herkunft der Runen aus einem norditalienischen, vielleicht durch Etrusker vermittelten Alphabet erschließen zu können, wobei ihm das Alphabet mit den 24 Zeichen als das älteste erscheint. Diehoff (27) tritt dagegen für eine nordische Herkunft ein, ebenso für das höhere Alter der Reihe von 16 Zeichen.

Mit einer Reihe von Vorurteilen räumt die aus der Schule von Dopsch hervor-

gegangene Arbeit von Wührer (32) auf. Schriftliche Quellen der Antike, Urkunden, paläoklimatische und pflanzenkundliche Überlegungen, archäologische Zeugnisse und Ortsnamensforschung bringen ihn zu dem Ergebnis: die älteste Siedlungsform des germanischen Nordens ist der Einzelhof. Die Markgenossenschaft kann nur als eine Folgeerscheinung von Bevölkerungszunahme, die Dorfsiedlung daneben noch als Schutzmittel angesehen werden. Der Germane hat ursprünglich nur das Privateigentum gekannt. Damit ist der Lehre vom Erbhof als der ältesten germanischen Form der ländlichen Wirtschaftseinheit eine geschichtliche Stütze gegeben.

Der wichtigste Ausgangspunkt für die Erkenntnis germanischen Wesens ist die Frage nach dem Kerngehalt der germanischen Religion, und im Zusammenhange damit die weitere Frage, wie eine so schnelle Annahme des Christentums möglich gewesen ist. Eine Untersuchung, die diesen Problemen allseitig nachgeht, suchen wir bisher vergeblich. Vielleicht ist sie in einer größeren Arbeit Schmidts (29) zu erwarten, von der bisher nur zwei Lieferungen erschienen sind. Ein Urteil wird erst möglich sein, wenn das Werk vollständig vorliegt. Auch das Archiv für Religionswissenschaft (30) hat unter seiner neuen Leitung die Erforschung dieser Fragen ausdrücklich in seinen Aufgabekreis miteinbezogen. — Die schönste Gesamtdarstellung des mythologischen Denkens der Germanen ist immer noch Jakob Grimms Deutsche Mythologie (31). Redtslob hat aus ihr und anderen Schriften Grimms ein Lesebuch zusammengestellt, das die Vorzüge der Grimmschen Darstellung, seine Lebendigkeit und Frische dem heutigen Leser nahebringen und eine Einführung in das religiöse Denken der alten Deutschen geben soll, frei von den religions- und sagen-geschichtlichen Parallelen und sprachwissenschaftlichen Ausführungen Grimms, die einer Volkstümlichkeit des Buches sicher im Wege stehen. Der Versuch kann als gelungen angesehen werden, der Wissenschaftler wird allerdings stets nach der ursprünglichen Ausgabe greifen. — Aus Edda, Herger, Freidank u. a. hat Raumann (32) sachlich geordnet eine Reihe von Sprüchen zusammengestellt, die eine gute Einführung in germanische Lebensweisheit gibt und zum Nachdenken anregt. Einleitungen weisen auf das Besondere der einzelnen Gattungen hin. — Gutenbrunner (33) hat durch die Veröffentlichung aller antiken Inschriften, in denen germanische Götternamen enthalten sind, eine wertvolle Quellsammlung geschaffen. Im Hauptteil untersucht er diese Namen vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte aus, wobei für die Deutung des matres-Kults der linksrheinischen Stämme Grundlegendes gebracht zu werden scheint. Eine Aufführung von Einzelergebnissen der reichen Arbeit würde ins Uferlose führen. — Eine ansprechende Erklärung der alten Feldkreuze gibt Liebers (34), der in ihnen eine geradlinige Fortführung der vorgeschichtlichen Menhirs sieht. Seine Deutung würde vieles Rätselhafte erhellen und auch ein langes Fortleben vorchristlicher Vorstellungen und Bräuche beweisen.

In der Religionswissenschaft hat sich die Auffassung herausgebildet, die Religion der Germanen sei als eine reine Bauernreligion anzusehen. Alles Kriegerische, Erstatische der Überlieferung sei als Zeichen von Entartung zu werten. Haben schon Höflers Buch über die kultischen Geheimbünde und das Stumpffs über die religiösen Kultspiele der Germanen gezeigt, daß diese Anschauung zu einseitig ist, so liefert das neue Wodanbuch von Nind (35) — ohne irgendwie polemisch gegen andere Betrachtungsweise Stellung zu nehmen — den Beweis, daß der germanischen Welt auch das Dionysische nicht fremd gewesen ist. Der Gegensatz der Auffassungen findet wohl darin seine Begründung, daß die eine Gruppe von Forschern die Verhältnisse auf

Island in der Hauptsache zugrundelegt, während Nind das Gesamtgebiet der germanischen Stämme in seine Untersuchungen einbezieht. Eines vermißt man bei seinen Ausführungen: nämlich eine genauere Auseinandersetzung über die örtliche und zeitliche Schichtung der Wodanverehrung. Daß den deutschen Verhältnissen seine Auffassung mehr entspricht, zeigen schon die Sagen vom Wilden Heer, vom Schimmelreiter, vom König im Berge, die Nibelungensage, die Leiche, wie sie Hüfing wiederhergestellt hat — Nind geht in seinem Buche merkwürdigerweise auf diese letzteren gar nicht ein. Die Bedeutung des Buches beruht nicht allein darauf, daß es eine umfangreiche Sammlung all der Überlieferungen und Sagenzüge vorlegt, die Wodan als den Gott des Kampfes, des Schweifens, der Dichtung erkennen lassen, sondern er erschließt daraus die Eigenart germanischen Wesens, die eben in diesem steten „Schweifen“, in dem ewigen Suchen nach dem Sinn und Wert des Lebens besteht. Auch das Tasagen zu allem, was das Leben bringt, ist eine Äußerung des Geistes, der Odin erstehen ließ. So erscheint Ninds Buch, obwohl es sich nur als eine sachliche wissenschaftliche Untersuchung gibt, auch als ein Bekenntnisbuch. — Nach germanischer Auffassung trägt jeder sein Schicksal in sich selbst. Das zeigt Gunnarson (36) an einer Auslegung des Schicksalsbegriffes der nordischen Überlieferung.

1. Stampfuß, N., Gustav Kossinna, ein Leben f. d. dt. Vorgesch. 1 Pfg., Kabitzsch '35. 40 S. Ill. Br. — 90. — 2. Klaatsch, H., Das Werden der Menschheit und die Anfänge der Kultur. Fortgef. u. erg. v. J. Andree, H. Weinert, J. Lechler. Bln. u. 1 Pfg., Bong '36. XX u. 404 S. Ill. 12. — 3. Dacqué, E., Aus der Urgeschichte der Erde und des Lebens. Mchn. u. Bln., Oldenbourg '36. 230 S. Ill. 4,80. — 4. Penck, A., Völkerbewegungen in Deutschland in paläolithischer Zeit. Bln., de Gruyter i. Komm. '36. 14 S. (Sitzber. d. Preuß. Akad. d. Wiss., Phys.-math. Kl. '36. 14) 1. — 5. Schulz, W., Indogermanen und Germanen. 1 Pfg. u. Bln., Teubner '36. 104 S. Ill. Br. 2,40. — 6. Germanen und Indogermanen. Volkstum, Sprache, Heimat, Kultur. Festschr. f. Hermann Hirt. Hrsg. v. H. Arnß. Bd. 1: Ergebnisse der Kulturhistorie und Anthropologie. Bd. 2: Ergebnisse der Sprachwissenschaft. Hdlbg., Winter '36. (Indogerman. Biblioth. III, 15.) XIII u. 436 S. VI u. 623 S. Ill. 42,50. — 7. Brandenstein, W., Die erste „indogermanische“ Wanderung. Wien, Gerold '36. 88 S. 2 Rt. (Klotho. 2.) Br. 7. — 8. Meier-Böke, A., Urgeschichte des deutschen Volkes. M. e. Geleitw. v. W. Leudt. 3. Aufl. Langensalza, Bln. u. 1 Pfg., Velsch '36. 222 S. Ill. Br. 3,80. — 9. Kieckbusch, A., Deutsche Vor- u. Frühgeschichte in Einzelbildern. 2. Aufl. 1 Pfg., Reclam '34. 164 S. Ill. (Reclams Univ.-Bibl. 7253, 54.) Br. — 70. — 10. Kieckbusch, A., Germanische Geschichte und Kultur der Urzeit. 1 Pfg., Quelle & Meyer '35. 146 S. Ill. (Wissensch. u. Bildg. 301.) 1,80. — 11. Schmidt, L., Geschichte der germanischen Frühzeit. 2. umgearb. Aufl. Köln, Schroeder '34. 327 S. Ill. 8. — 12. Schuchhardt, E., Deutsche Vor- und Frühgeschichte in Bildern. Mchn. u. Bln., Oldenbourg '36. XI S., 80 Taf. 3,80. — 13. Radig, W., Sachsens Vorzeit. Eine Einf. in d. Vorgesch. d. sächs.-böhm. Grenzraums. Bielefeld u. 1 Pfg., Velhagen u. Klasing '36. 100 S. Ill. Br. 3,40. — 14. Birkner, F., Ur- und Vorzeit Bayerns. Mchn., Knorr & Hirth '36. 215 S. Ill. Br. 5,80. — 15. Paret, D., Das Fürstengrab der Hallstattzeit von Bad Cannstatt. Stgt., Schweizerbart '35. 38 S. XII Taf. (Fundberichte aus Schwaben, N. F. 8, Anh.) Br. 2,80. — 16. Burthardt, N., Die Jagd nach Vineta. Swinemünde, Fritzsche '35. 84 S. Br. — 70. — 17. Sturms, E., Die ältere Bronzezeit im Ostbaltikum. Bln. u. 1 Pfg., de Gruyter '36. VIII u. 155 S., 28 Taf., 6 Rt. (Vorgeschichtl. Forschgn. 10.) Br. 18. — 18. Forssander, J. E., Der Ostskandinavische Norden während der ältesten Metallzeit Europas. Lund, Gleerup u. 1 Pfg., Harrassowitz '36. 296 S. 70 Taf. (Skrifter utg. av Humanist. Vetensk. Samsfund. i Lund. 22.) Br. 21. — 19. Hofmeister, H., Germanenkunde. Ffm., Diesterweg '36. 254 S. Ill. Br. 5. — 20. Behn, F., Altnordisches Leben vor 3000 Jahren. Mchn., Lehmann '35. 12 S. 40 Taf. Br. 3. — 21. Schumacher, R., Germanendarstellungen. II. 1. Darstellgn. a. d. Altert. 4. Aufl., bearb. v. H. Klumbach. Mainz, Röm.-german. Zentralmus. '35. 74 S. 41 Taf. (Kataloge d. Röm.-german. Zentralmus. 3.

Mainz. 1.) Br. 6. — 22. Stauf v. d. March, D., Thule. Altnord. Dichtg. u. Wahrheit. Lpg., Klein '35. 62 S. (Reden u. Aufsf. z. nord. Gedanken. 33.) Br. 1,30. — 23. Süßkind, P., Germanisches Leben im Spiegel d. Dichtg. Vln., Junfer & Dünnhaupt '36. 123 S. Br. 3,80. — 24. Högge, F., Himmelskunde bei den Germanen. Anwendgn. u. Aufg. Ffm. u. Vln., Salle '36. 72 S. Ill. (Mathemat.naturwiss.techn. Bücherei. 30.) 2,10. — 25. Wilke, G., Die Heilkunde der europäischen Vorzeit. Lpg., Rabitsch '36. 418 S. m. Abb. 32 Taf. Br. 30. — 26. Reichardt, K., Runenkunde. Jena, Diederichs '36. 124 S. 41 Abb. Br. 3,80. — 27. Dieckhoff, A. D., Einführung in die nord. Runenlehre. Hbg., Christians '35. 78 S. Br. 3,80. — 28. Wührer, K., Beiträge zur ältesten Agrargeschichte des germanischen Nordens. Jena, Fischer '35. VI u. 152 S. Br. 7,50. — 29. Schmidt, K. D., Die Bekehrung der Germanen zum Christentum. Lief. 1, 2. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht '36. Substr.-Pr. 2,40 je Lief. — 30. Pfister, F., Die Religion u. d. Glaube d. german. Völker u. ihrer religiösen Führer. Archiv f. Religionswissenschaft. Lpg. u. Vln., Teubner. Bd. 33. '36. — 31. Grimm, J., Deutsche Mythologie. Hrsg. v. E. Neudob. Vln., Schröder '34. 263 S. 5. — 32. Naumann, H., Germanische Spruchweisheit. Jena, Diederichs '33. 65 S. —,80. — 33. Gutenbrunner, S., Die germanischen Götternamen der antiken Inschriften. Halle, Niemeyer '36. 260 S. Ill. (Rhein. Beiträge u. Hilfsbücher z. german. Philologie u. Volkskde. 24.) Br. 12. — 34. Liebers, W., Unsere Steinkreuze germanische Kultstätten? Raumburg Sieling '35. 32 S. Ill. Br.—,80. — 35. Rind, M., Wodan und germanischer Schicksalsglaube. Jena, Diederichs '35. 357 S. 8 Taf. 9,50. — 36. Gunnarson, G., Nordischer Schicksalsgedanke. E. Rede. Wahn., Langen-Müller '36. 19 S. Br. —,80.

Deutsche Volkskunde.

Von

Bruno Schier.

Feinste Regungen der Volksseele werden uns in den Äußerungen der Volkskunst bewußt. Wie die formschöpferischen Kräfte als Ausdruck unserer seelischen Erbanlagen alle Schichten und Geschlechter unseres Volkes durchwirken und in den Schöpfungen der Künstler, Kinder und Laien artgemäße Gestalt erlangen, hat Hans Friedrich Geiß in dem vielbeachteten Buche „Die Wiedergeburt des Künstlerischen aus dem Volk“ gezeigt (1), das in der Bindung an die Urkräfte des völkischen Seins und ihrer Entäußerung in die Welt der zeitlichen Erscheinungen die wichtigste Voraussetzung einer schöpferischen Lebenshaltung im Volk sieht. Aus praktischer Volkstumsarbeit ist das schöne Buch von Grete Dircks, „Schöpferische Gestaltung der deutschen Volkskunst“, hervorgegangen (2), das nicht nur in Werkarten und Motivschatz, in Form- und Farbgebung der Volkskunst einführen, sondern auch ein sicherer Wegweiser zu zeitgemäßer volkskünstlerischer Betätigung sein will. Einen der lebendigsten Volkskunstbezirke Deutschlands führt uns Fritz Thost in seiner „Erzgebirgischen Feierabendkunst“ vor Augen (3), das von Schnitzern und Bastlern aus alter und neuer Zeit erzählt; die knappen Angaben und Ausblicke des reichgebildeten Hefstes rufen in uns den Wunsch nach einer umfassenderen Darstellung des erzgebirgischen Schnitzwesens wach. Wieviel volkskünstlerisches Sachgut auch noch in anderen Landschaften der Bergung harret, zeigen die „Schabellen“ des Hamburger Malers Hans Förster (4), der in 500 Federzeichnungen die humorvolle Realistik bäuerlicher Schnitzereien und kleinstädtischer Schmiedekunst eindrucksvoll wiedergibt und durch die geschickte Auswahl dieses volkskünstlerischen Zierates wenig bekannte Tiefen der niederdeutschen Seele aufhellt. Eine kaum beachtete Quelle des niederdeutschen Bauernlebens deckt Otto Lauffer in den Glasbildern auf, die als „Fensterbier-

scheiben“ bei Neubauten oder Hochzeiten den Bauern von Nachbarn und Freunden geschenkt wurden (5). In reich belegter Darstellung werden die sittengeschichtlichen Grundlagen dieses Brauches aufgezeigt, der freilich nicht nur auf Niederdeutschland beschränkt war, sondern, wie die „Hochzeitsfenster“ im Museum von Gablonz a. N. lehren, auch gewisse Bereiche des ostmitteldeutschen Hauses umfaßte. Mit den Hauszeichen und Wappen der Bürger und Bauern, welche häufig diese Glasbilder schmückten, befaßt sich eine einführende Schrift von Konrad Bauer (6), aus der hervorgeht, daß die Lehre von den bäuerlichen und bürgerlichen Eigenmarken nach der inhaltlichen und formalen Seite in die deutsche Volkskunde gehört. Inhaltlich knüpften die Hausmarken und Wappenschilder häufig an alte Heilszeichen des Volksglaubens an und formal bilden sie einen besonders liebevoll behandelten Gegenstand volkskünstlerischer Ausgestaltung. Nicht selten nehmen die Wappenbilder von alten Berufs- oder Zunftzeichen ihren Ausgang, die Franz Fuhs im Rahmen seiner „Handwerkaltertümer“ behandelt hat (7). Nach einer knappen, auf archivalischen Studien aufgebauten Darstellung vom Werdegang des Handwerkes gibt uns dieser Meister der sachlichen Altertumskunde eine sorgfältige Beschreibung der handwerklichen und brauchtümligen Sachgüter von mehr als 85 Braunschweiger Gilden; besondere Beachtung findet das alte Handwerksgerät, das durch den Siegeszug der Maschinen aus den Werkstätten auf staubige Dachböden verdrängt wurde. Dank der großen Gleichartigkeit der altdeutschen Handwerksitten wird die tiefdringende Arbeit von Fuhs über den örtlichen Rahmen von Braunschweig hinaus für alle Forscher der deutschen Handwerkaltertümer von grundlegender Bedeutung sein.

Zu den sinnfälligsten Ausdrucksformen deutscher Stammesart gehört der bunte Reigen der deutschen Volkstrachten, die heute nach den Jahren überheblicher Geringschätzung eine ehrenvolle Auferstehung feiern. Als eine trachtenkundliche Meisterleistung mußte der im Vorjahre abgeschlossene 1. Band des „Steirischen Trachtenbuches“ von Viktor Geramb bezeichnet werden; auch die beiden seither erschienenen Lieferungen des 2. Bandes reihen sich würdig ihren Vorgängern an (8). In einem einleitenden Kapitel vermitteln Ausschnitte aus zeitgenössischen Volkstumsberichten einen Überblick über die Gesamtentwicklung der steirischen Trachten von 1780 bis 1900. Auf Grundlage der örtlichen Trachtenbeschreibungen und Bilder schließt sich daran als Kernstück des 2. Bandes die trachtenkundliche Darstellung der einzelnen Landesteile. Da kaum eine zweite deutsche Landschaft für die Blütezeit der Volkstrachten einen solchen Reichtum an Trachtenbildern und überlieferten Kleidungsstücken besitzt, wird das Werk Geramb's für die gesamtdeutsche Trachtenforschung stets von wegweisender Bedeutung sein. Im Gegensatz zu dieser auf eingehender Einzelforschung beruhenden Musterarbeit unternimmt Mathilde Hain den Versuch, eine soziologische Trachtenkunde im Sinne Schwietering's aufzubauen (9). An dem Beispiel des oberhessischen Ortes Mardorf lehrt sie uns die Tracht als Ausdrucksform der bäuerlichen Gemeinschaft kennen; bei der Alltagsarbeit und zu allen Feiern des Jahres- und Lebenslaufes spiegelt sich im bunten Bilde der Tracht die brauchumsgebundene Eigenart des Dorfes wider. Angesichts der schönen Leistung muß aber auch anerkannt werden, daß die soziologische Betrachtungsweise nicht zuletzt deshalb bereichernd wirkt, weil gerade in Hessen Eigenart und Geschichte der Volkstrachten durch ältere Einzelarbeiten gründlich erforscht sind. Einen sehr wesentlichen Bestandteil der Volkstracht bilden die Volkskunststickereien, mit deren Geschichte in Mitteleuropa sich Wilhelm Prażák befaßt hat (10). Seine Aufmerk-

samkeit gilt vorwiegend den slowatischen Bettuchstickereien, deren Herkunft aus Motiven der Renaissance er glaubhaft machen kann. Da sich aber die Slowakei als ein großes Rückzugsgebiet mitteleuropäisch-deutscher Entwicklungen darstellt und den slowakischen Stickereien im besondern Kölnner und Nürnberger Musterbücher zur Vorlage dienten, wird auch die binnendeutsche Entwicklung durch das Studium dieser Altformen vom Ostrande des deutschen Kulturbodens aufgehell't. Daß Motive ähnlicher Art ehedem auch die Volkskunststickerei Innerdeutschlands beherrscht haben, geht aus den Aufnahmen hervor, die Hans Reklaff in seinem volkskundlichen Bilderwerk über die Schwalm (11) veröffentlicht hat. Die prächtigen Aufnahmen dieses Buches, die größtenteils der Tracht gewidmet sind, erweisen neuerdings, daß Hans Reklaff der erfolgreichste Lichtbildner des deutschen Volkslebens ist, der sich in hohem Maße durch wissenschaftlichen Sinn und künstlerische Begabung auszeichnet.

Das größte der deutschen Volkskunstwerke bildet das Haus; es ist daher begreiflich, daß seine Erforschung im Mittelpunkt der sachlichen Volkskunde steht. Allgemeiner Anteilnahme konnte die Arbeit über „Ostgermanische Baukultur“ von Heinrich Franke gewiß sein (12), der von der richtigen Annahme ausgeht, daß sich unter der Decke der slawischen Überlieferung die Reste der ostgermanischen Formenwelt erhalten haben; aber er überschätzt das Alter des Geschloßhauses, das mit seinem echten Umgebende nicht über das späte Mittelalter zurückreicht. Das Buch ist überall dort wertvoll, wo sich der Verfasser auf sein eigentliches Arbeitsgebiet, den konstruktiven Aufbau des Hauses, beschränkt; sobald er zu geschichtlichen und sprachlichen Schlüssen übergeht, vermag ihm der Kenner dieser Gebiete nicht mehr zu folgen. Auch Fr. Langewiesche, der eine umfassende Sammlung volkskünstlerischen Zierates von Haus und Hausrat herausgegeben hat (13), geht in der Ausdeutung dieser Sinnbilder meist zu weit. Vor allem vermiffen wir Angaben darüber, wie weit der Bauer noch heute an die Kraft der Symbole glaubt. Die durch Reichhaltigkeit und Schönheit der Wiedergabe ausgezeichnete Sammlung Langewiesches sollte jedoch die Forscher dazu anspornen, den sinnbildlichen Darstellungen der deutschen Volkskunst erhöhte Beachtung zu schenken. Dem lange vernachlässigten Bauernhaus Westfalens hat Friedrich Walter eine einführende Gesamtbetrachtung gewidmet (14), die durch eine Fülle sorgfältig ausgewählter Aufnahmen ausgezeichnet ist und in ihrer gehaltvollen Einleitung viele Hauptfragen der westfälischen Hausforschung sachkundig berührt. Karl von Baumbach schenkt uns ein schmuckes Bändchen über „Das hessische Bauernhaus“ (15), in dem vor allem die volkskünstlerische Ausgestaltung der bäuerlichen Bauten gewürdigt wird. Einem durch technische Neuerungen stark bedrohten bäuerlichen Sonderbau gilt Friedrich Drubes Arbeit über die „Mühlen in Schleswig-Holstein“ (16). Auf Grund archiva-lischer und gegenständlicher Studien wird uns eine eingehende Darstellung des gesamten Mühlenwesens geboten, wobei auf die Berufssprache der Müller besonderer Wert gelegt wird. Gemessen an dem vorzüglichen geschichtlichen und technischen Unterbau ist der volkskundliche Teil der Arbeit etwas dürftig geraten und auch die Auswahl der Bilder läßt zu wünschen übrig.

Erst wenn man das Bauernhaus in seinem natürlichen Rahmen, dem Dorfe, betrachtet, und dieses wiederum im Zusammenhange mit der Flur untersucht, kommt man zu einer ganzheitlichen Erfassung des Siedlungswesens unseres Volkes. In vorbildlicher Weise hat Adalbert Klaar die Haus- und Siedlungsformen des Wiener Waldes in ihren wechselseitigen Beziehungen (17) dargestellt, und durch

seine mit mustergültigen Plänen und Zeichnungen belegten Ausführungen erneut den Nachweis erbracht, daß der Wiener Wald, wie das gesamte österreichische Donauland auch in siedlungskundlicher Hinsicht ein Teilstück des südostdeutschen Volksbodens ist. Die Entstehung der westdeutschen Flurformen hat Adalbert Hübner untersucht (18) und dabei die bereits von Martiny gewonnene Erkenntnis bestätigt gefunden, daß die Gewannverfassung als jüngere Entwicklungsstufe nicht in urgermanische Zeit zurückreicht; auch Breitenystem, Großflug und Pfluggenossenschaft, auf deren kulturfundliche Bedeutung für Nordgermanen und Ingväonen ich seit 1934 wiederholt hinweisen durfte, sieht er im richtigen Licht. Einen Vorstoß in wissenschaftliches Neuland unternimmt Hans Berhey, indem er uns „Waldmark und Holtingsleute von Niedersachsen im Lichte der Volkskunde“ sehen lehrt (19). Auf der genauen Kenntnis aller gedruckten Holtingsakten aufbauend, zeigt der Verfasser, wie sich durch die gemeinsame Nutzung der Waldmark die Gemeinschaft der Holtingsleute ausbildet, wie sie sich wirtschaftlich und geistig zum Walde einstellt und von ihm geformt wird. Während Berhey die volkskundliche Fragestellung bewußt in den Vordergrund stellt, beschränkt sich Heinrich Ehler auf, die rechtsgeschichtliche Lage der Markgenossenschaft von Amelinghausen klarzustellen (20). Beide Arbeiten aber lassen vermuten, daß von der volkskundlichen Durchleuchtung des deutschen Genossenschaftswesens noch viel förderliches Licht für Rechtsgeschichte und Volkskunde zu erwarten ist.

Ein wichtiges Hilfsmittel zur Aufklärung von Siedlungsvorgängen stellt die Orts- und Flurnamenforschung dar. Nach der vorbildlichen Arbeit von Max Bathe versucht nunmehr Ernst Wallner die Herkunft der Nordsiebenbürger Deutschen durch eine flurnamengeographische Untersuchung aufzuhellen (21). Die methodisch vorzügliche, aber in Einzelheiten zu berichtigende Arbeit führt zu dem Ergebnis, daß fast 95 v. H. der Nordsiebenbürgischen Flurnamen in mittelhheinischen Gegenden wiederkehren, was auch den siedlungsgeschichtlichen Erkenntnissen anderer Hilfswissenschaften entspricht. Bei seiner Behandlung der Ortsnamen Mecklenburgs verzichtet leider Fritz Haeger auf siedlungskundliche Erläuterungen, auch die Namen mit slawischer Wurzel schließt er bewußt aus seinen Betrachtungen aus (22). Dadurch gewinnt er zwar Raum für sprachwissenschaftliche Überlegungen, beraubt sich aber doch auch wichtiger Einblicke in Volkstum und Heimatgeschichte, welche gerade die Ortsnamenfunde so reizvoll gestalten. Indem sich Adolf Moepert auf den schlesischen Kreis Neumarkt beschränkt, ist er zu einer allseitigen Würdigung der deutschen und slawischen Ortsnamen gelangt (23). Es liegt im Stoffe begründet, wenn nicht alle Deutungen geglückt sind, und die Tatsache zu wenig berücksichtigt wird, daß Ortsnamen mit slawischer Wurzel nicht immer eine slawische Siedlung fortsetzen müssen. Daß auch die Flurnamen von volks- und siedlungsgeschichtlicher Bedeutung sind, ist durch die kleine Untersuchung von Paul Knauth neuerdings gezeigt worden (24). Alle namenkundlichen Arbeiten des letzten Jahres werden an Umfang und Wert weit von Ernst Gamillschegs dreibändiger *Romania Germanica* überragt (25). Die fachwissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem grundlegenden Werke wird an anderer Stelle erfolgen; hier sollen nur jene Volkskundler, die sich um die germanischen Grundlagen der deutschen Volkskultur bemühen, eindringlich auf diese gewaltige Stoffsammlung aus der römisch-germanischen Berührungsfäche hingewiesen werden. Während die deutsche Volkskunde bei der Behandlung der römisch-germanischen Kulturbeziehungen bisher fast ausschließlich der ger-

manischen Entlehnungen aus der Antike gedacht hat, wird uns hier in einer ersten umfassenden Sammlung das germanische Wortgut vorgelegt, das in altgermanischer Zeit zu den Römern übergegangen ist und von dem germanischen Einfluß auf die romanischen Völker berichtet. Als Hauptträger der römisch-germanischen Auseinandersetzung erscheinen die Stämme der Franken, Goten, Langobarden und Burgunder, die keineswegs spurlos in ihrem Wirtsvolke aufgegangen sind, sondern insgesamt mehr als tausend germanische Wörter aus allen Lebensbereichen und viele hundert germanische Personen- und Ortsnamen an die Römer vermittelten. Bei der Überfülle des Stoffes mußte sich der Verfasser darauf beschränken, das germanische Wort- und Namensgut nach stammlichen, zeitlichen und sachlichen Gruppen zu ordnen und seine sprachliche Eigenart zu bestimmen; kultur- und volkskundliche Schlüsse wurden nur vereinzelt gezogen. Und doch ist jedes Wort in romanischem Kleide ein Stück erstarrten deutschen Volkstums, das vielseitige Aufklärung über germanische Zustände verspricht. So harvt hier des Volkskundlers, der mit den Frühformen deutschen Lebens vertraut ist, noch ein weites Arbeitsgebiet, für dessen Erschließung wir Samiltscheg dankbar sein müssen.

Aus dem weiten Feld der siedlungskundlichen Sonderarbeiten zu den zusammenfassenden Gesamtdarstellungen zurückkehrend, verdient zunächst das Sammelwerk „Der deutsche Osten“, herausgegeben von Karl Thalheim und A. Hillen-Ziegfeld (26) besondere Beachtung. Obwohl dem prächtig ausgestatteten Band ein volkskundlicher Beitrag fehlt, so findet der Volkskundler hier doch alle landes-, geschichts- und kulturkundlichen Teilgebiete vertreten, auf die er seine eigene Arbeit aufzubauen pflegt. Die besten Sachkenner behandeln in eingehenden Sonderdarstellungen die ostdeutschen Landschaften in Geschichte, Wirtschaft und Kultur; die seelische Prägekraft des ostdeutschen Raumes für das Volkstum und seine Lebensformen wird von Paul Fechter an einigen Grundzügen der ostdeutschen Stammesart verdeutlicht. Der hohen volkspolitischen Sendung des Werkes wäre es förderlich, wenn die künftigen Neuauflagen überdies mit einer volkskundlichen Darstellung der ostdeutschen Stammesmerkmale und ihren weiten Ausstrahlungen in die Welt der Slawen ausgestattet werden könnten. Mannigfache Verührungen mit dem volkskundlichen Arbeitsgebiet weist die Deutsche Kulturgeschichte auf, die in Georg Steinhausens Werk eine klassische Darstellung gefunden hat (27). In der von Eugen Diesel besorgten Neuauflage wurde der pessimistische Ausklang, den Steinhausen im Jahre 1929 aus der Niedergangsstimmung der Nachkriegsjahre heraus der dritten Auflage seines Buches gegeben hatte, durch das Schlußkapitel „Die Steigerung der Weltkrise bis zum nationalsozialistischen Durchbruch“ ersetzt, das zeigt, wie die besten Aufbaukräfte der deutschen Kulturentwicklung im Nationalsozialismus lebendig geworden sind und um eine artgemäße Neugestaltung unseres gesamten Kulturlebens ringen. Durch die Eingliederung in das große Sammelwerk „Das deutsche Volk“ wuchs dem Steinhausenschen Buche überdies ein stattlicher Bilderband zu, der von Friedrich Schulze und Werner Schulze aus bester Sachkenntnis bearbeitet wurde. In einer Fülle von seltenen und schwer zugänglichen Bildurkunden begleitet er durch zahlreiche Lebens- und Berufskreise den Gang der deutschen Kulturentwicklung; die Bildtexte führen in den Bildinhalt ein und decken die großen kulturgeschichtlichen Zusammenhänge der dargestellten Erscheinungen auf.

Das große Gegenstück zu Adolf Spamers Volkskunde ist das Handbuch der deutschen Volkskunde, das Wilhelm Pöfeler im Athenaion-Verlag herausgibt (28).

Der 1. Band dieser umfassenden Gemeinschaftsarbeit liegt nunmehr abgeschlossen vor. In der Vielfalt seiner Beiträge und der Buntheit seiner Kunstdruckbeilagen spiegelt er schon rein äußerlich den Reichtum und die Vielgestaltigkeit der deutschen Volkskunde wider. Es ist das Verdienst Peflers, zum ersten Male eine große Zahl von Sondergebieten dem Lehrgebäude der deutschen Volkskunde eingegliedert zu haben, die man bislang in volkskundlichen Handbüchern vergeblich suchte. Dies zeigt bereits die erste Abteilung des Werkes, welche einführend die Grundlagen der Volkskunde behandelt. Nach Abschnitten über Geschichte und Art der volkskundlichen Methoden werden wir mit dem deutschen Boden als der Grundlage unseres Volkstums und mit seinen vorgeschichtlichen Bewohnern vertraut gemacht, wir lernen die deutsche Volksgeschichte mit Stammesentwicklung und Ostfiedlung, mit Grenz- und Auslandsdeutschtum, mit sozialer Gliederung und ständischer Schichtung kennen, und werden in die Volkskunde der Großstadt und der Einzelgänger eingeführt. Im Hauptteil des Werkes findet die deutsche Volksfrömmigkeit in ihren überzeitlichen und konfessionellen Erscheinungsformen besondere Beachtung und noch viel mehr erstmalige Zusammenfassungen volkskundlicher Sondergebiete werden uns in den folgenden Bänden begegnen. Planmäßiger Aufbau und inhaltlicher Reichtum, Wert der Einzelbeiträge und Schönheit des Bildschmuckes machen die Volkskunde Peflers zu einem Werk, das in seiner Art vollkommen ist und ein würdiges Gegenstück zu der so freundlich aufgenommenen Gemeinschaftsarbeit Spamers bildet.

1. Geiß, H. F., Die Wiedergeburt des Künstlerischen aus dem Volk. Lpg., Seemann '35. 224 S. 250 Abb. Geh. 4,75, Lw. 6. — 2. Dircks, G., Schöpferische Gestaltung der deutschen Volkskunst. Ravensburg, Otto Maier '36. 92 S. 37 u. 73 Abb. Kart. 2,75. Geh. 3,25. — 3. Thost, F., Erzgebirgische Feierabendkunst. Langensalza, Vln. u. Lpg., Julius Beltz '35. 56 S. 24 Abb. 2,40. — 4. Fürster, H., Schabellen. Scharbeutz-Lübeck, Westphal '35. 72 S. 500 Abb. Lw. 3,50. — 5. Lauffer, D., Niederdeutsches Bauernleben in Glasbildern der neueren Jahrhunderte. Vln. u. Lpg., de Gruyter '36. 66 S. 8 Taf. Geh. 1,20. — 6. Bauer, K. F., Das Bürger-Wappen. Hfm., Hauserpresse '35. 78 S. 99 Abb. 3,40. — 7. Fuhs, F., Handwerksaltertümer. Braunschweig, Appelhaus '35. 284 S. 255 Abb. Geh. 5. — 8. Geramb v., B., Steirisches Trachtenbuch. 2. Bd. 1. Lief. Graz, Leuschner & Lubensky '35. 72 S. 43 Abb. 2. Bd. 2. Lief. 160 S. 59 Abb. Je 4,50. — 9. Hain, M., Das Lebensbild eines oberbairischen Trachtendorfes. Jena, Diederichs '36. 83 S. 8 Taf. 52 Abb. Kart. 5,80. — 10. Pražák, W., Slowakische Volkskunststickereien. Plauen, Stoll '35. 55 S. 28 Taf. Geh. 8. — 11. Reglaff, H., Die Schwalm. Vln. u. Lpg., Bong '36. 112 S. 107 Abb. Kart. 4,80, Lw. 5,80. — 12. Franke, H., Ostgermanische Holzbaukultur. Vln., Korn '36. 209 S. 214 Abb. 9,50, Lw. 11. — 13. Lange wiesche, F., Sinnbilder Germanischen Glaubens im Mittelelfsland. Eberswalde, Lange wiesche '35. 83 S. 250 u. 60 Abb. 5. — 14. Walter, F., Das westfälische Bauernhaus. Dortmund, Kuhfus '36. 128 S. 196 Abb. 3. — 15. Baumbach v., K., Das hessische Bauernhaus. Kassel, Lometsch '36. 55 Abb. 1,20. — 16. Drube, F., Mühlen in Schleswig-Holstein. Hbg., Wachholz '36. 172 S. 12 Taf. 13 Bgg. Geh. 4,50. — 17. Klaar, A., Die Siedlungs- und Hausformen des Wiener Waldes. Stgt., Engelhorn '36. 58 S. 17 u. 4 Abb. 4 Taf. Geh. 4. — 18. Hömberg, W., Die Entstehung der westdeutschen Flurformen. Vln., Ebering '35. 64 S. 5 Taf. 2,80. — 19. Verhey, H., Waldmark und Holtingsleute in Niedersachsen im Lichte der Volkskunde. Würzburg, Trilisch '35. 198 S. 5. — 20. Ehlers, H., Die Markgenossenschaft (Holtung) der 17 Dörfer um Amelinghausen. Lpg., Deichert '36. 77 S. 3,30. — 21. Wallner, E. W., Die Herkunft der Nordsiebenbürger Deutschen im Lichte der Flurnamengeographie. Bonn, Nährscheid '36. 95 S. Geh. 4. — 22. Haeger, F., Die deutschen Ortsnamen Mecklenburgs. Wismar, Eberhardt '35. 206 S. 4 Tab. 2 Kart. 3. — 23. Moeper, A., Die Ortsnamen des Kreises Rummart. Vln., Ostdeutsch. Berl. '35. 130 S. 3,50. — 24. Knauth, P., Die Fluß-

namen des Erzgebirges. Freiberg Sa., Vogt '35. 34 S. I. — 25. Samillscheg, E., Romania Germanica. Vln. u. Lpg., de Gruyter. Bd. 1: XVIII u. 434 S. 1934. 11. Geb. 12; Bd. 2: XIV u. 329 S. 1935. 12. Geb. 13; Bd. 3: XII u. 252 S. 1936 12. Geb. 13. — 26. Thalheim, R. E. und Hillen Ziegfeld, A., Der deutsche Osten. Vln., Propyläen '36. 624 S. 232 Abb. u. andere Beilagen. Br. 22. Lw. 26. Hld. 29. — 27. Steinhäusen, G., Die Deutsche Kulturgeschichte. Lpg., Bibl. Inst. '36. 1 Tertband. 557 S. 1 Bilderatlas 455 S. mit 407 Bildern. 12 Taf. Register. Lw. 35. Hld. 45. — 28. Pefler, W., Handbuch der Deutschen Volkskunde. Potsdam, Athenäon '36. Bd. 1: 324 S. 305 Abb. XIII Taf. Lw. 22.

Französisch.

Von

Eduard Schön.

Die Napoleonliteratur ist durch eine 1934 entdeckte und von der Bibliothèque Nationale mit Regierungsgeldern angekaufte Sammlung von 318 Briefen Napoleons I. an Marie Louise (1) vervollständigt worden. Sie sind jetzt in deutscher Übertragung mit dem gleichfalls übersetzten Kommentar des Conservateur en chef de la Bibliothèque Nationale Charles de la Roncière der deutschen Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden. Die deutsche Ausgabe enthält alles zum Verständnis der Briefe Nötige. So willkommen der Fund sein mag, die Briefe werden dem Bilde Napoleons und dem der Marie Louise nichts Wesentliches hinzufügen. Das Meiste, was sie enthalten, sind Zärtlichkeiten des um die Gattin besorgten Ehemannes. Die große Politik klingt nur sehr gedämpft hinein. — Will man ein Gesamtbild der Marie Louise betrachten, das auf Grund eingehender Quellenstudien entworfen ist und bei dem auch die 318 neu entdeckten Briefe mit verwertet sind, so lese man Marie Louise von Gertrude Areß (2). Marie Louise wird in diesem Buch günstiger beurteilt, als es sonst, namentlich bei französischen Historikern, der Fall ist. — Mehr in das Romanhafte hinein ragt das Buch von Paul Rebour über Josephine (3), die erste Frau Napoleons, wenn auch hier der geschichtliche Untergrund überall erkennbar ist. Bücher wie dieses haben den Nachteil, daß sie das Größenverhältnis der Hauptpersonen verschieben. Nur um Napoleons willen wollen wir schließlich von Josephine etwas wissen. Das dramatisch bewegte, und in Josephines Leben ja besonders heftig bewegte Geschehen wird, wenn es künstlerisch zum Selbstzweck erhoben wird, in eine Bedeutsamkeit erhöht, die ihm geschichtlich genommen durchaus nicht zukommt. Das Thema: Napoleon und die Frauen ist von Historikern öfter durchgesprochen. Monographien wie die beiden genannten dürfen uns nicht darüber hinwegtäuschen, wie wenig die Frauen in dem eigentlichen Lebenswerk dieses großen Mannes bedeuteten.

Mazarin gehört wohl zu den Persönlichkeiten, die Geschichte gemacht haben, denen aber das Prädikat „groß“ oder auch nur „bedeutend“ zuzuschreiben man sich scheut. Die Formel, die die Historiker für ihn geprägt haben, heißt etwa: Fortsetzer Richelieus, aber ohne dessen Genialität, Virtuose der diplomatischen Ränke und Kniffe. Wenn wir heute Bailly's „Mazarin“ (4) studieren, so wird uns diese Formel unzutreffend erscheinen. Gewiß: Mazarin liebte die krummen und die verdeckten Wege, und er verstand sich auf die „Kombinationen“, aber er war nicht nur der schlaue Fuchs, er war auch, wenn es sein mußte, tapfer, energisch, er war überlegen, sah und handelte groß, und er war einer derer, die für Frankreichs Größe arbeiteten gegen unglaub-

liche Widerstände von innen und von außen. Baillys Buch wird uns helfen, Mazarins Leistung und Charakter richtig einzuschätzen; es enthält außerdem eine ausführliche Schilderung der Fronde, die man begreifen muß, wenn man erkennen will, wie es zu Ludwigs autoritärem Regieren kam und zu dem Ausleben der ganzen Nation nach Jahren arger Zerrissenheit. — Eine ähnliche „Rettung“ nimmt Charles Romain mit Ludwig XIII. (5) vor, den er einen verkannten großen König nennt. In der üblichen Geschichtsschreibung wird er so sehr von der gewaltigen Gestalt Richelieus beschattet, daß er zum Fantom verflüchtigt. Die Wirklichkeit war anders. Der geniale Minister war zwar der Größere von beiden, aber der König war energischer, tätiger, weniger der Geführte, als man gemeinhin annimmt. Er war Soldat und absoluter Monarch, und erst im Zusammenwirken von König und Minister wurde das Werk möglich, das man, wohl zu Unrecht, ausschließlich auf das Konto Richelieus setzt.

Was Robespierre geleistet hat, das stellen Friedrich Sieburg (6) und Peter Richard Rohden (7) dar. Beide haben fast zur gleichen Zeit einen „Robespierre“ herausgebracht. Die beiden Monographien sind aber sehr verschieden. Sieburg schreibt eine dramatisierte Geschichte, die farbig, lebendig, mit geschichtlich nachgeprüften Einzelheiten unterbaut, auf einer psychologischen Deutung des Mannes und auf Grundansichten völkerpsychologischer Art beruht. In der künstlerischen Darstellung ist es auf erregendes Pathos, auf Plastik der Figuren, auf dramatische Akzentsetzung abgesehen. Das Geistesgeschichtliche ist nur dürftig behandelt. So sehr offensichtlich historische Wahrhaftigkeit erstrebt ist, so sehr ist doch in der Stillierung der Geschichte zum Lebensroman der eigentliche Wert des Buches zu sehen. Das wird einem dann besonders klar, wenn man Rohdens Gegenstück danebenhält. Da ist exakte Geschichte. Wir bleiben in der Diskussion der Probleme, die der Mensch Robespierre dem geschichtlichen Verstehen stellt, und wir suchen sie mit den Methoden zu lösen, welche die Geschichtswissenschaft an die Hand gibt. Rohdens Robespierre ist zugleich eine Geschichte der Französischen Revolution; Wesen und Werk Robespierres sind zwar weniger plastisch dargestellt, aber eindringlicher, komplizierter, überzeugender. Rohden stützt sich nicht nur auf Historiker, er ist selber Historiker, setzt sich mit den großen französischen Historikern der Revolution, mit Laine, Aulard, Zaurès, Mathiez, Madelin und manchen anderen auseinander und gibt ein eigenes Bild und eine eigene Deutung Robespierres.

Zu den literarischen Größen der abgelaufenen Zeit, die dem gegenwärtigen Erleben bereits entrückt sind, scheint Marcel Proust zu gehören. Die Welt, die er als Künstler darstellt, und das Leben, das er als Mensch lebt, scheinen beide uns innerlich fremd geworden. Aber das uns fremd Anmutende ist zunächst der Stoff, eine exklusiv sich gebärdende und tatsächlich zerrüttete Welt, sodann die übersteigerte Empfindsamkeit einer überzüchteten Künstlernatur. Jedoch weder das Stoffliche noch die private Sphäre sind für ein Künstlertum entscheidend. Und daß Proust ein ganz großer, freilich komplizierter und schwer zugänglicher Künstler ist, das ist auch heute der Eindruck, den jede nicht am Stofflichen und am Biographischen haftende Beschäftigung mit ihm hinterläßt. Das ist auch der Eindruck, den zwei jüngst erschienene Sonderstudien hervorrufen, Irma Liedtke, Symbole und Bilder im Werke Marcel Prousts (8) und Hermann Blackert, Der Aufbau der Kunstwirklichkeit bei Marcel Proust (9). Irma Liedtke zeigt, daß Prousts Symbolismus der notwendige Ausdruck einer Weltanschauung ist, nach der alles Sein einen tiefen, geistigen, erst vom Künstler aufzuhellenden Sinn hat. Proust ist danach der wahrhaft idealistische Künstler, der

durch reiche, anschauliche und tiefsinnige Symbolik die Welt der Erscheinungen enträtselt. Blacker sucht das schöpferische Prinzip aufzufinden, das die Proust'schen Romane zu einer geschlossenen einzigartigen und neuartigen Kunstform machen. Er wählt als Ansatzpunkt seiner Untersuchung die Art, wie Personen in das Roman-geschehen eingeführt werden, und gelangt zu weitreichenden und aufhellenden Schlüssen über das innere Gefüge des Proust'schen Romans und weiterhin zur Klärung letzter Kunstfragen wie: Ich und Welt, Perspektivismus und Objektivität im Werke Proust's. Beide Studien bahnen neue Zugangswege zu Marcel Proust, die zu den bisher von Curtius, Spitzer, Auerbach, Pierre-Quint, Jäckel u. a. frei gelegten hinzukommen. — Richard Glasser hat in seinen „Studien zur Geschichte des französischen Zeitbegriffs“ (10) einen Versuch gemacht, der sich als sehr ertragreich erweist: er hat das, was Franzosen im Laufe der Zeiten aus „der Zeit“ machen, am Material der Sprache untersucht. Nicht um den Wandel des der philosophischen Erkenntnis wichtigen Zeitbegriffs handelt es sich, sondern um den allgemeinen Verlauf der Geistesgeschichte, so wie er sich in der Auffassung und Bewertung der Zeit spiegelt. Wenn auch die Gesamtbilder der Epochen, die uns geläufig sind, durch diese Einzelstudie nicht verändert werden, so ist doch das methodische Verfahren und sein Ergebnis sehr beachtlich: der Zeitbegriff wirkt wie ein in die tiefe See gesenktes Instrument, das Proben des Meeresgrundes ans Licht heraufholt und aus kleinen Mengen Art und Lagerung des Meeresgrundes zu bestimmen gestattet. Glasser's Studie schärft den historischen Sinn; sie zeigt, daß wir nur dann Aussicht haben zu erfassen, was ein Wort einst wirklich „meinte“, wenn es gelingt, in das einzigartige, den ganzen inneren Zusammenhang der Kulturäußerungen stiftende Zeitgefühl vorzudringen. — Streng geschichtlich begründet ist auch Fritz Schalk's Einleitung in die Enzyklopädie der französischen Aufklärung (11). Daß über die Enzyklopädie, über die so vieles bereits gesagt ist, damit die Akten noch nicht geschlossen sind, beweist Schalk, indem er aus weitgespannten geistesgeschichtlichen Zusammenhängen und mit meisterlicher Beherrschung alles dessen, was französische Aufklärung heißt und über französische Aufklärung geschrieben ist, noch einmal die Leitidee der Enzyklopädie herauszuheben sucht. Er findet sie im Werke selbst und in der kritischen Rückwirkung, die das Werk hervorruft, wobei er in einem sauberen Auseinanderlösen verschiedene in der Enzyklopädie verklammerte und verwachsene Ideen geschichtlich zurückverfolgt und die Absichten, Spannungen und Widersprüche der „Enzyklopädisten“ enthüllt. An und mit der Enzyklopädie wird die französische Aufklärung, an und mit dieser wird die Aufklärung gekennzeichnet. Bei dem, wie es eigentlich geworden und wie es eigentlich gewesen, bleibt Schalk stehen. Doch ist, wenn auch eine Auseinandersetzung von heute aus mit der Aufklärung nicht versucht wurde, der Boden dafür bereitet, indem zunächst einmal festgestellt wird, was denn die Aufklärung geschichtlich eigentlich gewesen ist. — Zu den ganz großen Geistern, deren Werk nicht veraltet, gehört Pascal. Seit dem Beginn dieses Jahrhunderts erleben wir eine Pascal-Renaissance, und auch heute hat Pascal nicht aufgehört, die Geister zu beschäftigen, wie die neueste Darstellung seines Werkes von Jacques Chevalier (12) beweist. Chevalier sieht in Pascal vor allem den großen Gottsucher, den wahrhaften Christen. Wir schreiten mit ihm den weiten Umfang des Pascalschen Genies ab und sehen, wie einer der gewaltigsten Denker in einen Christen aufgeht, der mit das Tiefste über das Christentum gedacht und gesagt hat. Dabei ist auf jeder Seite zu spüren, daß Chevalier selbst gläubiger katholischer Christ ist. — Die Académie française hat

1935 ihr 300jähriges Bestehen gefeiert. Aus diesem Anlaß haben die 40 „Unsterblichen“ in einem stattlichen Band *Trois Siècles de l'Académie française* (13) geschildert. Jeder einzelne von ihnen steuert eine Studie bei, die das Wirken der Akademie auf einem ihm vertrauten Gebiete oder unter einem ihm geläufigen Gesichtswinkel darstellt. So lesen wir von Sachkennern gut geschriebene Aufsätze über die Gründung der Akademie, Ludwig XIV. und die Akademie, die Akademie während der Revolution, das Wörterbuch, Vaugelas, den Geist der Akademie, die Akademie und die Wohltätigkeit, die Akademie und der Krieg, die dramatischen Autoren in der Akademie, die Marschälle in der Akademie usw. Was die Akademie war und was sie ist, welche Funktion sie im geistigen Leben Frankreichs erfüllt, von welchem Geist sie beseelt ist, das erfahren wir in diesem Bande direkt und indirekt, in Darstellung und Selbstdarstellung. Die Académie française ist eine auch heute noch für Frankreich durchaus repräsentative Einrichtung. Wer das Buch der Vierzig studiert, erwirbt oder vertieft seine Kenntnisse über etwas für Frankreich Wesentliches. — Unter den Schriften Frankreichs, die sich mit dem neuen Deutschland beschäftigen, nimmt Louis Bertrands Büchlein über Hitler (14) einen besonderen Rang ein. Bertrand hat die Hemmungen nicht, die mit der politischen Ideologie der Dritten Republik nun einmal gegeben scheinen. Gerade darum versteht er das neue Deutschland besser, als es die Vollblutrepublikaner anscheinend vermögen. Er versteht es, ohne doch das Geringste seines Franzosentums preiszugeben. Der tiefen Gegensätze der beiden Völker bewußt, predigt er eine nüchterne Realpolitik, die auf Anerkennung der mit Deutschlands Wiedererstarken gegebenen Tatsachen beruht, ohne sich freilich in irgendwelche Einzelheiten der politischen Praxis einzulassen.

(Abgeschlossen am 15. November 1936.)

1. Die Briefe Napoleons I. an Marie Louise. Bln., Fischer '35. 7. — 2. Arck, G., Marie Louise. Wien-Lpg., Höger '36. 7,50. — 3. Rebour, P., Josephine, Leben und Liebe einer Kaiserin. Mchn., Jugendclub '35. 5,80. — 4. Bailly, A., Mazarin. Paris, Fayard '35. 15 Fr. — 5. Romain, Ch., Louis XIII, Un grand roi méconnu. Paris, Hachette '35. Etwa 15 Fr. — 6. Sieburg, F., Robespierre. Ffm., Societäts-Verlag '35. 6,80. — 7. Rohden, P. N., Robespierre. Bln., Holle '35. 6,80. — 8. Tiedtke J., Symbole und Bilder im Werke Marcel Prousts. Hbg., Paul Evert '36. 6. — 9. Bladert, H., Der Aufbau der Kunstwirklichkeit bei Marcel Proust. Bln., Junker & Dünhaupt '35. 6. — 10. Glasser, N., Studien zur Geschichte des französischen Zeitbegriffs. Mchn., Hueber '36. 9,80. — 11. Schalk, F., Einleitung in die Enzyklopädie der französischen Aufklärung. Mchn., Hueber '36. 6,40. — 12. Chevalier, J., Pascal. Paris, Flammarion '36. 12 Fr. — 13. *Trois siècles de l'Académie française*, par les Quarante. Paris, Firmin Didot '35. 25 Fr. — 14. Bertrand, L., Hitler. Paris, Fayard '36. 3,50 Fr.

Pädagogik.

Von

Richard Sennewald.

Nachdem die Schulungsstätten der Partei und ihrer Gliederungen, die Hochschulen für Lehrerbildung und die Nationalpolitischen Erziehungsanstalten eingerichtet und der Wissenschaft neue Ziele gewiesen sind, rückt die Reform der überkommenen Schulen näher. Daß unsere Führung diese Aufgabe zunächst zurückstellte, ist von großem Vorteil gewesen. So haben die Pädagogen die neue Erziehungswirklichkeit verarbeiten und sich innerlich aneignen können und sind sie heute in der Lage, der Bewegung den Dienst zu leisten, der von ihnen erwartet wird.

Tiefer als im Vorjahre zeigt sich in diesem die pädagogische Theorie vom Nationalsozialismus her bestimmt. Der Professor der katholischen Theologie Rademacher (1) hat eine Vorlesung für Hörer aller Fakultäten über Religion und Bildung zu einem Buch erweitert. Er entwickelt den „integralen Humanismus“ des Katholizismus mit dem ganzen Glanz alter logischer Kultur. Die Möglichkeiten der Kirche, den Nationalsozialismus zu bejahren, hat er weit ausgenüht. Unaufdringlich gibt er dem Massebegriff, klar dem totalen Staatsbegriff sein Recht. Es kann Rademacher nicht schwer fallen, auch den letzten Rest von Zurückhaltung gegenüber dem Nationalsozialismus fallen zu lassen. Unsere Führung wird die Mitarbeit solcher Katholiken nicht ablehnen, wie Rosenberg neulich bei Gelegenheit der Mahnungen des Bischofs Hudal an die österreichische Geistlichkeit hat erkennen lassen. Wieviel die katholische Pädagogik an bestem altem Gut mit sich führt, zeigt neben diesem Buch auch ein Schriftchen des Wiener Professors Meister (2), das einen lesenswerten Beitrag zu der Unterscheidung der realistischen von den humanistischen Fächern liefert.

Viel ungünstiger steht der Stern der im engeren Sinne „evangelischen“ Pädagogik. Sie rühmt sich, die evangelische Erziehung aus der Umspannung durch die humanitäre Bildung gelöst zu haben. „Die evangelische Erziehung steht im Lichte der Eschatologie“ und nicht irgendeiner Anthropologie. „Sie steht vorwärts auf die Vollendung, die Gott schaffen wird und die über alles Begreifen mehr ist als unser Erziehen und Bessern.“ Dem bloßen eschatologischen Bewußtsein gegenüber bedeutet es einen Schritt vorwärts, daß Erich Lange (3) die Bedeutung der Gemeinde, der Kirche klar herausarbeitet. „Es gibt nichts Lächerlicheres als Religionsunterricht ohne Kirche.“ Aber was hat diese Pädagogik der Schule, dem Staat zu bieten? „Es ist bis jetzt über die Grundlegung zu einer einheitlichen Gedankenführung innerhalb dieser Bewegung nicht hinausgekommen.“

Auch Rademacher lehnt den Idealismus ab; beide Konfessionen zeigen sich noch völlig unberührt von der Tatsache, daß im Nationalsozialismus ein Schiller, Fichte, Arndt, Nietzsche, Wagner mit leben. Je mehr wir in diese Männer eindringen, desto klarer zeigt sich die ganze Oberflächlichkeit des summarischen Redens vom Idealismus. Man lese Zeitschels „Pestalozzi“ (4)! Zeitschel steht auf dem Boden der Philosophie von Hermann Schwarz. Ihre pädagogische Fruchtbarkeit zeigt in noch höherem Maße Zeitschels kurzer Abriss einer „Verwesentlichungspädagogik“ (5). „Auf die Volkheit als höchste Lebensmöglichkeit Gottes muß alle Lehre und alle Erziehung und aller Unterricht ausgerichtet sein.“ Sehr beachtenswerte Worte findet er für den Wert der Familie. Die Verwesentlichungspädagogik wird im Gegensatz zur Vervollkommnungspädagogik, für die „Pflege“ und „Bildung“ kennzeichnend sind, durch den Begriff der „Führung“ bestimmt. „Führung ist ein schöpferisches Tun, zu dem göttliches Leben treibt . . . Im Hingabetum an die Jugend und im Dienst am Volke findet Führung ihre wesensmäßige Aufgabe und lebendigsten Ausdruck ihres Schöpferturns.“ Der Geist des Bäckleins ist dem von Gentiles pädagogischen Schriften verwandt. Er gibt die Überzeugung, daß nicht die Ausschließung des Idealismus uns weiterführen wird, sondern die Einschränkung und nähere Bestimmung der ihm eigentümlichen Begriffe Geist und Schöpfung. Man nimmt deshalb das Buch von Helene Hermes, „Die Idee des Schöpferischen in der Pädagogik des XX. Jahrh.“ (6) mit einigen Erwartungen zur Hand und erhält hier auch eine anschauliche Übersicht über die allgemein-geistige Gegenbewegung gegen den Intellektualismus und Mechanismus und über die Entwicklung der Kunsterziehung als der

dafür bezeichnenden pädagogischen Disziplin. Aber die organische Schule der Lebensalter von Weismantel ist allzu gläubig als Schlußstein der Entwicklung hingenommen und nicht gesehen, daß unser Wille zum Typus dem Suchen nach dem „Lebensalterkosmos“ und der organischen Methode, die gestattet in jedem bis zu einem gewissen Grade jede Fähigkeit zu entwickeln, einen starken Stoß versetzt. Einen Typus wollen heißt auf vieles verzichten. Sparta verzichtete auf die Ausbildung der künstlerischen und geistigen Fähigkeiten, die auch in seinen Menschen lagen. Ähnliches gilt für alle Völker mit ausgeprägter Form. Die unausgebildeten Möglichkeiten bilden die Reserven des Typus. Nur vom Typus und seinem Verzicht aus ist auch die Stoff- und Fächerfrage zu lösen.

Es ist für die Weiterentwicklung wichtig, daß es zu einer Verbindung des pädagogischen Idealismus und der Gedanken Kriecks kommt. Von diesen her umreißt Schaller (7) die Aufgaben der Schule. Zunächst für die Volksschule bestimmt, hat sein Buch auch der höheren Schule etwas zu sagen. Zweifellos wird die Selbstbescheidung, die in Kriek liegt und in der landschaftsgebundenen, „dorfeigenen“ Schule Gestalt gewonnen hat, auch auf sie noch einmal wirken, wie sie es auf die Hochschulen bereits tut. Das Buch hat bei aller Breite eine hohe Geschlossenheit.

Die idealistische Pädagogik wird auch nicht umhin können, an die Biologie und Entwicklungstheorie Anschluß zu suchen. Darauf führt der Professor der Klausenburger Handelshochschule Gockler (8) in einer anregenden, auf reicher Erfahrung beruhenden Schrift. Er ordnet den Unterricht der Nachkommenfürsorge durch Übertragung von Gütern, die Erziehung der durch Vererbung und Brutpflege, die Fächer den Bedürfnissen des Menschen zu. — Pfahler (9) kann seine Schrift „Warum Erziehung trotz Vererbung?“, die außer der Antwort auf die Frage des Titels noch einen Abriß seiner wertvollen Erbcharakterlehre enthält, bereits in 2. Auflage vorlegen. Wenn er bei der Auseinandersetzung über das Verhältnis von Erbcharakter und Rasse zu dem Schluß kommt: „Es ist durchaus denkbar, daß beide ursprünglich ein und dasselbe waren“, so kann das zu der schiefen Meinung verleiten, als ob der Nachweis bald zu erwarten sei. Nein! Pfahlers Vermutung stützt sich auf nichts als die Einheitsforderung der wissenschaftlichen Vernunft. Bis wir die Einheit aller Lebensstatsachen aber exakt nachzuweisen vermögen, können Jahrzehnte vergehen. Wir befinden uns erst in den Anfängen der Lebenskunde. Ihr wird es nicht anders als der Naturwissenschaft überhaupt ergehen, in der zunächst Mechanik, Wärmelehre, Magnetismus, Elektrizitätslehre, Chemie, Biologie unverbunden nebeneinander standen. Auch die Biologie wird lernen müssen, das unverbundene Nebeneinander mehrerer Forschungsrichtungen zu ertragen. Worauf es zunächst ankommt, ist Exaktheit, Nachprüfbarkeit der Ergebnisse. Die Einheit ergibt sich aus ihr mit Notwendigkeit, aber eben deshalb allmählich. Es ist Zeitvergeudung über sie zu theoretisieren. — Eine Warnung vor dem Glauben, daß wir mit einer Lebenswahrheit den Schlüssel zu allen Türen des Lebens hätten, gibt uns Sergius Hessen (10) in der Erweiterung seiner älteren Schrift über die Montessori. Er macht überzeugend klar, daß sich ihr Verdienst auf die Erfindung wissenschaftlich begründeten Materials für Kinderspiele beschränkt. Da sie die Ganzheit des Kindes nicht in Tätigkeit zu setzen weiß, entartet ihr das Spiel zur Einübung. — Eine Mahnung sind Hartnacks (11) „Die Ungeborenen“, zu denen er die Schrift „Bildungswahn — Volkstod“ umgearbeitet hat. Was er hier über die Aufgabe der höheren und der Hochschule, über Auslese, über die Förderung der Kinderreichen gesagt hat, verdient allgemeine

Beachtung. Eine teilweise Ergänzung Hartnacks durch die Untersuchung einiger tausend Abiturienten und ihrer Lebensleistung gibt Just (12). Er fordert u. a. möglichste Einheitlichkeit des Unterbaues der höheren Schulen und starke Aufgliederung ihrer Oberstufe. — Da man unsere Zeit stärker in der Tat als in der Theorie weiß, so begrüßt man lebhaft den Bericht Hamburgs über die Neugestaltung seines Schulwesens (13). Soweit es der Raum gestattete, sind die Richtlinien (Deutsch, Neuere Sprachen, Geschichte, Biologie) abgedruckt.

Schon durch ihre Zahl fallen die Beiträge zur Geschichte der Erziehung auf. Es spricht sich darin der Wandel der Pädagogik zur Erziehungswissenschaft aus. Auf ihn geht es auch zurück, wenn besonders die nationalen Erziehungsformen und die Berufserziehung Bearbeitung gefunden haben.

Von den Neuerscheinungen sei zunächst Weimers „Geschichte der Pädagogik“ (14) aus der Sammlung Böschens genannt. In der 8. Auflage dieses trefflich unterrichtenden Bändchens ist auch die bildende Kraft der Gemeinschaft gebührend beachtet. — Haucks Schrift über „das Spiel in der Erziehung des XVIII. Jahrh.“ (15) gibt zwar der Erziehungspraxis einen größeren Raum, aber seine photographische Methode versagt bei der Darstellung der Anschauungen der Großen. — Schon durch den Gegenstand zeigt sich Wagners gründliche „Standes- und Berufserziehung in der Pädagogik der Philanthropen“ (16) unserer Zeit stärker verbunden. Daß man aber so eine Frage nicht losgelöst von der Geschichte der Stände selbst betrachten sollte und wir weniger von den Anschauungen und Systemen der Pädagogen als der breiten Erziehungswirklichkeit ausgehen müssen, lehrt Urbshats wertvoller Entwurf einer Geschichte der Berufserziehung (17), der sich allerdings erst vom Ausgang des Mittelalters an auf eigenem Boden weiß. Eine beachtenswerte Ergänzung zu diesen Schriften bietet Pohles Buch über den sächsischen Professor Pölitz, der von 1772—1838 lebte und zuletzt Staatswissenschaften in Leipzig lehrte (18). In der Blütezeit der systematischen Philosophie sprach er sich gegen die Möglichkeit eines letzten Prinzips aus; er betrachtete die Einheit von Leib und Seele als eine Gegebenheit; in der Erziehung betonte er die Bedeutung der Nation und des Staates. Pohle faßt Pölitz zu scharf an. Es gilt nicht so sehr die deutsche Vergangenheit beim Worte zu nehmen, als vielmehr in ihrer Notwendigkeit uns selbst wiederzufinden. Waag hat das Verhältnis der deutschen Lehrerschaft zur deutschen Kirche im XIX. Jahrh. (19) untersucht. Er zeigt, daß den lutherischen Kirchen, weil sie auf den rechten Glauben verwiesen waren, eine wirkliche Kirchenzucht nicht erreichbar war. Was die Geißlichkeit, ohne ihre Schuld, nicht zu schaffen vermochte, hat die Lehrerschaft unter den günstigeren Verhältnissen der Schule in größerem Umfang verwirklichen können. Hinter ihrem Ringen um den Begriff des Charakters, um einen erziehenden Unterricht, hinter ihrem Festhalten am Religionsunterricht und ihrer Forderung der Gewissensfreiheit für diesen Unterricht sieht er mit Recht ein religiöses, echt protestantisches Verlangen. Wahre Erziehung braucht einen religiösen Grund. Aber Waag irrt, wenn er meint, nur die dialektische Theologie könne ihn legen. Sollte die Lösung nicht mit weit größerem Recht von dem idealistischen Protestantismus zu erwarten sein, der die Lehrerschaft getrieben hat, die Aufgabe der Kirche und Kirchenzucht zu übernehmen und der in ihr auch heute noch lebendig ist?

Als Jubiläumsschrift begonnen, konnte die Geschichte des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins von E. Meyn v. Westenholz (20) sich wohl zu einer Geschichte der Mädchenerziehung erweitern, aber dem Umschwung in der Stellung

der Frau, den unsere Zeit erlebt, nicht Rechnung tragen; als aktenmäßige, mit innerer Anteilnahme geschriebene Darstellung behält sie ihren Wert. Ganz anders greift in unsere Zeit der wertvolle Rechenschaftsbericht des ehemaligen sächsischen Kultusministers und Akademieleiters Seifert ein (21). Denn er selbst hat schon vor der Jahrhundertwende gelegentlich die Ausmerzungen der Erbkranken, ein deutsches Christentum, im Krieg schon ein Hilfsdienstgesetz gefordert und schließt seine Erinnerungen aus seiner Lebensarbeit heraus mit der Hoffnung, daß „am Beispiel der Erziehungswissenschaft verwirklicht werde, was das junge Akademikertum von allen Berufswissenschaften fordert, nämlich daß die wissenschaftliche Haltung aktivistisch wird, daß das wagende Tun als ebenso bedeutsame Erkenntnisquelle anerkannt wird wie das spekulative Denken.“ — Thüringen hat die politische wie die schulische Entwicklung vielfach schärfer und schneller durchlaufen als andere Länder. So hat der sorgfältige Bericht Liedloffs über die Entwicklung seines höheren Schulwesens von 1918—1933 (22) allgemeine Bedeutung.

Besondere Beachtung werden heute die Bücher finden, die das Erziehungsganze eines Volkes zu ihrem Gegenstand machen. Die „Paideia“ Jägers (23), die nach kaum anderthalb Jahren in zweiter Auflage erscheinen kann, wird niemand enttäuschen. Nirgends wird der uns literarisch bezeugte Urgeist eines nordischen Volkes so klar und richtig gezeichnet wie hier. An Hand seiner Darstellung allein kann auch die Wiederherstellung der germanischen Vorzeit glücken. Von der festen Klarheit des Anfangs nimmt das ganze Buch, das die Entfaltung des griechischen Bildungs-ideals in den literarischen Denkmälern bis zu Thukydides enthält, seine mitreisende Kraft. Mit Spannung sieht man den weiteren Bänden entgegen. Möchte es Jäger möglich sein, dort auch ein Bild der pädagogischen Praxis und des sittlichen Verfalls der Griechen einzufügen, damit der Anknüpfungspunkt des Christentums nicht verfehlt werde. Denn worauf es heute letztlich ankommt, ist eine Gesamtschau der arischen Entwicklung. Die Erwartungen, mit denen man an das Buch herantritt, erfüllt nicht Fritz Wüllenswebers „Germanische Erziehung“ (24). Es enthält zwar eine dankenswerte Sammlung des Stoffes aus den Sagas und geht auch richtig davon aus, daß die Germanen eine wahrhafte und tiefe Kultur besaßen, aber, geblendet von dieser Tatsache, sieht es die völkische und zeitliche Eigenart seines Stoffes nicht. Zauberkunst und Runenkunde (S. 169!) fallen ganz unter den Tisch. Weshalb? Ist das ein willkürlicher Bestandteil inmitten der Geschlossenheit der isländischen Kultur? Der Verfasser hat zur Eingebung, zum Gesicht, zur Weissagung, zum Zauberwissen, kurz der Tiefe, aus der das Zeitalter der „Götter und Helden“ lebte, kein Verhältnis. Bezeichnend dafür sind die scheußlichen Fremdwörter „tradiert“ und „Tradition“, mit denen er sie verdeckt. Ebensowenig zeigt er Gefühl für die völkische Eigenart der Isländer. Deshalb konnte ihm auch nicht der Gedanke kommen, die Sagas in der Weise Jägers als einen einmalig-notwendigen Ausdruck des germanischen Erziehungsideals zu nehmen. Dadurch beraubt er den Stoff aber der Gewalt, die alle Geschichte hat. Der Glaube, daß das Thema lediglich einer Verteilung des Sagastoffes auf Geburt, Kindheit, Knabenalter, Bauerntum, Krieger-tum, Geistesleben bedürfe, ist Nationalismus. Wir wollen unser Altertum nicht unter allgemeinen Gesichtspunkten abgehandelt, sondern unter dem des in der Geschichte sich offenbarenden Schöpfergottes erschlossen sehen. — Von hoher Bedeutung für die Aufhellung der germanischen wie jeder Erziehung ist die erste Gesamtdarstellung der indischen Erziehung in einer europäischen Sprache durch Sharma (25). Indien

steht noch heute dem vorchristlichen Zeitalter ganz nahe. Welche Höhe hat in ihm die Erziehung besessen! „Besser sterben ohne je gelebt zu haben, als einen unbrauchbaren Boden bepflanzen wollen.“ Diese Weisheit des Chandjane Brahmnana ist der allgemeine Grundsatz der indischen Erzieher! — Stärker als auf Indien sind unsere Blicke um seines stetigen Aufstiegs willen auf Japan gerichtet. Wodurch die nationale Gesinnung des Japaners ihre Stärke und Festigkeit hat, zeigt auf Grund eindringender Kenntnis von Land und Leuten Meißner: Tokio (26). Beachtung verdient, daß der nationale Kaisertum dadurch aus dem religiösen Ringen herausgenommen ist, daß man ihn nicht als Religion zählt. Durch eine genaue Zergliederung des japan. Volksschul- und des Morallesebuchs hat Weegmann (27) ein wertvolles Beispiel für die allgemeinen Ausführungen Meißners gegeben. — Auch die Darstellung der Schulpolitik Griechenlands von 1821—1935 durch Th. Haralambides (28) ruht auf einem lebensvollen Bilde der Menschen und der Geschichte des Landes. Das Buch greift darüber hinaus mit praktischen Vorschlägen in die griechische Entwicklung ein.

Zum Schluß siehe „Die Autobiographie als erziehungswissenschaftliche Quelle“ von Uhlig (29). Das Buch bleibt ohne wesentliches Ergebnis, ja endet auf einem falschen Gleis. Denn die Physiognomik, Sprangersche Lebensformen und historische Formen des Lebensbildes sind vielleicht Hilfsmittel, aber nicht Gegenstände der Erziehungswissenschaft. Frucht hätte die Arbeit nur bringen können, wenn der Verfasser mit klaren Vorstellungen von dem In- und Miteinander von Wachstum, Erziehung, Schicksal und Geschichte, von Anlage, Rasse und Volkszugehörigkeit an die Autobiographien herangegangen wäre.

Blickt man auf die Beiträge zur Geschichte zurück, so zeigt sich, daß die Erziehungsgeschichte den Rang einzunehmen beginnt, den sie innerhalb der Geisteswissenschaften beanspruchen kann. Jägers Paideia hat in dieser Richtung wesentlich vorwärts gebracht. Das Erziehungsideal eines Volkes ist nichts anderes als das lebendige Ideal seines Miteinanders und seines Verhältnisses zu Gott. Es ist in der Literatur, der Kunst, ja allen Kulturererscheinungen und allem kulturellen Leben aufzuzeigen.

Auch die Beiträge zur speziellen Didaktik haben an Gewicht gewonnen; die Zeit der bloßen Forderungen scheint vorüber. In Eilemann (30) lebt, was Deutsche insbesondere unserer Tage über Freiheit, Ehre, Treue, Kameradschaft, Führertum, Arbeit gesagt haben. Sein Buch ist eine Fundgrube für den nationalpolitischen Unterricht. Freilich die Schnur, auf die er die Aussprüche aufreißt, erschwert ihre Verwendung und kann einfachere Gemüter selbst zu didaktischen Torheiten verleiten. — Ein lapidares Zeugnis vom Wesen und Wollen der Hitlerjugend legt H. Möller in „Wir werden das Volk“ ab (31); hier hört man nichts als das eigene glühende Herz der Jugend. — Für die Behandlung der Vererbungs- und Rassenlehre sei zunächst auf den lebendigen Vortrag von Benze (32) hingewiesen, der vom N.S.W. Südhannover herausgegeben ist und jetzt in 3. Auflage vorliegt. Er bringt knapp, klar und erschöpfend, was der Gesichtspunkt der Rasse heute von Erziehung und Unterricht verlangt. Den entsprechenden Stoff für den Unterricht der Volksschule und auch der Unterstufe der höheren Schulen stellt umsichtig E. Konrad (33) zusammen. Mit Recht warnt er vor verfrähter Einführung des Begriffs Rasse und der systematischen Bilder. Berger (34) hofft, daß uns der Rassebegriff zur Gleichschaltung des Willens die Gleichrichtung der Herzen bringt und den artgemäßen deutschen Glauben schafft. — Neben der Rassenlehre will das Wehrwesen in der Schule berücksichtigt sein. Scholz (35) zeigt in lesenswerten Ausführungen,

daß Wehrwissenschaft mit einer neuen Geschichtsauffassung rechnet, die der Wehrentwicklung eine entscheidende Rolle in der Entwicklung der Völker und Staaten gibt, aber auch ihre Abhängigkeit von der Kultur- und Staatsentwicklung nicht übersehen. Klar grenzt Scholz ihre Aufgabe von der praktisch-militärischen des Generalstabes ab. Auch für den Wehrunterricht der höheren und Volksschulen weist er die Richtung. „Wehrpolitisches Erfahrungswissen kann nur durch Geschichte vermittelt werden. Sie ist allen Rüstungszahlvergleichswandtafeln überlegen.“ — Schlichter, aber menschlich warm und durch die Einbeziehung der Erziehungsfragen bedeutsam, ist das Schriftchen des Kompagnieführers Teske (36). „Die Jugend von Langemarck wußte zu sterben, heute soll die Jugend auch zu kämpfen wissen.“ — Vorbildlich in seiner knappen Sachlichkeit, richtungweisend in seinen Ergebnissen ist Schmidt-Boigts „Fordernder Deutschunterricht“ (37), der das Material des Provinzialschulkollegiums von Hessen-Rhassau über den Lesestoff und die Aufsatze-themen der höheren Schulen im Jahre 1934—1935 auswertet. Die Schrift sollte jeder Deutschlehrer lesen. — Aus der Bearbeitung des entsprechenden neusprachlichen Materials der Provinz Hannover ist Rudolf Münch's „Die dritte Reform des neusprachlichen Unterrichtes“ (38) hervorgegangen. Die zwei Wege der Sprachlehre, die er unterscheidet: Das Auffuchen der völkischen und rassischen Wurzel der Erscheinungen und das Zurückgehen auf den seelisch-geistigen (logischen) Urgrund des sprachlichen Ausdrucks überhaupt, lassen sich nicht voneinander trennen. Das Richtige der Kulturfunden will Münch als Volkslebenslehre weiterführen; aber es schwingt in ihr nichts von Schicksal und Notwendigkeit mit, die über der Geschichte walten. — Über die Kreise der Altphilologen hinaus verdienen durch ihre Gesundheit und Besonnenheit Beachtung die bei Teubner erschienenen sieben Beiträge zur Methodenlehre des Latein (39). Was hier z. B. zum Vokabellernen und Wortschatz gesagt ist, werden auch Neuphilologen mit Nutzen lesen. Über die Notwendigkeit der Fühlungnahme der Sprachlehrer untereinander und die einer einheitlichen Terminologie und Methode kann kein Zweifel sein. — Gestützt auf einen sechzehn-jährigen Versuch in Nadebeul und getragen von gelegentlichen Äußerungen nationalsozialistischer Führer, fordert Dingeldey (40) den Einbau der Rechtschulung in die Schule. Sie könnte nicht nur, wie Dingeldey meint, dem Geschichtsunterricht sondern auch dem Religionsunterricht eingefügt werden. Aber die Bedenken, die er gegen jede Zuweisung an ein anderes Fach erhebt, sind begründet und treiben mit zu neuen Unterrichtsformen für die Oberstufe. — Polzins Schriftchen (41) zeigt, wie erst aus rechter Klassengemeinschaft heraus ein Gesamtunterricht (im Sinne Berthold Ottos) fruchtbar werden kann. — Empfehlen kann man allen höheren Schulen die Anschaffung des Handbuches des gesamten Jugendrechts (42), das in klarem sauberem Deutsch über alle Fragen unterrichtet, die an die Jugend vom Elternhaus und der Schule bis zum Heer, Beruf und der Eheschließung hin herantreten können. Man kann auf Ergänzungsblätter abonnieren.

Die Pädagogik fühlt die Größe der Aufgaben, die ihr der Umbruch gestellt hat, aber ihr Umfang enthüllt sich ihr nur allmählich. Inmitten der Spannungen, in die die Erzieherchaft hineingestellt ist, ist ihr der Mann unerseßlich, der sie zu einer Einheit zusammengeschweißt hat: Hans Schemm. Seine Reden (43), die in 4. Auflage vorliegen, halten in ihr das Bild des echten deutschen Erziehers aufrecht, der „Typus“ ist und Persönlichkeit besitzt, und geben ihr die Gewißheit, daß die Reform nicht das Leben fesseln, sondern befreien wird. (Abgeschlossen am 31. Oktober 1936.)

1. Mademacher, A., Religion und Bildung. Bonn, Hanstein '35. 230 S. 5,50. — 2. Meister, R., Die grundlegenden pädagogischen Beziehungen der Schule zur Wissenschaft. Wien, Deutscher V. für Jugend u. Volk. '36. 22 S. —,55. — 3. Lange, E., Die Erziehungslehre der evangelischen Theologie. Bln., Junfer & Dünnhaupt '36. 98 S. 3,80. — 4. Zeißchel, F., Pestalozzi und die Berufentfaltungspädagogik. Braunschweig, Appelhaus '35. 76 S. 2,50. — 5. Zeißchel, F., Berufentfaltungspädagogik. Bln., Junfer & Dünnhaupt '36. 58 S. 2,50. — 6. Hermes, H., Die Idee des Schöpferischen in der Pädagogik des XX. Jahrh. Mchn., Kösel & Pustet '36. 119 S. 3. — 7. Schaller, H., Die Schule im Staate Adolf Hitlers. Brsl., Korn '35. 238 S. 3,80. — 8. Gökler, L., Die Grundfragen der Erziehung in biologischer Beleuchtung. Halle, Waisenhaus-Buchh. '36. 62 S. 1,80. — 9. Pfahler, G., Warum Erziehung trotz Vererbung? 2. Aufl. Lpg., Teubner '36. 154 S. 3,20. — 10. Hessen, S., Die Methode der Maria Montessori und ihr Schicksal. Halle, Akademischer V. '36. 57 S. Br. 2,80. — 11. Hartnack, W., Die Ungeborenen. Mchn., Lehmann '36. 161 S. Geh. 3. — 12. Just, G., Schulauslese und Lebensleistung. Lpg., Hirtzel '36. 13 S. 1. — 13. Hamburg im Dritten Reich. I. Die Neugestaltung der Schule. Hrsg. v. Hamburgischen Staatsamt. Hbg., Lütke & Wulff '35. 106 S. 1,50. — 14. Weimer, H., Geschichte der Pädagogik. 8. Aufl. Bln., de Gruyter '35. 191 S. 1,62. — 15. Hauck, K., das Spiel in der Erziehung des XVIII. Jahrh. Halle, Akademischer V. '36. 143 S. 4,60. — 16. Wagener, W., Die Standes- und Berufserziehung in der Pädagogik der Philanthropisten. Vorna, Noske '36. 87 S. Kart. 3,60. — 17. Urbschat, F., Grundlagen einer Geschichte der Berufserziehung. Langensalza, Belk '36. 59 S. 2,20. — 18. Pohle, P., System der Staats- und Nationalerziehung bei Karl Heinrich Ludwig Pöitz und ihre philosophischen Grundlagen. Münster, Buschmann '36. 200 S. 6. — 19. Waag, H., Deutsche Lehrerschaft und deutsche Kirche. Lpg., Meiner '35. 150 S. 5,80. — 20. Meyn von Westenhof, E., Der Allgemeine deutsche Lehrerinnenverein in der Geschichte der deutschen Mädchenbildung. Bln., Herbig '36. 367 S. 6,50. — 21. Seyfert, R., Lebensbuch eines Lernenden. Lpg., Wunderlich '35. 332 S. 9,80. — 22. Liebloff, W., Die Entwicklung des höheren Schulwesens in Thüringen von der marxistischen Revolution 1918 bis zur nationalsozialistischen Erhebung 1933. Vorna, Noske '36. 88 S. Kart. 4,20. — 23. Jaeger, W., Paideia. I. 2. Aufl. Bln., de Gruyter '36. 512 S. 8. — 24. Willenweber, F., Altgermanische Erziehung. Hbg., Hanseat. V. '36. 174 S. 5,60. — 25. Charna, Venkatesh Narayana, Indische Erziehung. Weimar, Böhlau '36. 181 S. 7,50. — 26. Meißner-Tokio, K., Nationale Erziehung in Japan. Bln., Weidemann '34. 48 S. 2. — 27. Weegmann, E., Die vaterländische Erziehung in der japanischen Volksschule: Tokuhon und Shushinso. Lpg., Harassowitz '35. 30 S. 1. — 28. Haralambidis, Th., Die Schulpolitik Griechenlands 1821—1935. Bln., Junfer & Dünnhaupt '35. 206 S. 8. — 29. Uhlig, R., Die Autobiographie als erziehungswissenschaftliche Quelle. Hbg., Broschek & Co. '36. 135 S. 5,50. — 30. Eilemann, S., Weltanschauung, Erziehung und Dichtung. Ffm., Diesterweg '35. 134 S. 2,80. — 31. Möller, A., Wir werden das Volk. Brsl., Hirt '35. 127 S. 2,75. — 32. Benze, R., Rasse und Schule. 3. Aufl. Braunschweig, Appelhaus & Co. '35. 44 S. 1. — 33. Konrad, El., Der Rassengedanke in der Schule. Erfurt, Stenger '36. 95 S. Br. 2,25. — 34. Berger, F., Volk und Rasse als Grundlage und Ziel dt. Erziehung. Stgt., Gutbrod '36. 32 S. —,75. — 35. Scholz, G., Kriegs- und Wehrwesen im Unterricht. Lpg., Teubner '36. 73 S. Kart. 2. — 36. Teske, H., Vormilitärische Schulerziehung. Langensalza, Julius Belk '36. 32 S. —,70. — 37. Schmidt-Voigt, H., Fördernder Deutschunterricht. Ffm., Diesterweg '36. 30 S. —,60. — 38. Münch, R., Die dritte Reform des neusprachlichen Unterrichts. Ffm., Diesterweg '36. 53 S. 2,40. — 39. Lateinischer Sprachunterricht. Sieben Beiträge zur Methodenfrage. Lpg., Teubner '36. 84 S. Geh. 2,80. — 40. Dingeldey, Rechtschulung. Charlottenburg, Lorenz '36. 21 S. — 41. Polzin, A., Das Gespräch als Grundform des Volksschulunterrichts. Bln., Hauslehrerverlag '35. 16 S. —,80. — 42. Burmann und Wölders, Handbuch des gesamten Jugendrechts. Bln., Luchterhand '36. 614 S. 7,50. — 43. Schemm, H., Hans Schemm spricht. 4. Aufl. Bayreuth, Gauverlag Bayr. Dfsmark '36. 324 S. 4,85.

In erweiterter Neubearbeitung, mit vielen neuen Bildern ausgestattet, erschien:

Deutsche Feste und Jahresbräuche

Von Prof. Dr. E. Fehle

4. Auflage. Mit 45 Bildern. In künstlerischem Einband *R.M.* 3.60

Die alteingewurzelten Jahresfeste des deutschen Volkes, die aus bäuerlicher Kultur kommen und sich dort am meisten erhalten haben, zeigen in Deutschland und über die Grenzen hinaus, soweit deutsches Volk wohnt oder deutsche Kultur ausstrahlt, tiefgehende Übereinstimmungen. Wohl haben Landschaft und gemeinsames Erleben den Festen hier diese, dort eine andere Prägung gegeben, die Haltung die dahinter steht, die Ur-Sachen und die Vorstellungen sind im Grunde genommen immer wieder dieselben. Sie sind gemeingermanisch und können in unserer Geschichte bis in die Frühzeit unseres Volkes zurückverfolgt werden. Vielfach sind sie auch zu belegen bei anderen arischen Völkern, in den Weden der alten Inder, in der Religion der Perser, in dem bäuerlichen Jahreslauf der alten Römer, besonders aber bei den uns nahe stehenden alten Griechen. Damit sind sie erwiesen als alt-arisches Erbgut.

Seit langen Jahren hat der Verfasser alle Gegenden der Heimat durchforscht, sich voll Liebe und Begeisterung mit den Bräuchen der Jahresfeste und des Jahreslaufes vertraut gemacht. Er erzählt davon in fesselnder flüssiger Art und sucht dabei überall dem alten Brauchtum auf den Grund zu kommen.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Soeben erschienen:

Leben / Erkennen / Schreiben

Lebensfragen der Jugend im deutschen Aufsatz

Von Hans Dahmen. Kart. *R.M.* 1.—

Von Lust und Leid der Jugend, vom Glück ersten Erlebens und von der Deutung früher menschlicher Begegnisse und geistiger Entwicklungen redet dieses kleine Buch. Leben, Erkennen und Schreiben werden als eine innere, geistig-leibliche Einheit gesehen, da sie sich gegenseitig durchdringen und prägen. Von den Aufsätzen unserer Sekundaner und Primaner aus wird der gegenwärtige Sinn einer seelisch-geistigen Bildung ergründet, die in der sprachlichen Haltung eines Menschen sich verrät. Sprechen und Schreiben sind dabei nicht eine Angelegenheit formaler Stilkniststücke, sondern eine Äußerung des gesamten Handelns und Verhaltens, der Gesinnung und des Charakters. Was die Schrift an lebendigen Erfahrungen, an geistiger Leidenschaft und einem Stückchen Lebensweisheit besitzt, darf auf die Anteilnahme derjenigen hoffen, denen an der Erneuerung unserer Bildung gelegen ist und die an den Lebensfragen unserer Jugend tätigen Anteil nehmen.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

KAISER CONSTANTIN UND DIE CHRISTLICHE KIRCHE

5 Vorträge. Von Geh. Rat Prof. D. Dr. E. Schwartz

2. Aufl. Mit 1 Titelbild. Geb. *RM* 6.—

*A*ls dieses Werk 1912 erstmalig erschien, bedeutete es eine umstürzende Änderung in unserem Verständnis des ersten christlichen Kaisers, seiner Zeit und der Motive seines Handelns. Gerade weil aus überlegener Quellenbeherrschung heraus in streng wissenschaftlicher Methode dieses neue Bild vom Werdegang des Christentums gezeichnet wurde, von der unterdrückten Winkelgemeinschaft bis hin zur Reichskirche, war das Ergebnis um so eindrucklicher. Wenn heute der greise, inzwischen durch den Adlerschild des Deutschen Reiches ausgezeichnete Gelehrte dies allgemeinverständlich geschriebene Werk in vielfach ergänzter und erweiterter Form erneut vorlegt, so wird dies Bild des Verhältnisses von Politik und Religion in der Frühzeit der Kirche bei den besonderen Anliegen unserer Gegenwart von ganz besonderer Bedeutung und Wirksamkeit sein können. Jeder, der mit historischem Verständnis sich um die Fragen unserer Gegenwart bemüht, wird für die Erneuerung des schon früh berühmt gewordenen Buches nur dankbar sein. Der Verlag gibt es in wesentlich verbesserter und verschönerter Ausstattung, gleichzeitig zu einem billigerem Preise heraus.

VERLAG VON B. G. TEUBNER IN LEIPZIG UND BERLIN

Veröffentlichungen der Forschungsinstitute an der Universität Leipzig
Institut für Kultur- und Universalgeschichte

Neuer Band: **Petrus de Bosco**

(Pierre Dubois) *Summaria brevis et compendiosa doctrina felicitatis expeditionis et abbreviacionis guerrarum ac litium regni Francorum*

Nach dem Cod. Lat. Nr. 6222 C der Bibliothèque Nationale zu Paris

Herausgegeben von Dr. Hellmut Kämpf

(*Quellen zur Geistesgeschichte des Mittelalters und der Renaissance. 4. Band*)

Geh. *RM* 2.80

Als Bd. 54 der Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance erschien von dem Herausgeber des obigen Buches:

Pierre Dubois und die geistigen Grundlagen des französ. Nationalbewußtseins um 1300

Geh. *RM* 5.60

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen



NEUE WEGE ZUR ANTIKE

Ein neues Heft der 2. Reihe: Interpretationen

HERODOT

Der erste Geschichtschreiber des Abendlandes

Von Max Pohlenz. 1936. (VI, 222 S.) 8°. Heft 7/8. Geh. *R.M.* 9.20

Das große nationale Erlebnis der Perserkriege hat dies erste Geschichtswerk des Abendlandes und der Griechen hervorgerufen. Herodot will die Ruhmestaten seines Volkes künden, indem er die Wahrheit, die tatsächlichen Vorgänge wissenschaftlich erforscht und darstellt. Sein historisches Denken bewährt sich darin, daß er das große Geschehen aus seinen geschichtlichen Voraussetzungen verstehen will und so als erster die Auseinandersetzung zwischen Ost und West als welthistorischen Prozeß betrachtet. Diese erste Gesamtdarstellung Herodots eröffnet gleichzeitig einen neuen Zugang zu der Frage nach Amt und Aufgabe nationaler Geschichtschreibung.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Indogermanen und Germanen

Von Prof. Dr. W. Schulz, Direktor der Landesanstalt für Volkheitskunde in Halle.
Mit 98 Abb. Kart. *R.M.* 2.40 [Best.-Nr. 5244]

Ein neues Urteil!

„Da neuerdings in der Herkunftsfrage wieder irreführende Ansichten verbreitet werden, wird man es freudig begrüßen, daß Waltherr Schulz die Ergebnisse der Vorgeschichtsforschung, dieses wichtigste Gebiet unserer deutschen Vorzeit, zusammenstellt. Das Werk bietet die beste Übersicht über die älteste Geschichte der europäischen Völker nordischen Blutes. Den Hauptteil nimmt die Darstellung der Indogermanen der Jungsteinzeit ein. Der letzte Abschnitt ist den Germanen gewidmet und schließt mit einer kurzgefaßten Schilderung ihrer Ausbreitung von der Bronzezeit bis zu den Wikingern. Das Buch gehört in die Hand jedes Vorgeschichtsfreundes, vor allem aber in den Bücherschrank jedes Lehrers.“

(Germanenerbe. Monatschrift für deutsche Vorgeschichte
Amtliches Organ des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte.)

Prüfungspreis für Sachlehrer *R.M.* 1.20

Dieser Betrag wird gutgeschrieben, wenn Klassenbestellung (nur durch den örtlichen Buchhandel) erfolgt.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Die Wittenberger Reihe

bringt fortlaufend die Vorträge, die bei den auf Anregung von Reichsminister Kerrl ins Leben gerufenen Wittenberger Kursen gehalten werden. Der theologische Ertrag der Kurse wird so weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Die Hefte sind Beiträge zum Gespräch über die für die Kirche in unseren Tagen entscheidungsvollen Fragen. Sie dienen in ihrem Teil der theologischen Klärung und dem kirchlichen Aufbau.

Bisher sind erschienen:

D. Dr. Friedrich Karl Schumann, „Amt der Kirche und Berufung zum Amt“

Lic. Dr. Wolfgang Trillhaas, „Die Einheit der Heiligen Schrift“

D. Dr. Simon Schöffel, „Die Notwendigkeit der kirchlichen Lehre“

Walter Ruff, „Die Bindung an Schrift und Bekenntnis“

Umfang durchschnittlich 40 Seiten stark. Preis 55 Pfennig

Evangelischer Pressverband für Deutschland
Berlin-Steglitz, Beñmestraße 8

Jeder Kauf dieser Marken



hilft dem WHW

Warum Erziehung trotz Vererbung?

Don Prof. Dr. G. Pfahler

2., durchgef. Aufl. Mit 6 Abbildungstafeln. Geb. *R.M.* 3.20

Mit dem Unbedenklichkeitsvermerk der Parteiamtlichen Prüfungskommission zum Schutze des NS.-Schrifttums versehen!

„... Pfahler, uns längst kein Unbekannter, stellt gemäß der seelischen Grundfunktionen eine Reihe von Charaktertypen auf, an denen er die Leitgedanken des Buches im einzelnen auseinandersetzt und so für uns fruchtbar und überzeugend gestaltet. Alles in allem liegt hier eine Arbeit vor, die als außerordentlich wertvoll und uns in wesentlichen Erkenntnissen bereichernd bezeichnet werden muß.“

(NS.-Briefe. Schulungsblätter der NSDAP. im Rhein-Main-Gebiet.)

„Ein Wert, das weit über dem Wert der durchschnittlichen Tagesproduktion steht und seine Bedeutung auch dann noch behalten wird, wenn die Grenzen der Freiheit innerhalb angeborener Wesensart schärfer abgesteckt sind, als es heute möglich ist. Hier zeigt sich, wie außerordentlich fruchtbar die Fragen der Rasse und Vererbung auf die Charakterkunde gewirkt haben und — auf die Erziehung noch werden wirken müssen! Denn darum geht es dem Verfasser, der Erziehung richtigen Einfaß und Weg zu zeigen.“ (Neue Wege.)

Voranzeige!

Anfang 1937 wird erscheinen:

Die leiblich-seelische Geschlechtsentwicklung des Kindes und Jugendlichen und ihre Stellung in Familie, Schule und Gericht

Don Nikolaus Jennebach

Kart. etwa *R.M.* 4.—

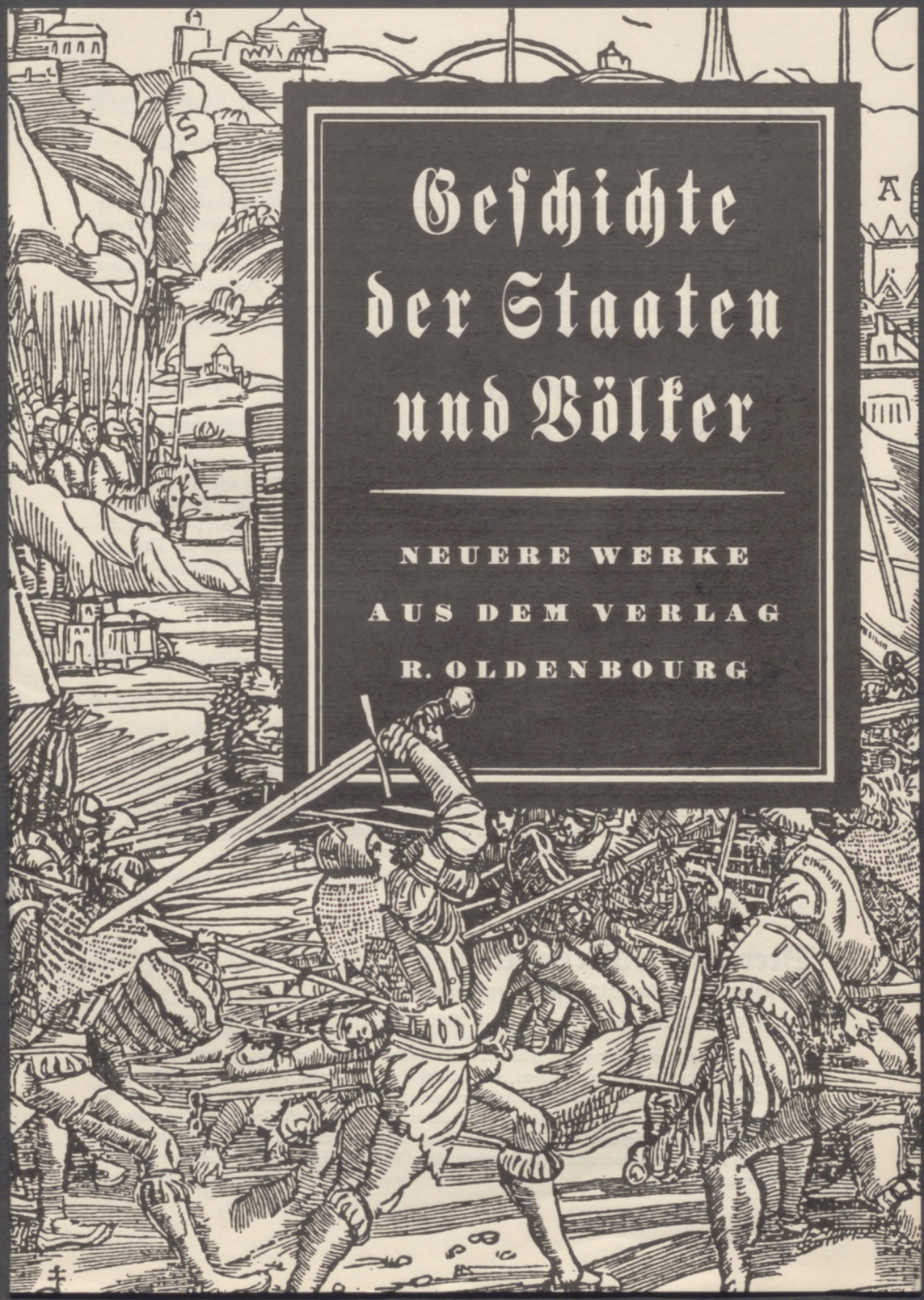
Das Buch behandelt eine der schwierigsten und verantwortungreichsten Fragen der Erziehung und Charakterbildung überhaupt — eine Frage, über die auch heute noch in weiten Kreisen große Unwissenheit bzw. Unsicherheit oder gänzlich falsche Vorstellungen und Urteile und demnach auch falsche Behandlungsweisen vorherrschen.

Es ist daher ein Verdienst des Verfassers, in seinem Buche zunächst klare Begriffe und Vorstellungen zu umreißen und dann allen Erziehern den richtigen Weg zu zeigen, wie man dem Kinde und dem Jugendlichen über ihre tausend Nöte durch Hilfsbereitschaft und verstehende Liebe hinweghelfen kann. Zur Erfüllung dieser Aufgabe ist jeder Erzieher im national-sozialistischen Staate verpflichtet; denn eines der hervorragendsten Ziele dieses Staates ist die Sittenerneuerung des deutschen Volkes.

Das Buch behandelt die einzelnen Stufen der geschlechtlichen Entwicklung in den verschiedenen Lebensaltern des Kindes und Jugendlichen, ferner u. a. kindliche Geschlechtskonflikte, krankhafte Veranlagungen, die Aufgaben von Familie und Schule und endlich im Schlußabschnitt noch die schwierige Frage der Kinderausagen vor Gericht.

Das Buch wird gefördert von der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten und weiter ist der Verfasser in pädagogischer Hinsicht von Oberstudien-direktor Dr. Hunger-Bittau, in rassistischer von dem bekannten Rasseforscher Professor Dr. H. F. K. Günther, in juristischer von Geheimrat Dr. van Calker, Mitglied der Akademie für deutsches Recht, beraten worden.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin



Geschichte der Staaten und Völker

NEUERE WERKE
AUS DEM VERLAG
R. OLDENBOURG

Die Entstehung des Historismus

Von Friedrich Meinecke 664 Seiten. 1936. In zwei Leinenbänden RM. 22.—

Das Aufkommen des Historismus war eine der größten geistigen Revolutionen, die das abendländische Denken erlebt hat. Dieses neueste Werk Meineckes ist die Geschichte dieser geistigen Revolution. Die Grundsätze des Historismus, der neue Sinn für das Individuelle und dessen Entwicklung, sind zu Grundsätzen der modernen Geisteswissenschaften überhaupt geworden. Und der Ursprung des neuen Sinnes führt auf Zusammenhänge von großer geistesgeschichtlicher Bedeutung. Fast ein Viertel des Werkes ist Goethe gewidmet, denn das neue Welt- und Lebensgefühl, das in ihm hervortrat, umschloß auch ein neues Geschichtsgefühl.

Geschichte des deutschen Volkes

Von Friedrich Stieve 20. Tausend. 491 Seiten. 1936. In Leinen RM. 6.50

„Die Erfahrungen eines Mannes, dessen politisches Wissen im Dienste der deutschen Außenpolitik gewachsen ist, wirkt sich in entscheidendem Maße auf die Fragestellungen und die Gestaltung des Buches aus. Er besitzt ein echtes Verhältnis zur Macht als einem grundlegenden Faktor zur geschichtlichen Größe. . . So sehr die politischen Vorgänge die Darstellung beherrschen, so sehr wird doch der Titel des Buches in einem anderen Sinne gerechtfertigt. Es gelingt Stieve, den Bericht vom politischen Wege des deutschen Volkes mit der farbenreichen Schilderung seines inneren Lebens zu verbinden.“

Deutsche Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung

Friedrich List Der Mann und das Werk

Von Friedrich Lenz 451 Seiten. 1936. In Leinen RM. 17.—

Friedrich Lenz, der Mitherausgeber der Werke Lists, hat hier eine Darstellungsform gefunden, die spannend und unterrichtend den Menschen und sein Werk zugleich schildert. Lebenskampf und Lebenswerk eines Mannes mit heißem Herzen, Staats- und Gesellschaftslehre eines großen Gelehrten, Zeit und Umwelt eines tragischen Geschicks werden in wunderbarer Weise lebendig. Zugleich erwächst uns die Einsicht, wieviel List der Gegenwart zu sagen hat.

„Die Darstellung hat nicht nur wissenschaftlichen Wert, sie ist auch eine schriftstellerische Leistung.“

Zeitschrift des VDI

Heer und Völkerschicksal

Betrachtung der Weltgeschichte vom Standpunkt des Soldaten

Von N. v. Pawlikowski-Cholewa 2. Aufl. 496 Seiten. 1936. In Leinen RM. 8.50

„Der Verfasser hat seine Absicht voll und ganz erreicht, in gedrängter Kürze gemeinverständlich zu zeigen, wie es bei den einzelnen Völkern in militärischer Beziehung zu den verschiedenen Zeiten ausgesehen hat, welcher militärischen Organisation und welches Verfahrens sich die uns bekannten Völker zur Verteidigung ihrer Selbständigkeit oder zur Erreichung ihrer politischen Ziele bedienten, und wie eng ihr Werden und Vergehen mit ihrer Wehrhaftigkeit und ihrer Kriegskunst verknüpft war.“

Soldatentum

Geschichte Englands

Von C. M. Trevelyan 2. Aufl. 861 Seiten. 1936. In zwei Leinenbänden RM. 17.50

„Mit diesem außerordentlichen Werk ist für jede Art nationaler Geschichtsschreibung ein Leitbild aufgerichtet: denn der Radius seiner Bedeutung reicht weit über die Grenzen des Volkes hinaus, dessen äußeren und inneren Lebensgang es aufzeichnet. . . Es ist erstaunlich, von wieviel Seiten her Trevelyan jeweils seinen Gegenstand umspielt und umleuchtet und wieviel Bereiche des geschichtlichen Daseins er bei aller Gedrängtheit in den Kreis seiner Betrachtung einbezieht. . . Eine großartige Leistung, für deren — sorgfältig und liebevoll vorbereitete — Übermittlung wir nicht dankbar genug sein können.“

Europäische Revue

Geschichte der französischen Nation

Von Charles Seignobos 358 Seiten. 1935. In Leinen RM. 9.50

„Es dringt tief ein in die geistigen und kulturellen Zusammenhänge und zeigt mit größter Lebendigkeit die fortschreitende Entwicklung und ihre Niederschläge in Volkesbrauch, Einrichtungen, Gesetzgebung, in Religion, Kunst und Leben und natürlich auch in der Politik.“

Expreß-Informationen

„Im Vordergrund steht wohl die politische Entwicklung, aber es werden sämtliche Seiten des Kulturlebens des französischen Volkes von der entscheidenden Fragestellung her mit herangezogen.“

Der Zeitspiegel

Der deutsche Bauernkrieg

Von Günther Franz Darstellungsband: 507 Seiten. 1933. In Leinen RM. 18.50

Attenband (mit Gesamtregister zu beiden Teilen) 451 Seiten. 1935. In Leinen RM. 14.—

„Für eine neue Gesamtdarstellung war die Zeit reif; es mußten die zahlreichen monographischen und territorialgeschichtlichen Untersuchungen zu einer Einheit historischer Bildhaftigkeit verbunden werden. Dem hat Günther Franz in seinem Buche entsprochen. Er baut auf einer gründlichen selbständigen Einzelforschung auf.“

Deutsche Literaturzeitung

. . . für lange Zeit die maßgebende Darstellung des Bauernkriegs . . .

Zeitschrift für Schweizerische Geschichte

Belgrad-Berlin, Berlin-Belgrad 1866-1871

Von J. Albrecht von Reiszwiß 246 Seiten. 1936. Broschiert RM. 7.50

„Wir dürfen es mit besonderer Freude und Dank begrüßen, daß Reiszwiß in seinem ganz ausgezeichneten Buch unsere Aufmerksamkeit wieder auf jenen Abschnitt der deutsch-serbischen Beziehungen gelenkt hat, an den es heute mutatis mutandis anzuknüpfen gilt, und daß er dabei dem Bewußtsein der Nation den wahren Sinn der Bismarckschen Orientpolitik zurückgewonnen hat. Mit der unbestechlichen Sachlichkeit des echten Historikers, mit einer Ranke vergleichbaren Klarheit der Sprache ist in diesem Buch eine außenpolitische Geschichte Serbiens vom ersten Aufstand 1804 bis 1890 gegeben.“

Deutsches Volkstum

Der Aufstieg des Papsttums

im Rahmen der Weltgeschichte 1047-1095

Von Alexander Cartellieri 335 Seiten. 1936. In Leinen RM. 16.50

Cartellieri erörtert in seinem neuesten Werk die Frage, wie es kam, daß der um die Mitte des 11. Jahrhunderts unbestrittene Vorrang des deutschen Kaisertums so rasch vorloren ging. Es erlag dem Bunde der unbotmäßigen deutschen Fürsten mit Gregor VII. Die Demütigung Heinrichs IV. und die Wahl eines Gegenkönigs eröffneten der Kleinstaaterei die Bahn. Nicht der machtlos gewordene deutsche Kaiser, sondern der französische Papst Urban II. stellte sich an die Spitze der Kreuzzugsbewegung.

Weltgeschichte als Machtgeschichte

Die Zeit der Reichsgründungen 382-911

Von Alexander Cartellieri 424 Seiten. 1927. In Leinen RM. 16.50

„So ist das Buch ein Hand- und Nachschlagebuch für die politische Geschichte des frühen Mittelalters, besonders brauchbar durch eingehende Berücksichtigung der oströmischen und islamischen Geschichte; es unterscheidet sich von allen Vorgängern dadurch, daß jede Einzel Tatsache durch Hinweis auf die wichtigsten neueren quellenmäßigen Darstellungen und Monographien belegt ist.“

Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte

Die Weltstellung des Deutschen Reiches 911-1047

Von Alexander Cartellieri 551 Seiten. 1932. In Leinen RM. 30.—

„Die sorgsame und zuverlässige Arbeit beruht auf einer erheblichen Quellenkenntnis und auf einer sehr großen Vertrautheit mit der Literatur.“ *Historische Zeitschrift*

„Eine treffliche Beherrschung des großen Stoffes und die glückliche Verbindung der deutschen Geschichte mit der gesamteuropäischen. Das vorzüglich geschriebene Geschichtswerk leistet dank eingehendem Literaturverzeichnis, dauernder Belegung der angeführten Tatsachen, ausführlichem Namensregister auch als Handbuch gute Dienste.“

Zeitschrift für schweizerische Geschichte

Geschichte des europäischen Staatensystems 1559-1660

Von W. Blatzhoff 297 Seiten. 1928. In Leinen RM. 13.—

„Nach einer einleitenden Erörterung über den Begriff der Gegenreformation schildert er zunächst die Lage um 1559 und die damaligen Glieder des europäischen Staatensystems. Der zweite Abschnitt gilt deren Geschichte bis 1618. Erst im dritten Abschnitt, der in erster Linie dem Dreißigjährigen Krieg gewidmet ist, tritt das Reich und seine Geschichte in den Mittelpunkt. Das Ineinandergreifen der verschiedenen Glieder des europäischen Staatensystems darzustellen, ist dem Verfasser besonders gut gelungen.“

Jahresberichte für deutsche Geschichte

Historik

Vorlesungen über Enzyklopädie und Methodologie der Geschichte; Grundriß der Historik.
Von Johann Gustav Droysen Im Auftrage der Preuß. Akademie der Wissenschaften
herausgeg. von Rudolf Hübner. 450 Seiten. Etwa RM. 10.—. Erscheint im Januar 1937.

Diese bisher unveröffentlichte Vorlesung gibt eine Zusammenfassung von Droysens geschichtsphilosophischer Gesamtauffassung, der dritten seiner großen Konzeptionen: der historischen neben der hellenistischen und der preußischen. Beigegeben wurde ferner der „Grundriß der Historik“, ein Leitfaden, der zuerst für seine Hörer gedruckt wurde und den Erich Rothacker eines „der geistesphilosophischen und geisteswissenschaftlichen“ Meisterwerke des Jahrhunderts nennt.

Politische Schriften

Von Johann Gustav Droysen Im Auftrage der Preussischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von Felix Gilbert. 393 Seiten. 1933. Broschiert RM. 18.80

„Eine Publikation, deren Wert für die Droysenforschung ohne jeden Zweifel ist. Sie ist ferner von Wichtigkeit für die Geschichte des Liberalismus. . . Aber darüber hinaus wird es für jeden, der sich mit der allgemeinen Geschichte der 40er und 50er Jahre des 19. Jahrhunderts befaßt, von Gewinn sein, die Betrachtungen zu verfolgen und zu überdenken, die ein so aufgeschlossener, urteilsfähiger und kenntnisreicher Betrachter angestellt hat.

Historische Vierteljahresschrift

Geschichte der neueren Historiographie

Von Eduard Fueter † 3. um einen Nachtrag vermehrte Auflage, besorgt von Dietrich Gerhard und Paul Sattler. 692 Seiten. 1936. In Leinen RM. 23.—

Eduard Fueters Geschichte der neueren Historiographie gehört zu den Werken, die zwar im einzelnen häufig angefochten, als Ganzes aber schwer zu ersetzen sind, weil sie einen weitschichtigen Stoff einheitlich zur Darstellung bringen. Die Herausgeber legen auch diese dritte Ausgabe in unveränderter Textgestaltung vor. Nur Druckfehler und einige sachliche Irrtümer wurden richtiggestellt. Von den früheren Auflagen unterscheidet sich die vorliegende vor allem dadurch, daß in einem drei Bogen starken Nachtrag über das seit 1911 erschienene Schrifttum berichtet wird.

Die Geschichtswissenschaft

Aufbau und Aufgaben

Von Erich Keyser 247 Seiten. 1931. In Leinen RM. 10.80

„Keyser hat den dankenswerten Versuch gemacht, von einer den heutigen Bedürfnissen entsprungenen Fragestellung aus Aufbau und Aufgaben der Geschichtswissenschaften neu darzustellen. . . Keyser gibt eine klare und belehene Übersicht der methodologischen und terminologischen Fragen, was Zeitgeschichte, was Raumgeschichte, was Weltgeschichte sei, er bespricht das Quellenwesen und erörtert die Einteilung des wissenschaftlichen Gesamtgefüges; zu Beginn behandelt er kritisch gegenwärtige Aufgaben der Geschichte.“

Geistige Arbeit

„Es weht ein frischer Geisteszug durch das ganze Buch.“ *Jahresber. f. deutsche Geschichte*

Friedrich Friesen Ein politisches Lebensbild

Von Erwin Rundnagel 210 Seiten. 6 Tafeln. 1936. In Leinen RM. 4.80

„Friesen gehört zu den vielgenannten Männern aus der Zeit der deutschen Erhebung. Aber von seiner Persönlichkeit, seinen Lebensumständen, vor allem von seiner wirklichen geschichtlichen Bedeutung war bisher nur wenig bekannt . . . Man empfängt aus dem Buch den stärksten Eindruck von der hinreißenden Art des in jeder Hinsicht liebenswerten Jünglings und Mannes. ‚Wie Scharnhorst unter den Alten, ist Friesen von der Jugend der Größte aller Gebliebenen‘ — dies Wort von Jahm wird durch Rundnagels Buch in bester Form erhärtet.“ *Jahrbuch Sachsen und Anhalt*

Wilhelm von Humboldt und der Staat

Ein Beitrag zur Geschichte deutscher Lebensgestaltung um 1800

Von S. A. Raehler 593 Seiten. 1927. In Leinen RM. 8.50

„Es geschieht nicht eben häufig, daß eine Neuerscheinung schon durch den Ton ihrer Darstellung so wie diese aufhorchen läßt: daß hinter der methodischen Erledigung eines gegebenen Stoffes eine so eigenwillige geistige Grundhaltung, ein eigenes Programm spurbar wird.“ *Deutsche Literaturzeitung*

„Humboldts zwiespältiges Innenleben ist hier zum ersten Male im wahrsten Sinne des Wortes bis in die tiefsten Urründe hinein erforscht und anschaulich gemacht worden. . .“ *Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft*

Briefe des Staatskanzlers

Fürsten Metternich-Winneburg an den österreichischen Minister des allerhöchsten Hauses und des äußeren Grafen Buol-Schauenstein aus den Jahren 1852-1859

Herausgegeben von Carl J. Burdhardt 246 Seiten. 1934. Brosch. RM. 8.50

Aufschlußreich ist Metternichs Kritik am Liberalismus der neuen Aera, die die Freiheitsbewegung aus einer revolutionären in eine legale verwandelte. Vieles findet sich, das gestern noch als überholt und beinahe schrullenhaft gewirkt hätte und das heute sich mit einem neuen Sinn erfüllt und die Einsicht nahelegt, dem alten Kanzler sei sein so oft geäußelter Wunsch, dereinst „recht zu behalten“ nun in Erfüllung gegangen.

Feinde Bismarcks Geistige Grundlagen der deutschen Opposition 1848-1918

Von Otto Westphal 304 Seiten. 1930. In Leinen RM. 12.—

Die im Jahre 1929 entstandene Arbeit stellt den Versuch dar, den Kampf gegen die Zersetzung der Geisteswissenschaften im nachbismarckischen Deutschland unter dem Gesichtspunkt einer wieder von Grund auf „politischen“ Geschichtsschreibung aufzunehmen. Die Absicht des Buches ist, die Gestalt Bismarcks von Mißdeutungen der Demokratie wie der Reaktion zu befreien und klarzustellen, welche Bedeutung dieser große Staatsmann, der über die schöpferischen Elemente unserer Zeit: Volksgemeinschaft, Arbeitertum usw. noch nicht gebot, für uns heute noch hat.

Vorgeschichte von Deutschland

Von E. Schuchhardt 3. Aufl. 399 Seiten. 318 Abbildungen. 1935. In Leinen RM. 9.60

„Es wird niemand mehr über deutsche Vorgeschichte sprechen können, der nicht Schuchhardts Werk gründlich in sich aufgenommen hat.“ *Badische Fundberichte*

„Wir verweisen alle, die sich gründlich über deutsche Vorgeschichte unterrichten wollen, auf dies ausgezeichnete Werk.“ *Die Neue Literatur*

„Wer auch über die Kelten und Slawen auf deutschem Boden sich unterrichten will, dem steht kein anderes Werk zu Verfügung.“ *Deutsches Philologenblatt*

Deutsche Vor- und Frühgeschichte in Bildern

Von E. Schuchhardt 80 Tiefdrucktafeln mit 338 Abbildungen. 1935. RM. 3.80

„Ein großes Bilderbuch, wertvoll durch die gebotene Möglichkeit der Vergleichung, durch gute Zusammenstellung und neues Material. Darin werden die großen Linien aufgezeigt, die unter bewußtem Verzicht auf ‚vielerlei Ecken und Winkel‘ sich darstellen durch Stücke, die eine ganze Epoche beleuchten und verdienen, daß jeder-mann sie sich einprägt. Ein besonderes Gewicht ist darauf gelegt, die Bauart der Burgen, der Häuser und der Gräber zu zeigen, wie sie bei der Ausgrabung erkannt wird, und wie sich dann das alte Bild wiederherstellen läßt, woraus sich wichtige Schlüsse auf das Völkische ziehen lassen.“ *Hamburger Fremdenblatt*

Der Weg des Menschen durch die Erd- und Kulturgeschichte

Von Arndt Thorer 376 Seiten. 1934. In Leinen RM. 13.50

„Ein hochinteressantes Buch — schon um der Kühnheit willen, mit der hier die Gesamtheit der Geschichtereignisse und der Erdräumfüllung seit dem Tertiär bis zur Gegenwart in ein großes Blickfeld zusammengerafft wird.“ *Die Literatur*

„Wer die Erd- und Geschichtsräume mit dem Verfasser durchwandert hat, wird über alle greifbaren Einwände, die einer solchen Überschau gemacht werden können, hinweg diese Reise durch die Jahrtausende mit reichem Gewinn beschließen.“ *Deutsche Zukunft*

Deutschland und Polen Beiträge zu ihren geschichtlichen Beziehungen

Herausgegeben von Albert Brackmann 279 Seiten. 1933. In Leinen RM. 6.—

(Gleichzeitig erschien eine französische und eine englische Ausgabe zum Preise von je RM. 5.—)

„Nicht weniger als 18 namhafte Historiker haben sich zusammengetan, um durch ihr Buch die geschichtliche Betrachtung in andere als die bisher gewohnten Bahnen zu lenken. Ausgehend von der Überzeugung, ‚daß beide Völker seit über 1000 Jahren in engster Raumbegrenztheit und deshalb besonders nahen politischen und kulturellen Beziehungen gestanden haben‘, wollen die Verfasser die Geschichte nicht in den Dienst der Leidenschaften, sondern des Verständnisses stellen.“

Nation und Schrifttum

Zufall oder Schicksal

Der vorzeitige Tod entscheidender Männer der deutschen Geschichte

Von C. G. von Eckartsberg 219 Seiten. 1935. In Leinen RM. 5.80

„Der Verfasser will das Leben und den Tod von Einzelnen in Rückwirkung zum Leben der Gesamtheit behandeln und an ganz bestimmten Fällen untersuchen, welche Folgen ein zufällig früherer Tod der betreffenden Menschen gehabt haben würde. Die Aufgabe wurde an Otto II., Heinrich III. und VI., Albrecht I. und II., Moritz von Sachsen und Wallenstein zu lösen versucht. Eine im höchsten Grade fesselnde Studie ist das Ergebnis.“

Deutschlands Erneuerung

Johannes Kepler in seinen Briefen

Herausgegeben von Max Caspar und Walter von Dyk 788 Seiten. 1930.

In zwei Bänden gebunden RM. 18.—

„Es hat noch kein Buch gegeben, das uns den Menschen Kepler so unmittelbar nahe zu bringen vermöchte wie diese Briefe. Der Mann, sein Leben und sein Werk stehen vor uns auf: in ihrer ganzen Beziehungsfülle, im Lichte unausschöpfbaren inneren Reichtums, das immer neu den äußeren Jammer überstrahlt.“

Die Sterne

„In wissenschaftlicher und geistesgeschichtlicher wie in ethischer und menschlicher Hinsicht ein gleich bedeutungsvolles Dokument.“

Zeitwende

Geschichte der italienischen Presse

Von Adolf Dresler Band I: Von den Anfängen bis 1815. 2. Auflage. 184 Seiten. 1933.

Brochüriert RM. 11.—. Band II: Von 1815-1900. 189 Seiten. 1934. Brochüriert RM. 8.50.

Band III: Von 1900-1935. 195 Seiten. 1934. Brochüriert RM. 8.50

„... ein Werk zum Abschluß gebracht, das als erstes aus einer deutschen Feder das gesamte Gebiet des italienischen Pressewesens umfassend zur Darstellung bringt. Dresler hat ein Werk geschaffen, das sowohl eine angenehme, ja fesselnde Lektüre vermittelt, wie auch ein zuverlässiges und erschöpfendes Nachschlagewerk darstellt... ein lebendiges Bild des italienischen politischen und geistigen Lebens in vier Jahrhunderten.“

Deutsche Literaturzeitung

Oliver Cromwell Ein Kampf um Freiheit und Diktatur

Von Heinrich Bauer 3. Auflage. 423 Seiten. 1935. In Leinen RM. 9.50

„Wenn man das Buch aus der Hand legt, glaubt man einen der spannendsten Romane gelesen zu haben. Jedoch belehrt das ‚Nachwort mit Quellenangaben‘ eines Besseren; diese Biographie ist so gediegen fundiert, wie man nur wünschen kann. Diese Zeit, eine der spannendsten der Geschichte, ist noch nie so spannend dargestellt worden.“

Süddeutsche Monatshefte

„... dieser Oliver Cromwell erscheint als Vorstoß eines Historikers vom ‚Fach‘ zum Leben. Es ist das Buch eines Künstlers.“

Völkischer Beobachter

Sacrum Imperium

Geschichts- und Staatsphilosophie des Mittelalters und der politischen Renaissance.

Von Moïz Dempf 590 Seiten. 1929. In Leinen RM. 19.50

„Dieses inhaltsschwere Buch ist die Frucht einer unermüdlchen Forschertätigkeit — auf einem Gebiet, wo es bisher nur Einzelforschungen gab. Dempf ist es nun gelungen, die erste Ideengeschichte des christlich-abendländischen Reichsgedankens zu schaffen, indem er das ungeheure politische Schrifttum von der Bibel bis zu Nicolaus von Cues ideenmäßig aufarbeitete. Das Werk hat eine hervorragende Gegenwartsbedeutung, da doch auch in unseren Tagen die Reichs- und Volksidee im Mittelpunkt unseres Denkens steht.“

Blätter für deutsche Philosophie

Die Weltanschauung des Mittelalters

Von Heinrich Schaller 172 Seiten. 1934. Broschiert RM. 6.—

„Ein wissenschaftlich sorgfältig durchdachtes Werk, wertvoll vor allem durch die vortreffliche Auswahl der Stellen mittelalterlicher Autoren: aus den Kosmologien, den großen Systemen der Patristik und Scholastik, aus der Mystik. Es ermöglicht einen Überblick über Werden und Wesen der geistigen und religiösen Welt des Mittelalters und läßt die Art seines Denkens lebendig werden.“

Die höhere Schule

„Nicht nur eine gute Einführung, es führt auch in manchen Punkten über die Ergebnisse der bisherigen Forschung hinaus. . .“

Geistige Arbeit

Die Reformation

Von Heinrich Schaller 87 Seiten. 1934. Broschiert RM. 3.50

„Schaller, dem wir bereits eine glänzende Darstellung der Weltanschauung des Mittelalters verdanken, gibt hier ein überaus farbenreiches Gemälde des Reformationszeitalters mit all seinen Licht- und Schattenseiten.“

Das evang. Darmstadt

„. . . versteht es, den geistigen und seelischen Gehalt der Reformation wirklich auszuschöpfen. Wenn irgendwo, so erfahren wir es hier, daß die großen Ideen das Bewegende in der Geschichte sind. . .“

Blätter für Bücherfreunde

„. . . Selbständigkeit und Treffsicherheit des Urteils. . .“

Geistige Arbeit

Allgemeine Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit

Von Josef Kulischer I. Das Mittelalter. 361 Seiten. 1928. In Leinen RM. 14.—; II. Die Neuzeit. 564 Seiten. 1929. In Leinen RM. 21.—

„Das hervorragende, gediegene und gründliche Werk . . . ein außerordentlich zuverlässiger Führer durch das weite Gebiet. Überall werden die umstrittenen Probleme ausgezeichnet dargelegt . . . Er bemüht sich, eine Geschichte des wirtschaftlichen Lebens und nicht so sehr eine solche der wirtschaftlichen Verfassungsordnung zu geben. Und das ist ihm auch in weitem Maße geglückt, so daß man hier eine wirkliche Wirtschaftsgeschichte, nicht nur eine Darstellung der Rechts- und Verfassungsverhältnisse und der Wirtschaftspolitik hat.“

Forschungen zur brandenb. u. preuß. Geschichte

Die Zerstörung der Pfalz von 1689

im Zusammenhang der französischen Rheinpolitik

Von Kurt von Raumer 344 Seiten. 1930. In Leinen RM. 12.50

„Nicht nur dem Gegenstande nach, sondern auch wegen ihrer Form und Gedanken-tiefe gebührt der erstmals zusammenfassenden wissenschaftlichen Darstellung des französischen Zerstörungswerkes in den Feldzügen 1688/89 der auszeichnende Platz. Es ist das große Verdienst Raumers, die Zerstörungsmaßnahmen in der Pfalz und in den benachbarten Gebieten nicht nur in das ganze politisch-militärische Geschehen der Zeit, sondern auch in die uralte Auseinandersetzung zwischen Frankreich und Deutschland eingeordnet zu haben.“

Jahresberichte der deutschen Geschichte

Vom Weltkrieg zur nationalen Revolution

Von Wilhelm von Kloeber 56. Tausend. 155 Seiten. 1935. Kartoniert RM. 1.80

In knapper Form, klar und wahr, läßt hier der berufene Historiker die Tatsachen sprechen. Verstärkt wird die Eindringlichkeit der Wirkung durch eine äußerst anziehende und lebendige Darstellung.“

Nationalsozialistische Lehrzeitung

„Kloeber bringt in seinem kurzen Abriss der deutschen Geschichte der letzten zwanzig Jahre in lebendiger Darstellung trotz sorgsamer Anführung zahlreicher Einzeltatsachen die großen Linien der Entwicklung klar und überzeugend heraus.“

Bücherei- und Bildungspflege

Die Ausbreitung des Deutschtums in Südtirol

im Lichte der Urkunden

Von Otto Stolz Vier Bände mit 1719 Seiten in Leinen RM. 70.50

Die Bände sind auch einzeln lieferbar.

„... eine wissenschaftliche und kulturpolitische Leistung ersten Ranges ... eine Arbeit, die beispielgebend für die Randlandschaften des deutschen Volksraumes werden dürfte ...“

Prof. E. Schwarz, Prag

„... die Grundlage, auf der sich die Erkenntnis der nationalen Verhältnisse in Südtirol immer aufbauen wird ...“

Nation und Staat

Kohle und Eisen im Weltkriege und in den Friedensschlüssen

Von Ferdinand Friedensburg 332 Seiten. 1934. In Leinen RM. 8.80

„Eine geopolitisch-wirtschaftsgeographische Studie von seltenem Format, ein-drucksvoll in den Tatsachen, konstruktiv in der Erörterung. Es ist ein grundlegendes Buch für jedes wehrwirtschaftliche Studium, zumal es sich mit den wesent-lichsten Kriegsrohstoffen befaßt. . . Instruktive Karten der Rohstoffstandorte und ihrer Beziehungen militärischer und politischer Art sind beigegeben.“

Zeitschrift für Geopolitik

England und der Aufstieg Rußlands

Zur Frage des Zusammenhanges der europäischen Staaten und ihres Ausgreifens in die außereuropäische Welt in Politik und Wirtschaft des 18. Jahrhunderts

Von Dietrich Gerhard 444 Seiten. 1933. Broschiert RM. 16.80

„... sicherlich eine der schönsten und reifsten Früchte deutschen Gelehrtenfleißes in der letzten Zeit. Eine Fülle von Akten, vor allem aus dem Londoner Record Office, bildet neben zahlreichen Erzeugnissen der zeitgenössischen Publizistik die Grundlage für ein Werk, das sich ebenso durch die Schärfe des Blicks für die großen und kleinen Zusammenhänge politischer und wirtschaftlicher Art, wie durch die Klarheit der Darstellung auszeichnet.“

Jahresberichte für deutsche Geschichte

Der Kampf um den Erdball

Politisch-geographische Betrachtungen zu den weltpolitischen Machtfragen der Gegenwart und nahen Zukunft.

Von Johannes Wütschke 2. Auflage. 174 Seiten. 1935. Broschiert RM. 3.20

Wir empfehlen das knappe Buch als ein hervorragendes Handbuch angewandter Geopolitik. Ein scharfer Überblick über die Weltpolitik, der sich von anderen Werken dieser Art vorteilhaft unterscheidet.“

Zeitschrift für Geopolitik

„Es gibt gegenwärtig wohl kaum ein Buch, das so kurz und treffend über politisch-geographische Fragen orientiert wie das von Wütschke.“

Kölnische Zeitung

Griechische Geschichte

Im Rahmen der Altertumsgeschichte

Von Ulrich Wilcken 3. Auflage. 264 Seiten. 1931. In Leinen RM. 5.80

„Es sollte für alle Zweige der Altertumswissenschaft ein so bestfundiertes Hilfsmittel geben wie Wilckens Buch für die griechische Geschichte.“

Deutsches Philologenblatt

„... und ist geradezu das Lehr- und Lernbuch der Studenten geworden. Mit Recht; gibt es doch kaum eine andere Griechische Geschichte, die auf so engem Raume alles wirklich Wichtige vorlegte, und gewiß keine, deren Inhalt so zuverlässig den neuesten Ergebnissen der Wissenschaft entspräche. . . Zeittafel und Quellennachweise erhöhen den Wert dieses Werks. . .“

Orientalische Literaturzeitung

Römische Geschichte

Von Fr. Cauer 2. Aufl. bearb. von F. Geyer. 249 Seiten. 1933. In Leinen RM. 6.—

„... ein in den Tatsachen zuverlässiger Führer, in dem besonders neben dem kriegerischen Aufstieg das römische Recht und dessen Fortentwicklung als besondere Leistung Roms gewürdigt wird. . .“

Neue Jahrbücher für Wissenschaft

„... Geyer hat Cauers Buch mit Geschick und viel Kenntnissen im Sinne des Wilckenschen umgestaltet. . .“

Deutsches Philologenblatt

„Daß die Kaiserzeit einen auffallend breiten Raum einnimmt, möchte ich als besonderen Vorzug werten. . .“

Vergangenheit und Gegenwart

Historische Zeitschrift

Begründet von Heinrich von Sybel

Herausgegeben von Karl Alexander von Müller

AUFGABE

der Historischen Zeitschrift ist es, die Geschichtsforschung in einer großen Zeitwende so zu pflegen, daß sie der strengen Wissenschaft und den lebendigen Kräften des deutschen Volkes und Reiches zugleich genügt. Ihre Anschauung ist bewußt gesamtdeutsch. Sie läßt nicht bloß die sogenannten „eigentlichen“ Historiker zu Wort kommen, sondern die geschichtlich gerichteten Vertreter aller Nachbarwissenschaften. Ihr Schwerpunkt liegt, wie seit ihrer Begründung, auf der neueren Geschichte, sie setzt aber nach wie vor ihren Stolz darin, eine universale Zeitschrift zu sein.

INHALT:

Jedes Heft enthält einleitend mehrere größere Aufsätze. Kleinere Aufsätze folgen, welche in geschlossener Form über wichtige Neuerscheinungen des internationalen Schrifttums berichten oder kleinere Beiträge zu geschichtlichen Einzelfragen bringen. Daran schließt sich der wichtige Bericht über das geschichtliche Schrifttum, welcher nicht zuletzt dazu beigetragen hat, der H. Z. den Ruf als einer der ersten kritischen Zeitschriften zu geben. Weiter folgen die „Hinweise und Nachrichten“, welche teils durch kurze Inhaltsangabe oder Kritik, teils durch knappe Hinweise die gesamte Buch- und Zeitschriftenliteratur systematisch geordnet in kritischer Auswahl aufführen. Sie werden ergänzt durch eine regelmäßige, rein bibliographische Übersicht („Neue Bücher“), einschließlich der Dissertationen. Am Schluß folgen Nachrufe und Nachrichten über sonstige, für die Geschichtswissenschaft wichtige Ereignisse. Alles in allem dürfte diese Aufzählung die Universalität der Zeitschrift beweisen.

HERAUSGEBER

ist Karl Alexander von Müller, o. Prof. an der Universität München, Präsident der Bayer. Akademie der Wissenschaften. Begründet wurde die Zeitschrift im Jahre 1859 von Heinrich von Sybel. 1894 bis 1935 leitete sie Friedrich Meinecke.

ERSCHEINUNGSWEISE:

Die Historische Zeitschrift erscheint in zweimonatlichen Zwischenräumen. Je drei Hefte bilden ein Band, so daß innerhalb eines Kalenderjahres zwei Bände erscheinen.

PREIS UND UMFANG:

Der Bezugspreis für den Band (3 Hefte) beträgt RM. 22,50. Einzelhefte kosten RM. 8.—. Am Umfang gemessen ist der Preis niedrig, denn jeder Band enthält 700 Seiten Text. Vollständige Probehefte können nur berechnet (für RM. 1.—) abgegeben werden. Ein Heft mit Probefbogen kann kostenfrei durch jede Buchhandlung bezogen werden.

R. OLDENBOURG • MÜNCHEN 1 UND BERLIN

Entwicklungsbiologie und Ganzheit

Ein Beitrag zur Neugestaltung des Weltbildes. Von Prof. Dr. B. Dürken,
Direktor des Inst. für Entwicklungsmechanik und Vererbung der Univ. Breslau.
Mit 56 Abb., 213 Seiten. Geh. *R.M.* 5.80, geb. *R.M.* 6.80

Ein Beispiel für die glänzende Beurteilung:

Dem Verfasser ist es gelungen, das Gebiet, das wie fast kein anderes zu den tiefsten, weltanschaulichen Fragestellungen der Biologie hinführt, in einer allgemeinverständlichen, dabei aber nicht weniger tiefgründigen Form darzustellen. So zeigt das Buch Dürkens erstens, welche hochinteressanten Ergebnisse auf diesem Gebiete gewonnen werden konnten, das den ursächlichen Zusammenhängen bei dem geheimnisvollsten Vorgang des Lebens: der Entwicklung vom Keim zum fertigen Organismus, nachgeht; und zweitens wie gerade dieses Gebiet grundlegend ist für eine ganzheitliche Auffassung der Lebenserscheinungen, die mit den allgemeinen, geistigen Umwandlungen in enger Beziehung steht"

(Univ.-Doz. Dr. L. Bertalanffy, Wien. 21. 10. 36.)

Verlag von **B. G. Teubner** in Leipzig und Berlin

Technisches Neuland

Pommern, das Land zwischen Trebel und Leba, durchflutet von dem Kraft- und Lebensstrom der Oder, war früher ein für die Technik totes Land.

Folgend dem gewaltigen Zuge der Zeit und aus der Erkenntnis, daß die deutsche Technik die beste Dienerin im Kampf um die lebensnotwendigsten Forderungen der Nation ist, strebt man heute danach, die Technik in den großen Aufbauprozeß des Volkes einzugliedern.

Der weite Raum Pommerns ist zu einem Land ungeahnter technischer Möglichkeiten geworden.

Pommern - Technisches Neuland!

Mittlerin zu sein zwischen Technik und technischem Können, Bindeglied von Staat zu Volk, Wegbereiterin für Pommerns Zukunft, das hat sich die Zeitschrift

„Die Technik in Pommern“

zur Aufgabe gemacht.

Lesen auch Sie Pommerns zukunftsweisende Zeitschrift. Kostenfreie Probehefte durch den Verlag.

**Pommerscher Zeitungsverlag G. m. b. H., Abteilung Zeitschriften, Stettin,
Breite Str. 51**

Hierzu eine Beilage vom Verlag D I l d e n b o u r g in M ä n c h e n, die der Beachtung der Leser empfohlen wird.